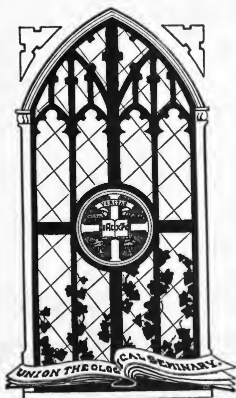


Neuguinea

James Chalmers, William Wyatt Gill, Richard Lesser


VERITAS
UNION THEOLOGICAL SEMINARY.

Neuguinea.



Menschenfänger.

Titelbild.



Neuguinea.

Reisen und Missionsthätigkeit

während der Jahre 1877 bis 1885

von

James Chalmers und W. Wyatt Gill.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Abbildungen und einer Karte.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1886.



Vorwort des Uebersetzers.

Am Ende des 20. Jahrhunderts wird man vergeblich nach einem Fleck der Erde Umschau halten, der noch zu entdecken wäre, unser ganzer Planet wird in Bezug auf Geographie, Völkerkunde und Naturwissenschaften im großen und ganzen — mit Ausnahme der Polargegenden — den Gebildeten so bekannt sein, wie heute die Länder Europas, und nur der Specialforschung wird stets ein unerschöpfliches Feld verbleiben. Wir aber stehen beneidenswertherweise noch inmitten der Lösung von Aufgaben, die sich die Völker, sobald sie in der Cultur eine höhere Staffel erklommen, seit Jahrtausenden von Generation zu Generation gestellt haben. Die Geschichte der Entdeckung der Erde ist die ihrer Erschließung und Nutzbarmachung für die gesammte civilisirte Menschheit; aus der Sehnsucht und Wißbegierde, zu schauen, was außerhalb der engern Heimat gelegen, jenseit der Berge, jenseit der Meere, entstand der Unternehmungsgeist, der sich nicht bannen läßt innerhalb der gegebenen Grenzen, der schon die Phönizier ihre kühnen Handelsfahrten nach weitentlegenen Gegenden ausdehnen ließ, der überhaupt den Austausch der geistigen und materiellen Güter der Menschen, die all-

gemeine Verwerthung der Gaben der Mutter Erde anbahnte; dieser ruhelose Drang im Menschen ist es, der bis auf die Gegenwart auch das geographische Wissen außerordentlich erweitern half. Die Eroberungszüge der kriegerischen und nach Schätzen lüsternen Völker thaten das ihrige, um die Kenntniß fremder Erdtheile immer mehr und mehr zu erschließen, während andererseits die stille, selbstlose Pionierarbeit der Missionare wie das kühne todesmuthige Vordringen der Forschungsreisenden zur Entschleierung des Geheimnisses, das über ganzen Continenten ruhte, unausgesetzt beigetragen. Unter den Nationen, welchen vorzugsweise die Erschließung der Erde für die Gesammtheit zu verdanken ist, nimmt die deutsche wahrlich nicht die letzte Stelle ein; die Zahl ihrer Söhne, die sich aus Wissensdrang in uneigennütziger Weise unter den größten Entbehrungen dieser hohen Culturaufgabe widmeten, die auf diesem Felde der Ehre ihr Leben hingaben, um in unvergänglichen Leistungen der Wissenschaft eine Basis für neue Forschungen zu überlassen, steht denen anderer Völker sicherlich nicht nach.

Immer enger zogen sich so die Kreise, welche die Terra incognita begrenzten, aber so Bewunderungswürdiges auch die letzten Jahrzehnte besonders in der Entschleierung des afrikanischen Continents geleistet haben, immerhin gibt es nicht nur dort noch ganz unermeßliche Gebiete zu entdecken und dem Weltverkehre zu erschließen, sondern auch von jener, den Namen Oceanien führenden vieltausendfältigen Inselwelt des Stillen Meeres ist noch der größte Theil zu erforschen. Nur ahnungsvoll kennen wir die Schätze der Natur, welche in jenen reichgesegneten Archipelen noch der Ausbeute harren, Land und Leute des Innern aber sind uns fremd und nur die Küsten sind dem Seefahrer einigermaßen bekannt.

Die größte unter den Südseeinseln, Neuguinea, gehörte noch vor kurzer Zeit im eigentlichen Sinne zur Terra incognita; ein mystisches Dunkel umhüllte diese Insel, sagen-

hafte Berichte wußten nur von Menschenfressern, von undurchdringlichen Sümpfen und Wäldern zu erzählen, und trotzdem die großen Weltstraßen so nahe im Norden und Süden bei Neuguinea vorüberführen, daß es nur eines mehrtägigen Abstechers bedarf, um die Heimat der wilden Papuas näher kennen zu lernen, so fanden doch solche Versuche bisher nur vereinzelt statt. Ueber die englischen Expeditionen berichtet uns eingehender die Einleitung dieses Buches, doch nur in flüchtigen Umrissen skizzirt sie die Entdeckungsgeschichte Neuguineas, sodaß es uns geboten erscheint, an dieser Stelle dieselbe noch näher auszuführen, namentlich aber auch auf die neuen und so wichtigen Beziehungen des Deutschen Reichs zu Neuguinea hinzuweisen.

Meneses, der portugiesische Entdecker der Insel, der 1526 auf der Reise nach Ternate durch den Nordwestmonsun über die Molukken hinaus an diese unbekannten Gestade getrieben und hier bis zum Eintritt des Südostmonsun zurückgehalten wurde, gab der Insel den Namen Papúa, nach dem malayischen Wort „papuwah", welches „kraushaarig" bedeutet. Nach dieser Eigenthümlichkeit des Haares wurden dann auch die Eingeborenen von Neuguinea wie die der benachbarten Archipele benannt. Den Namen Nueva Guinea erhielt die Insel von dem Spanier Iñigo Ortiz de Rete, der im 16. Jahrhundert ebenfalls auf der Fahrt nach den Molukken an der Nordküste derselben entlang fuhr, wegen ihrer vermeintlichen Aehnlichkeit mit der Guineaküste in Afrika. Bis der Spanier L. Vaez de Torres im Jahre 1606 die nach ihm benannte Straße durchfuhr und die Südküste Neuguineas entdeckte, hielt man die Insel für den nördlichen Theil des australischen Continents, während es dem Engländer W. Dampier im Jahre 1700 vorbehalten blieb, durch die Entdeckung der Straße, die jetzt seinen Namen führt, die Trennung Neubritanniens von Neuguinea zu constatiren. Seine Fahrt längs der nördlichen Küste Neuguineas gab auch 1705 Ver-

anlassung zur Entsendung des niederländischen Schiffes „Geelvink" nach der Nordwestküste Neuguineas, welches die nach ihm benannte Bucht auffand. Aber erst in unsern Tagen ist dieser holländische Theil näher erforscht worden und zwar von einem Deutschen, dem jetzigen Director des Ethnologischen Museums in Dresden, Dr. Adolf Bernhard Meyer, der mehrere Jahre auf Celebes und den Philippinen mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen zugebracht hatte. Im März 1873 lief sein in jeder Hinsicht gut ausgerüsteter Schoner, von Ternate ausgehend, in den Hafen von Doré, in der Nordwestecke der Geelvink-Bai, ein, um nach einem Abstecher nach den im Norden liegenden großen Inseln Mysore und Jobi wiederholt Landungen an den Gestaden der Geelvinks-Bai zu unternehmen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen und mühsamem, gefahrvollen Umherirren gelang es Meyer sodann, Neuguinea nahe der schmalsten Stelle zu durchqueren, indem er den MacClure-Golf an der Südwestküste erreichte, von wo er das Arfahgebirge bestieg. Diese Forschungsreise unsers Landsmannes erweiterte die Kenntniß von Neuguinea nicht nur durch eine reiche naturwissenschaftliche Ausbeute, sondern insbesondere auch durch die Studien, die Dr. Meyer über die physiologischen und psychologischen Eigenthümlichkeiten der Küsten- und Bergbewohner Neuguineas gemacht hat, unter denen er längere Zeit gelebt.

Mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben denn auch die weitern Explorationen der Küstengebiete der geheimnißvollen Insel begonnen. Wenn die Engländer besonders durch die verdienstvolle Culturarbeit der Londoner Missionsgesellschaft an der Südostküste Neuguineas, wie wir solche in diesen Blättern würdigen lernen, Hervorragendes geleistet, so thaten desgleichen von den Holländern von Rosenberg (1858 und 1860), von den Italienern Emilio Cerruti (1870), Odoardo Beccari (1871—72) und vor allem d'Albertis (1871—72 und 1875—77), und wie letzterer insbeson-

dere die Südküste gründlich erforscht und den Fly-Fluß hinauf mehrere mal ins Innere eindrang, so hat der russische Forscher Nikolaus von Miklucho-Maclay über ein Jahr (1871—72) an der Nordwestküste wie an der Südwestküste Untersuchungen angestellt und sich in den Jahren 1876—78 zur eingehenden Erforschung der Nordküste siebzehn Monate unter den Papuas in freundschaftlichem Einvernehmen mit ihnen aufgehalten; ihm wie d'Albertis sind sehr werthvolle Aufschlüsse zu verdanken. Eines Mannes aber, eines Deutschen, haben wir noch besonders zu gedenken, der nicht nur für die geographische Kenntniß Neuguineas sehr schätzenswerthe Beiträge geliefert, sondern sich auch in der Colonialgeschichte der Insel einen Namen gemacht hat: Dr. Otto Finsch. Seine im Jahre 1879 im Auftrage der Humboldt-Stiftung unternommene Reise um die Erde, deren Ziel Polynesien war, führte ihn, nachdem er die Sandwich-, Marshall- und Gilberts-Inseln, sowie die Karolinen zoologisch untersucht hatte, im Jahre 1882 nach Neuguinea. Nachdem Dr. Finsch sich drei Monate auf den Inseln der Torres-Straße mit Untersuchungen beschäftigt, lernte er während eines sechsmonatlichen Aufenthalts den ganzen Küstenstrich des südlichen Neuguinea vom Papua-Golf bis zur Keppel-Bai kennen, besonders den Port Moresby-District, Hood-Bai und den Aroma-District (Keppel-Bai), und brachte längere Zeit im Innern, im Gebiet des Laroki- und Goldie-Flusses, in der Richtung des Owen Stanley zu. Die überaus reiche wissenschaftliche Ausbeute dieser oceanischen Forschungsreise lieferte auch von Neuguinea ein werthvolles Material in Bezug auf Geographie, Ethnologie und Anthropologie, diese Reise aber hatte auch den kühnen Forscher mit Land und Leuten der großen geheimnißvollen Insel so vertraut gemacht und ihn von dem hohen Werth derselben als Colonialbesitz so überzeugt, daß er im Jahre 1884 mit Begeisterung den schwierigen Auftrag übernahm, der deutschen Gesellschaft, welche sich die Südsee und als Aus-

gangspunkt Neuguinea und Neubritannien für kaufmännische und colonisatorische Unternehmungen auserwählt, ein möglichst ausgedehntes Operationsfeld zu sichern. Von der schnellen und geschickten Lösung dieser Aufgabe hing es ab, sollte nicht ein seit lange erwogener und unter strengster Geheimhaltung vorbereiteter Plan von außerordentlicher Tragweite vollständig vernichtet werden, der den großen deutschen, zu Macht und Ansehen gelangten Continentalstaat zu einem im Stillen Ocean sich ausdehnenden Colonialreiche gestalten sollte, — ein Plan, der schon seit den Tagen datirte, als die Samoa-Vorlage die Verwerfung seitens des Reichstags erlitt. Diese Verkennung der deutschen Interessen im Welthandel und der Bedeutung von Stützpunkten für die Entwickelung und Erstarkung des deutschen Handels in der Südsee hatte glücklicherweise einige hervorragende Großkaufleute, an deren Spitze Geheimrath von Hansemann, der Chef der Discontogesellschaft in Berlin, stand, nicht davon abgehalten, mit Umsicht und Energie an der Durchführung ihres großen zukunftsreichen national-wirthschaftlichen Unternehmens festzuhalten, welches Deutschlands Handel und Industrie neue und werthvolle Absatzmärkte in fernen Welttheilen eröffnen, wie andererseits unser Vaterland durch eigene Colonien mit seinen Bedürfnissen an tropischen Producten versorgen sollte. Eine vollständige Geheimhaltung konnte aber nur erzielt werden, wenn die berliner Vereinigung ihre ersten Handlungen in der Südsee nicht unter eigenem Namen, sondern thunlichst unter Vermittelung einer im Stillen Ocean seit längerer Zeit thätigen Firma ausführen ließ, deren Schritte von den Concurrenten nicht allzusehr verfolgt wurden. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden Ende April 1883 unter der Bedingung des Schweigens die beiden hamburger Firmen, welche seit Jahren vorzugsweise in der Südsee Handel getrieben und Ländereien mit Niederlassungen dort besaßen, ins Vertrauen gezogen und zur gemeinsamen Mitwirkung an dem Unternehmen

auf Neuguinea und den benachbarten Archipelen gewonnen. Es waren dies die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, vormals Godeffroy, und Robertson & Hernsheim; erstere ward sodann im Mai 1884 mit der äußern ersten Durchführung des Planes seitens der berliner Vereinigung betraut, und unverzüglich ging nun die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft mit Besitzerwerbungen und Errichtung von Handelsniederlassungen in jenen oceanischen Gebieten vor. Nachdem sich hierauf die Verbündeten für die so geschaffene Grundlage ihres Unternehmens und seiner weitern Ausdehnung des Schutzes der Deutschen Reichsregierung vergewissert hatten, ward, wie oben erwähnt, zur Hauptaction an den Küsten Neuguineas Dr. Otto Finsch mit den weitgehendsten Vollmachten seitens des leitenden Comités gewählt. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als es nicht nur galt, hierzu einen großen Theil der Nordküste genauer zu erforschen und die Eingeborenen, welche vorher noch mit keinem Weißen in Berührung gekommen, zur Abtretung ihrer Ländereien zu bewegen, sondern auch dem durch Argwohn und Eifersucht Australiens angespornten Vorgehen Englands zuvorzukommen und politische Verwickelungen zu vermeiden. Nun, diesen hochbedeutsamen, so verantwortlichen Auftrag hat Dr. Finsch in kühner, umsichtiger Weise mit Hülfe des der inzwischen constituirten Neuguinea-Compagnie gehörenden Dampfers „Samoa“ in der kurzen Zeit vom 11. September 1884 bis 28. Mai 1885 gelöst. Er befuhr unter anderm die ganze Küste von der Milne-Bai bis zur Humboldt-Bai, von welcher ein Strich in Ausdehnung von nahezu 100 deutschen Meilen zuvor von keinem Schiffe in seiner vollen Länge befahren worden, und machte hierbei sehr wichtige geographische Entdeckungen. So fand er acht neue gute Häfen auf und erkundete bei Cap della Torre die Mündung eines großen Flusses, dessen Wassermengen es sind, die weithin die Trübung der Meeresströmungen an der Nordostküste Neuguineas

verursachen, welche bis dahin die Seefahrer von einer Annäherung an diese Küstenstrecke zurückhielt. Dr. Finsch's friedliche Erfolge in seinen Unterhandlungen mit den Eingeborenen fanden, wie bekannt, seitens der Deutschen Reichsregierung eine vorbereitete thatkräftige Unterstützung, indem dieselbe im November 1884 durch Hissen der Deutschen Flagge seitens Seiner Majestät Schiffe „Elisabeth" und „Hyäne" diese Gebiete unter ihren Schutz stellte und so in freundschaftlichem Einvernehmen mit England von dem nordöstlichen Theile Neuguineas Besitz ergriff, dessen Umfang 179,250 qkm (ungefähr die Hälfte des Preußischen Staats) beträgt.

Ist uns nun durch den Besitz von Kaiser Wilhelmsland das Interesse an Neuguinea nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im patriotischen Sinne nahe gebracht, so dürfte eine deutsche Uebertragung der Berichte über die Erfahrungen und Erfolge der kaum funfzehnjährigen Thätigkeit der Londoner Missionsgesellschaft auf Neuguinea, wie sie im nachfolgenden Werke geboten werden, besonders zeitgemäß erscheinen. Können doch die Aufschlüsse, welche dieselben in so reichem Maße über Beschaffenheit und Klima des Landes liefern, über die Rassenvarietäten, die äußerlichen wie seelischen Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen, über ihre Sitten und Gebräuche in vielfacher Hinsicht im großen und ganzen bei der Gleichartigkeit der natürlichen Verhältnisse der Insel und ihrer Bewohner auch für den deutschen Theil Neuguineas als Anhaltspunkte zur Beurtheilung dienen. Aber nicht nur hierin liegt der Werth dieser Aufzeichnungen für den deutschen Leser, sondern in der Kenntniß der Methode, wie diese englischen Sendboten und die von ihnen als Lehrer eingesetzten christlichen Südsee-Insulaner den Weg zum Herzen der wilden Papuas und zum Verständniß ihres Denkens und Handelns gefunden, und daß wir aus diesen Berichten die Ueberzeugung von ihrer Culturfähigkeit und Zugänglich-

keit für die Einwirkung von Lehre und Beispiel christlicher Gesittung gewinnen dürfen. Ganz besonders wohlthuend muß es uns aber berühren, daß sich durch diese Aufzeichnungen wie ein rother Faden eine Anschauung über diese Wilden hindurchzieht, wie sie ein deutscher Beobachter derselben, der obengenannte Forscher Dr. Meyer, als Schlußfolgerung seines damaligen Berichtes ausgesprochen: „Dieselben Motive des Handelns, dieselben Gemüthseigenschaften, dieselben Leidenschaften, dieselbe Weise der Erregung, der Verkettung und des Verlaufs der innern Thätigkeiten sehen wir am rohen Naturmenschen auftreten, wie am civilisirten Europäer, ohne daß die Rasse einen Unterschied macht, und sobald uns nur die Motivirung des Handelns bekannt ist, können wir nicht umhin, auch in dem affenähnlichsten Neger eine uns homogene verständliche Natur zu erblicken."

In dem Geiste der nachfolgenden Blätter möge auch Deutschland im Wettstreit mit England und den Niederlanden seine hohe civilisatorische Aufgabe unter den Papuas Neuguineas erfüllen und mit deren Hülfe und zu ihrem eigenen Besten den natürlichen Reichthum ihrer großen und schönen Heimat zur Förderung des vaterländischen Volkswohlstandes der Gesammtheit erschließen. Daß die Reichsregierung auf die Wohlfahrt der Eingeborenen bedacht ist, bekundet der Erlaß, den der Reichskanzler an den kaiserlichen Commissar im Deutschen Schutzgebiet der Südsee, Herrn von Oertzen, am 8. Juni vorigen Jahres gerichtet hat, folgendermaßen lautend:

„1. Neue Landerwerbungen ohne Genehmigung der Deutschen Behörde sind ungültig und nur ältere wohlerworbene Rechte werden geschützt werden;

„2. Waffen, Munition und Sprengstoffe, sowie Spirituosen dürfen bis auf weiteres an Eingeborene nicht verabfolgt werden;

„3. Es wird untersagt, Eingeborene zur Verwendung als Arbeiter aus dem Deutschen Schutzgebiete wegzuführen,

ausgenommen für deutsche Plantagen aus denjenigen Theilen des Neubritannischen Archipels, wo dies bisher geschehen ist, jedoch nur unter Controle deutscher Beamten."

Sicherlich wird auch die Neuguinea-Compagnie sich der hohen Vorrechte, die ihr durch Kaiserlichen Schutzbrief eingeräumt sind, zu Nutz und Frommen der Eingeborenen würdig zeigen und den deutschen Namen in der fernen Südsee als Hort christlicher Cultur ohne die Schädigungen der modernen Civilisation zu Ehren bringen. Auch für die farbigen Söhne jener Länder, über welche fortan die Deutsche Flagge ihren Schutz ausbreitet, gelte der Wahlspruch der Hohenzollern:

Suum cuique!

Bei der Uebersetzung habe ich möglichst getreu die eigenartig schlichte Tagebuchform der Berichte gewahrt, welche die Eindrücke und Beobachtungen dieser Sendboten getreuer wiedergibt als eine freiere Uebertragung; einige Kürzungen von Abschnitten, welche sich speciell auf die Mission beziehen und unwesentlich für das allgemeinere Interesse waren, schienen mir geboten.

Die dieser deutschen Ausgabe beigefügte Karte ist von Herrn P. E. Wallroth nach den neuesten Berichten der Londoner Missionsgesellschaft gezeichnet; sie gibt außer einem Gesammtbilde von Neuguinea Einzeldarstellungen der in diesem Werke ausführlich behandelten Gebiete.

Die eingeschaltenen Abbildungen werden vielfach zur Ergänzung der textlichen Schilderungen dienen.

Berlin, im Januar 1886.

Richard Lesser.

Einleitung.

Die öffentliche Meinung hat sich in letzter Zeit oft und mit Vorliebe mit Neuguinea beschäftigt. Der Name erscheint häufig in unsern Zeitungen und Missionsberichten und wird aller Aussicht nach einen Platz in unsern Blaubüchern einnehmen, wenige Leser aber besitzen eine genaue Kenntniß von der Insel, der Thätigkeit der englischen Mission daselbst und dem Antheil, den Neuguinea in der australischen Politik zu spielen berufen zu sein scheint. Somit dürfte sich eine kurze Skizze, welche den gegenwärtigen Stand der Kenntniß dieser Punkte darlegt, als Einleitung wohl eignen zu den Schilderungen der Erforschung, der Abenteuer und der christlichen Arbeit, welche dieses Buch enthält.

Neuguinea, wenn wir Australien als Continent ansehen, ist die größte Insel der Welt, sie ist ungefähr 2250 km lang, während ihre breiteste Ausdehnung 780 km beträgt. Ihre nördlichste Küste berührt beinahe den Aequator, ihre südlichste erstreckt sich bis zu 11° südl. Br. Wenig mehr als die Küstenlinie dieser Insel ist bisjetzt sorgfältig erforscht worden, aber man weiß, daß sie großartige Gebirgsketten besitzt, ungeheuere Strecken schöner Scenerie, viel Land, das selbst unter einheimischer Cultivirungsweise Früchte trägt, und mächtige Flüsse, die weit im Innern entspringen. Seine wilden Bewohner haben gleichermaßen das Interesse und die

Sympathie der christlichen Polynesier und englischen Missionare mächtig erregt, welche sich, indem sie ihr Leben in die Schanze schlugen, in nicht wenigen Fällen geopfert haben, um Neuguinea dem Christenthum zu gewinnen.

In einer frühern Periode bildete Neuguinea aller Wahrscheinlichkeit nach einen Theil von Australien, die Torres-Straße selbst ist nur ungefähr 90 km breit, das Wasser ist seicht, überall sind Untiefen und Riffe, welche dem Seemann, der die beschwerliche und gefährliche Schiffahrt fürchtet, den Eindruck machen, daß er über ehemaliges festes Land segelt.

Der erste europäische Seemann, der die Insel erblickte, war d'Abreu im Jahre 1511; die Ehre, zuerst gelandet zu sein, gebührt wahrscheinlich dem portugiesischen Forscher Don Jorge de Meneses im Jahre 1526 auf seinem Wege von Malakka nach den Molukken. In die etwas verwickelte Geschichte der Beziehungen der Holländer zur Nordwestküste von Neuguinea können wir hier nicht eingehen. Als nomineller Suzerän des Sultans von Tidore nehmen sie den westlichen Theil der Insel von 141° 47′ östl. L. als ihr Eigenthum in Anspruch. Ihr dortiger Handelsumsatz soll einen ungefähren Werth von 20000 Pfd. St. jährlich repräsentiren. Viele Jahre hindurch sind holländische Missionare an der Geelvink-Bai stationirt gewesen.

Im Jahre 1770 besuchte Kapitän Cook die südwestliche Küste, im Jahre 1775 verbrachte ein englischer Offizier, Namens Forrest, mehrere Monate an der nordöstlichen Küste auf der Suche nach Gewürzpflanzen; im Jahre 1793 wurde Neuguinea von zwei Befehlshabern der Ostindischen Compagnie annectirt und eine Insel in der Geelvink-Bai, Manasvari mit Namen, eine Zeit lang von ihren Truppen besetzt.

Theilweise Aufnahmen an der Südküste wurden im Jahre 1845 von Kapitän Blackwood unternommen, der den Fly-Fluß entdeckte; im Jahre 1846 befuhr Lieutenant Yule die östliche Küste bis zu der Insel, der er seinen Namen gegeben.

Im Jahre 1848 unternahm Kapitän Owen Stanley eine ziemlich genaue Erforschung der Südostküste.

Die wichtigsten Untersuchungen längs der Küste wurden im Jahre 1873 durch das englische Kriegsschiff „Basilisk", unter Befehl des Kapitän Moresby vorgenommen; derselbe entdeckte den jetzt berühmten Hafen Port Moresby, die wirkliche östliche Küstenlinie der Insel, indem er die China-Straße auffand und die nordöstliche Küste bis zum Huon-Golf untersuchte.

In vielen Theilen der Welt sind christliche Missionare die Ersten gewesen, die sich mit den Eingeborenen auf freundschaftlichen Fuß stellten und so den Weg bahnten, um die Bodenschätze eines wilden Landes zu entwickeln und seine Bewohner auf den Pfad des Fortschritts und der Civilisation zu leiten. In hervorragender Weise war dies der Fall mit dem südöstlichen Neuguinea. Zwar waren weiße Männer schon vor ihnen gelandet, aber in den meisten Fällen nur, um sich zu bereichern und oft die Eingeborenen zu morden oder in Sklaverei zu locken. Sicherlich hat das Christenthum große Siege in Polynesien zu verzeichnen, aber kein Theil des Erdballs wie dieser war Zeuge von schlimmern Verbrechen und verworfenerer Schlechtigkeit der weißen Männer gegen wilde Rassen.

Die Geschichte der von Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft vollbrachten Arbeit ist bereits eine lange; sie reicht zurück bis 1871, wo die Missionare A. W. Murray und S. MacFarlane von Maré, einer der Loyalty-Inseln, aussegelten, mit acht eingeborenen Lehrern, Bewohner jener Gruppe, mit welchen der Feldzug gegen Sünde, Aberglauben und Wildheit in Neuguinea eröffnet wurde. Die erste Station wurde auf der Darnley-Insel errichtet. Murray berichtet uns von einem Fall, der da zeigt, in welchem Geiste diese Männer, die selbst Triumphe des Missionserfolges waren, an ihre Aufgabe gingen. Indem sie von einer andern Insel

sprachen, sagten die Eingeborenen zu den Lehrern, in der Hoffnung dieselben einzuschüchtern: „Dort gibt es Alligatoren, Schlangen und Tausendfüßler.“ — „Halt“, sagte ein Lehrer, „gibt es dort auch Menschen?“ — „O ja“, war die Antwort, „dort gibt es wol Menschen, aber sie sind zu entsetzlich wild, daß ihr nicht daran denken könnt, jemals unter ihnen zu leben.“ — „Das genügt“, antwortete der Lehrer, „wo Menschen sind, haben auch Missionare die Pflicht hinzugehen.“ Auf den Inseln Tauan und Sabaii wurden alsdann Lehrer eingesetzt. Später wurde die Yule-Insel und Redscar-Bai besucht, worauf die Missionare nach Lifu zurückkehrten.

Im Jahre 1872 führte Murray mit dem „John Williams“ von neuem dreizehn Lehrer nach Neuguinea und leitete während der nächsten zwei Jahre das Missionswerk von Cap York aus. Im Jahre 1873 erhielt er Unterstützung durch die Pastoren S. MacFarlane und W. G. Lawes, welche beide seit dieser Zeit ununterbrochen hart aber erfolgreich mitgearbeitet haben an der Erziehung der Eingeborenen, während durch die Freigebigkeit des verstorbenen Fräulein Baxter aus Dundee der Dampfer „Ellengowan“ in den Dienst der Mission gestellt wurde. Die eingeborenen Lehrer hatten gar manche Prüfungen zu erdulden; einige erlagen dem Klima, andere wurden von denen ermordet, denen sie bemüht waren Gutes zu thun, aber die Lücken wurden so schnell wie möglich ausgefüllt und zeigt die im Januar 1885 von den Directoren der Gesellschaft herausgegebene Karte, daß an der Südostküste von Neuguinea, von Motumotu bis zum Ostcap, gegenwärtig nicht weniger als 32 eingeborene Lehrer, einige von ihnen sind Bekehrte aus Neuguinea, im Dienste des Evangeliums arbeiten.

Im Jahre 1877 schloß sich der Pastor James Chalmers der Mission an und von seinem Eintritte an darf man mit Recht eine neue Epoche in der Missionsgeschichte Neuguineas datiren. Er war in seltener Weise für die Aufgabe befähigt, welche er unter Gottes Schutz unternommen; er ist

der unter den Eingeborenen bestgekannte weiße Mann längs der Südküste. Von Anfang an ist er unbewaffnet unter sie gegangen und obgleich er häufig in großer Gefahr war, ist er wunderbar erhalten worden. Er vereinigt in sich die Eigenschaften des Missionars und des Forschers in hohem Grade, und während er von den Eingeborenen als „Tamate“ („Lehrer“) geliebt wurde, hat er unser geographisches Wissen von Neuguinea bedeutend erweitert, ebenso unsere genaue Bekanntschaft mit der Art des Denkens, den Gewohnheiten, dem Aberglauben und der Lebensweise der verschiedenen Stämme der Eingeborenen.

So manche kostspieligen Expeditionen sind zur Erforschung Neuguineas ausgesandt worden, doch keine ist so weit wie Chalmers ins Innere vorgedrungen. Er gelangte bis zum 9° 2′ südl. Br. und 147° 42½′ östl. L., während der weiteste Punkt, der durch Kapitän Armit erreicht wurde, ungefähr 9° 35′ südl. Br. und 147° 38′ östl. L. war. Morrison erreichte nur einen Punkt am Goldie-Flusse, als er angegriffen und durch die Eingeborenen verwundet wurde; dies hatte die Expedition bewogen, nach Port Moresby zurückzukehren.

Noch immer ist Chalmers mitten in vollem Wirken, viele seiner Tagebücher und Aufzeichnungen hat er der Religious Tract Society zur Verfügung gestellt, in der Hoffnung, daß ihre Veröffentlichung den allgemeinen Stand des Wissens über Neuguinea vermehren und auch richtige Anschauungen über die Eingeborenen, die Art der christlichen Arbeit, welche in ihrer Mitte geschehen ist, und den Fortschritt, welchen dieselbe unter ihnen bewirkte, verbreiten würde. Der erste und bei weitem der größere Theil dieses Buches ist aus Chalmers' Feder.

Im Jahre 1884 besuchte Pastor W. Wyatt Gill, der wohlbekannte Südsee-Missionar und Verfasser eines Werkes über das Leben auf den Südsee-Inseln, Neuguinea, um zu sehen, wie

die eingeborenen Lehrer, von denen er viele für ihre Arbeit herangebildet hatte, sich für das Evangelium thätig erwiesen, und welche Fortschritte im Missionswesen während der letzten zehn Jahre im allgemeinen erreicht worden waren. Den zweiten Theil dieses Buches hat er geschrieben und darin gezeigt, wie schnell und bedeutsam das Wachsthum des Missionswerkes gewesen, indem er zugleich viele interessante und werthvolle Aufschlüsse über Glauben und Gebräuche der Eingeborenen, sowie über die Thierarten und das Pflanzenleben im südlichen Neuguinea gibt.

Doch die Bedeutung, welche Neuguinea in der öffentlichen Meinung neuerdings erlangt, hat weit mehr politische als religiöse Ursachen. England ist eine christliche Nation und es gibt eine große Zahl, welche sich dessen freut, daß Neuguinea Zeugniß von der regenerirenden Macht der christlichen Lehre ablegt, aber immerhin muß es für den eifrigen Christen beschämend sein zu sehen, wie tief die Presse unsers Landes erregt wurde durch die Meldung, daß Deutschland die Nordküste von Neuguinea annectirt habe, während die erschütternde Geschichte der Einführung des Christenthums längs der ganzen Südküste der Insel kaum einen Eindruck hervorrief. Die öffentliche Meinung ist sehr erregt in der Erörterung der Frage, ob die Englische Regierung nicht lieber das Ganze hätte annectiren sollen, anstatt nur über einen Theil der Insel das Protectorat zu proclamiren, während ihr nicht daran gelegen ist, die Namen derer zu kennen, die gestorben sind in dem Bemühen, den wilden Papuas unsere gemeinsame Brüderschaft in Jesum Christum zu verkünden. Es ist dies begreiflich, doch würde es ein gutes Zeichen für die Zukunft des englischen Volkes sein, wenn es ohne eines seiner berechtigten Interessen an den öffentlichen Angelegenheiten zu beeinträchtigen, mehr Interesse für die Siege hegen würde, welche durch die Pflichttreue allein über Unwissenheit, Laster und Barbarismus gewonnen, als für die Siege, welche

Flinte und Schwert errungen, wie gerecht auch immer die Ursache sein mag, um derentwillen diese Waffen gebraucht worden.

Seit vielen Jahren hat der Gedanke in der öffentlichen Meinung an Gewicht gewonnen, sowol in den Colonien wie im Mutterlande, daß England schließlich doch Neuguinea annectiren würde. Wer unsere Geschichte des letzten Jahrhunderts sorgfältig studirt hat, den mag es befremden, daß wir dies nicht schon längst gethan haben. War doch unsere bisherige Praxis, zuerst zu annectiren und nachher Gründe dafür ausfindig zu machen. Andern mag die Thatsache, daß der äußerste Schritt jetzt nur darin bestand, das Protectorat über einen Theil der Insel zu proclamiren, ein Anzeichen dafür sein, daß wir nicht völlig so sicher sind, ob Annexion überhaupt ein Segen für uns sowol als für das annectirte Land sei.

Kapitän Moresby leistete, wie bemerkt, der Forschung einen guten Dienst, indem er die Küstenlinie des östlichen Neuguinea feststellte. Indem er diese Aufnahmen machte, entdeckte er, daß es verschiedene schöne Inseln gab, die man bisher für Theile des Festlandes gehalten hatte. Es ist am besten, Nachstehendes in seinen eigenen Worten zu geben:

„Die Wichtigkeit unserer Entdeckungen führte mich dahin, ihre Bedeutung für die britischen und australischen Interessen in Betracht zu ziehen. Da lag die ungeheuere Küste Neuguineas, welche die Küsten von Nordaustralien beherrscht, an einer Stelle nur durch 30 km Korallenriffe von den Britischen Besitzungen getrennt, die die Route der Torres-Straße und ebenso die zunehmenden Perlmutter- und Bêche-de-mer-Fischereien beherrscht. Die Bedeutung wird noch erhöht durch den Reichthum und die Schönheit der Insel, durch die Zahl ihrer herrlichen Pflanzenproducte, wie Bauholz, Kokosnuß, Sagopalme, Zuckerrohr, Mais, Jute und mannichfache

Pflanzenfasern, Obst und reiche Gräser; und nachdem ich alle Gesichtspunkte, die sich daran knüpften, erwogen, erkannte ich hieraus die Pflicht für mich, formellen Besitz von unsern Entdeckungen im Namen Ihrer Majestät zu ergreifen. Ein solches Vorgehen sicherte uns den Aufschub einer etwaigen Besitzergreifung seitens einer andern Macht, bis unsere Regierung ihre eigenen Interessen genügend erwogen und sich darüber entschieden habe, ob sich die Acquisition dieser Insel empfehlen möchte, in welchem Falle meine Handlung zu einer Annexion führte, während sie andernfalls mit Leichtigkeit mein Vorgehen desavouiren konnte."

Demgemäß wurde ein Kokosbaum in einen Flaggenmast umgewandelt, die Britische Flagge wurde aufgezogen und gebührend mit Hochrufen und Salven begrüßt, und ein Bild dieses Vorgangs ward aufgenommen. Seit dieser Zeit haben Ereignisse dazu beigetragen, Neuguinea in engere Verbindung mit England zu bringen. Einerseits hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß, wenn wir nicht annectiren, ein anderer Staat es thun und so Australien bedrohen würde; zudem haben viele Australier ihre Blicke auf Neuguinea gelenkt, als auf ein wahrscheinliches Paradies für Colonisten, und sich beeifert, sich auf dem Boden Neuguineas anzusiedeln. Allein die Versuche in dieser Richtung haben ihren Unternehmern nur Unheil gebracht. Andererseits fühlten die Missionare, daß vieles für eine Englische Besitzergreifung spräche, und es verdient wol die Meinung keines Mannes mehr Gewicht als diejenige von Chalmers.

Wir geben hier seine Ansichten, wie er sie, ehe das Protectorat proclamirt wurde, geäußert hat:

„Diese Frage der Annexion von Neuguinea erregt viel Interesse, und obgleich gegenwärtig die Britische Regierung durch Lord Derby sich gegen eine Annexion entschieden hat, so wird doch die ganze Sache, wie ich nicht zweifle, nochmals in Betracht gezogen und die Insel eventuell annectir

werden müssen. Es ist zu hoffen, daß dieselbe nicht ein Theil der australischen Colonien werde, eines Landes der Arbeitshast, eines Landes, wo flüssiges Geld in den Händen weniger Kapitalisten ist und damit ungeheuere Vermögen erworben werden, während die Eingeborenen und alles übrige dabei geopfert werden. Wenn die Britische Regierung die Kosten scheut, so glaube ich, dieselben können leicht vermieden werden. Man annectire Neuguinea und schütze es vor einer andern Macht, die unsere australischen Colonien belästigen könnte, man verwalte es für die Eingeborenen, und die ganze Regierungsmaschine kann durch Neuguinea selbst erhalten werden und noch einen großen Ueberschuß abwerfen. Wir haben da die Erfahrungen der Holländer in Java vor uns, laßt uns sie benutzen und sie in verbesserter Weise in Anwendung bringen. Das Volk jenes Landes bedarf einer strengen, wohlwollenden und gerechten Macht über sich, um es vor sich selbst und vor dem weißen Manne zu schützen, dessen Götter Gold und Land sind, und dem der schwarze Mann nur im Wege ist, sodaß er sich desselben sobald als möglich zu entledigen sucht. Aus diesen Gründen laßt Großbritannien Neuguinea annectiren und von dem Tage seiner Annexion wird Neuguinea alle seine eigenen Ausgaben decken, die Ausgaben der ersten drei Jahre werden mit vollen Zinsen am Ende dieser Periode zurückgezahlt werden.

„Wir wollen damit beginnen, die Rechte der Eingeborenen anzuerkennen und es soll deutlich verstanden werden, daß wir zu Nutz und Frommen der Eingeborenen herrschen und nicht um des weißen Mannes willen, daß wir entschlossen sind, diejenigen, die wir regieren, zu civilisiren und auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit zu heben, daß wir bestrebt sind, sie zu vertheidigen und vor dem Aussterben zu retten durch gerechte, menschliche Gesetze, nicht durch die Gesetze der britischen Nation, sondern durch Gesetze, wie sie am besten für die Eingeborenen passen. Nicht lange wird es dauern, so werden

die Eingeborenen erkennen, daß wir nicht nur groß und mächtig, sondern auch gerecht und barmherzig sind, und daß wir ihr Bestes suchen.

„Wenn unsere Macht eingesetzt ist, würde ich vorschlagen, daß in jedem District Beamte ernannt werden, deren Pflicht es sein würde, mittels des eingeborenen Häuptlings zu regieren und darauf zu sehen, daß jeder Eingeborene sich mit Bodencultur beschäftige. Ein Eingeborener, welcher Thee, Zucker, Kaffee, Mais, Fieberbäume u. s. w. pflanzt, sollte eine Prämie ausgezahlt erhalten und für die aus seiner Ernte erzielten Einnahmen sollte ihm ein gewisser Procentsatz zufallen. Alles dies hätte dieser Beamte zu überwachen. Händler würden sich in Menge einfinden, doch sollte es keinem erlaubt sein, mit den Eingeborenen directe Handelsgeschäfte zu machen, es sollten diese nur durch die Regierung vermittelt werden.

„Alles unbewohnte Land sollte der Regierung gehören und an diejenigen, welche Land wünschen, nur verpachtet werden. Keinem Eingeborenen sollte es gestattet sein, sein Land zu veräußern; will er es gern verkaufen, dann darf dies nur an die Regierung geschehen, die ihm dafür einen angemessenen Preis zu zahlen hätte.

„Der Ertrag der Ländereien würde alsdann zu einem sehr bedeutenden werden, sodaß, nachdem alle Auslagen bestritten, noch ein beträchtlicher Ueberschuß verbleiben würde für Verbesserungen des Landes und die Erziehung des Volkes. Wenn sofort nach der Annexion strenge Gesetze die Einfuhr von Spirituosen und Waffen verbieten, so würde dies ein großer Schutz für die Eingeborenen sein.

„Möge Großbritannien als eine Nation, die auf dem Gipfel ihrer Macht und Größe steht, sich freundlich der eingeborenen Rassen annehmen und wenigstens einmal in seiner Geschichte nach Gerechtigkeit gerade diese große Insel regieren, und nicht selbstsüchtig in Ungerechtigkeit, Blut und Falschheit.

Dann ist zu hoffen, daß die künftigen Generationen der Eingeborenen von Neuguinea sich nicht erheben werden, um Großbritannien zu verfluchen, wie es die Neuseeländer gethan haben, und ihre alten Rechte mit vergeblichen Thränen zurückzuverlangen."

Im Jahre 1883 annectirte die Regierung von Queensland formell ihr großes Nachbarland, aber dieser Act wurde in der Folge von der Regierung des Mutterlandes verworfen. Gegen Ende 1884 wurde beschlossen, ein formelles Protectorat über einen großen Theil der Südküste von Neuguinea zu verkünden. Diese officielle Ceremonie fand statt am 6. November 1884 zu Port Moresby. Fünf Kriegsschiffe verliehen diesem Vorgang durch ihre Anwesenheit Würde und setzten die Eingeborenen durch ihre Salutschüsse in Erstaunen. Ungefähr funfzig Häuptlinge wurden durch den Pastor W. G. Lawes an Bord des Commodore-Schiffes „Nelson" gebracht; der Häuptling des Port Moresby-Stammes, Namens Boevagi, wurde mit der Verantwortlichkeit betraut, die Autorität und Würde Englands auf der Insel aufrecht zu erhalten. Er wurde mit einem Ebenholzstock beschenkt, in dessen Spitze ein Florinstück mit dem Bilde der Königin eingelassen war. Lawes machte Boevagi mit dem Sinne der Ansprache vertraut, mit welcher der Commodore ihm den Stock überreichte: „Ich übergebe dir diesen Stock als ein Zeichen deiner Würde, und alle Stämme, die hier durch ihre Häuptlinge vertreten sind, sollen dem Träger dieses Stockes gehorchen. Boevagi, dieser Stock stellt die Königin von England dar, und wenn zu irgendeiner Zeit irgendjemand von den Leuten dieser Stämme eine Beschwerde oder sonst etwas zu sagen hat, soll es durch den jeweiligen Träger dieses Stockes den Beamten der Königin mitgetheilt werden, damit die Sache untersucht werden kann."

Das formelle Protectorat wurde in folgenden Ausdrücken verkündet:

„Allen denen, welchen Gegenwärtiges zukommen wird, unsern Gruß! Da es für das Leben und das Eigenthum der eingeborenen Bewohner von Neuguinea nothwendig geworden, daß ein Britisches Protectorat über einen bestimmten Theil dieses Landes und der angrenzenden Inseln proclamirt werde, zum Zweck, daß verhütet werde die Besetzung von Landestheilen durch Personen, deren durch keine gesetzliche Behörde sanctionirtes Vorgehen zu Streit und Blutvergießen



Boevagi, Häuptling von Port Moresby.

führen könnte, und welche unter dem Vorwande gesetzlichen Handels und Verkehrs die Freiheiten gefährden und sich in den Besitz von Ländereien von Eingeborenen setzen könnten, hat Ihre Majestät, nachdem sie in ihrer huldvollen Erwägung die dringende Nothwendigkeit ihres Schutzes für die Eingeborenen erkannt, mich beauftragt, diesen Schutz an dieser Stelle in formeller Weise auszusprechen; weswegen nun ich, James Elphinstone Erskine, Kapitän der Königlichen Marine und Befehlshaber des Australischen Geschwaders,

im Namen Ihrer erhabenen Majestät erkläre und proclamire die Einsetzung solchen Protectorats über die Theile der Küste und die angrenzenden Inseln, wie sie genauer in dem hiermit verbundenen Zusatzartikel beschrieben sind. Ich proclamire und erkläre hiermit, daß keinerlei Landerwerbungen, wann und wie dieselben auch immer gemacht, innerhalb der Grenzen des hiermit erklärten Protectorats durch Ihre Majestät anerkannt werden, und daß ich hiermit, im Namen Ihrer Majestät, allen denjenigen Personen, die es angeht, nachdrücklich befehle, Notiz von dieser Proclamation zu nehmen.

„Zusatzartikel.

„Derjenige Theil der Südküste von Neuguinea, welcher an der Grenze jenes Gebietes beginnt, den die Niederländische Regierung als ihr Eigenthum beansprucht, vom 141° östl. L. bis zum Ostcap mit allen hierangrenzenden Inseln südlich vom Ostcap bis einschließlich zur Kosmann-Insel, sowie den Inseln in der Goschenstraße.

„Gegeben an Bord Ihrer Majestät Schiff «Nelson», im Hafen von Port Moresby, am 6. November 1884."

So sollte es denn nun das Ziel aller sein, durch die Macht der öffentlichen Meinung dahin zu wirken, daß der letzte Theil der heidnischen Welt, der unter Englands Schutz gestellt ist, im Laufe der Jahre viele und ernste Ursachen haben möge, Gott dafür zu danken, daß sein Geschick an das des großen Britischen Reiches geknüpft worden ist.

Inhalt.

Erster Theil.

Forschungen in Neuguinea.

Erstes Kapitel.

Die ersten Erfahrungen.

Zweites Kapitel.

Erlebnisse auf einem Ausfluge.

Drittes Kapitel.

Scenen aus dem Papua-Leben.

Viertes Kapitel.

Die Erforschung des Golfs von Papua.

Fünftes Kapitel.

Der Kabadi-District.

Sechstes Kapitel.

Einige neue Dörfer von Neuguinea.

Siebentes Kapitel.

Friedenstiften.

Achtes Kapitel.

Das Blutbad in Kalo.

Neuntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Elema.

Zehntes Kapitel.

Ein Picknick in Neuguinea.

Elftes Kapitel.

Paradiesvögel.

Zwölftes Kapitel.

Das Ostcap in den Jahren 1878 und 1882.

Zweiter Theil.

Sieben Wochen in Neuguinea.

Erstes Kapitel.

Drei Sonntage in Port Moresby.

Zweites Kapitel.

Nach Maiva und zurück.

Drittes Kapitel.

Eine Küstenfahrt nach Aroma.

Viertes Kapitel.

Die Einweihung von Piri's Kirche und ein Ritt nach Pari.

Fünftes Kapitel.

Der Laroki-Fluß.

Sechstes Kapitel.

Nach Barnui und der Dinner-Insel.

Siebentes Kapitel.

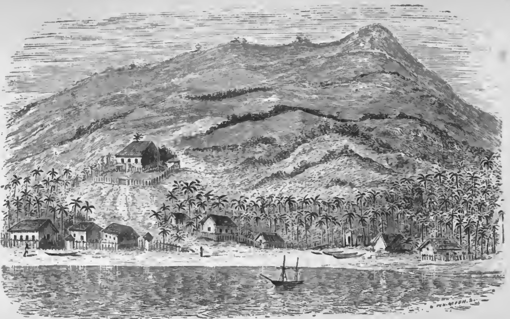
Suau oder das Südcap.

Verzeichniß der Abbildungen.

In den Text gedruckte Holzschnitte.

Separatbilder.

Karte.



Die Murray-Insel.

S. 1.

Erster Theil.

Forschungen in Neuguinea.

Erstes Kapitel.

Die ersten Erfahrungen.

Somerset. — Die Murray-Insel. — Die Darnley-Insel. — Boëra. — Port Moresby. — Ausflug ins Innere. — Ein Sonntag in Port Moresby. — Beerdigungsceremonien der Eingeborenen. — Tupuselei. — Round Head. — Begrüßung der Eingeborenen. — Kerepunu. — Die Teste-Insel. — Bandeisen als Handelsartikel. — Landung zweier Lehrer. — Ein Tabu-Platz. — Die Inseln Moresby und Basilisk. — Südcap. — Hausbau. — Schwierigkeiten mit den Eingeborenen. — Ein ängstlicher Augenblick. — Diebstähle. — Tanzen und Kochen. — Besuch eines Eingeborenendorfes. — Schuß der Eingeborenen auf die „Mayri". — Chalmers und Frau in Gefahr. — Ankunft des „Ellengowan".

Gegen Ende des Jahres 1877 besuchten die Missionare Chalmers und MacFarlane im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft Neuguinea, mit der Aufgabe, die Küste zu erforschen und eingeborene Lehrer an geeigneten Plätzen einzusetzen und so für das zukünftige Missionswerk den Weg zu bahnen. In Folgendem geben wir Herrn Chalmers' eigenen Bericht.

Am 20. September 1877 verließen wir Sydney mit dem holländischen Dampfer „William M'Kinnon", um zunächst nach Somerset zu gelangen. Das Segeln innerhalb des Barrier-Riffes war sehr angenehm; die zahlreichen Inseln, die wir

passirten, wie die verschiedenartige Küstenscenerie machten die Reise genußreich, besonders in Gesellschaft einer Bemannung wie unser Kapitän und unsere Steuerleute. Sonntag 30. September erreichten wir Somerset, wo uns MacFarlane an Bord der „Bertha" erwartete. Bald war unser Dampfer von vielen Perlfischerbooten umringt, deren Eigenthümer die für sie bestimmten Waaren in Empfang nahmen. Es herrschte ein Lärm und eine Verwirrung an Bord, daß von Sonntagsruhe nichts wahrzunehmen war.

Dienstag, 2. October, verließen wir Somerset auf der „Bertha", um nach der Murray-Insel zu gehen; nachts warfen wir vor Albany Anker, während wir in der nächsten Nacht bei einer Sandbank und Donnerstag an einer unwirthlich aussehenden Insel, der Village-Insel, vor Anker gingen; Freitag kamen wir nach der York-Insel, wo wir das Land betraten. Nur vier Eingeborene ließen sich dort blicken, ein Mann und drei Jungen. Sonnabend, abends 11 Uhr, ankerten wir an der Darnley-Insel, einem sehr schönen Eiland, das zum Anlegen der Schiffe wie zum Ausladen von Waaren geeigneter ist als die Murray-Insel, jedoch nicht für so gesund gehalten wird. Die Darnley-Insel ist 150 m hoch, an einigen Stellen stark bewaldet, an andern dagegen ganz kahl. Hier war es, wo die Eingeborenen vor ungefähr 30 Jahren die Bemannung eines Bootes abschnitten, wofür sie der Strafe nicht entgingen, denn der Kapitän landete mit einem Theil seiner Mannschaft, die, wohlbewaffnet, viele der Inselbewohner tödtete und die übrigen verjagte. Niemals haben diese Insulaner Aehnliches wieder versucht. Einer derselben äußerte sich über diesen Vorfall gegen uns folgendermaßen: „Weißer Mann, viel Schrecken gemacht, Männer hier alle weggelaufen, keiner will sehen mehr weißen Mannes Feuerwaffe."

Im Jahre 1871 waren hier die ersten Lehrer gelandet.

Der Sonntag Morgen war schön und wir beschlossen den Vormittag am Lande in Ruhe zu verbringen. Durch ein

Terrain, das bei nassem Wetter ein tiefer Sumpf sein mußte nahmen wir unsern Weg nach dem Missionshause, das auf dem Hügel gelegen ist. Gucheng, der hier ansässige Lehrer, welcher von den Loyalty-Inseln gebürtig ist, macht den Eindruck eines guten, entschlossenen Burschen. Da die Bevölkerung nicht weit vom Missionshause angesiedelt ist, fand sich bald eine Versammlung von ungefähr 80 Personen beim Gottesdienst ein, darunter auch einige Australier, die von einem der weißen Ansiedler auf der Insel beschäftigt werden, um Trepang[1] zu fischen. Die Darnley-Insulaner scheinen viel intelligenter zu sein als die Australier. Viele der beim Gottesdienst Anwesenden waren bekleidet. Nachdem sie einige in ihre Sprache übersetzte Hymnen recht gut gesungen hatten, hielt MacFarlane eine Ansprache an sie, welche der Lehrer verdolmetschte; das Volk schien aufmerksam zuzuhören.

Da wir am nächsten Tage des starken Windes wegen unsere Fahrt nicht fortsetzen konnten, kehrten wir ans Land zurück. Unter den Kindern, die wir in Gucheng's Hause beim Schreiben von Buchstaben auf Schiefertafeln versammelt fanden, waren nur wenige Mädchen, überhaupt gibt es nicht viele auf der Insel, da viele sogleich nach der Geburt von den Vätern getödtet werden. Wir schlenderten umher und besuchten die der Gesellschaft gehörige große Kokosnußpflanzung. Bei unserer Rückkehr fanden wir den Lehrer und eine Anzahl von Eingeborenen nahe dem Strand versammelt. Sie hatten gerade einen Mann begraben, welcher in der Nacht vorher gestorben war; es war also christliche Beerdigung hier eingeführt. Früher wäre der Leichnam aufgehängt und gepreßt worden, um die Säfte herauslaufen zu lassen, die von den Freunden getrunken worden wären.

---

[1] Der im Malayischen Archipel gebräuchlichste Name für die gedörrten, einen großen Handelsartikel bildenden Holothurien oder Seewalzen, die besonders in Japan und China als Leckerbissen geschätzt werden.

Von der Darnley-Insel brachen wir erst am Mittwoch 10. October auf. Die Schiffahrt zwischen dieser und der Murray-Insel ist infolge von mannichfachen Riffen und Strömungen recht mühevoll. So wurde es Freitag Nacht, bevor wir an der Murray-Insel landeten, obgleich diese nur 40 km von der Darnley-Insel entfernt ist. Tags darauf erklommen wir den höchsten Punkt der Murray-Insel, der 212 m hoch ist; dem Anschein nach ist hier, hauptsächlich im Innenlande, kein Mangel an Nährpflanzen, nur hat die lange Dürre vielen Stellen ein verbranntes Aussehen gegeben, sodaß es an jener Ueppigkeit von Vegetation fehlt, an die man auf Rarotonga gewöhnt ist.

Beim Vormittagsgottesdienst waren nahezu 200 Personen anwesend, von denen einzelne theilweise bekleidet waren; einige schienen aufmerksam zuzuhören, die meisten aber betrachteten den Gottesdienst als eine günstige Gelegenheit, um die Neuigkeiten der Woche auszutauschen und zumal die Anwesenheit der Fremden zu beschwatzen. Die Schule hingegen wird durch Alt und Jung gut besucht und Josiah, der Lehrer, hat eine ziemliche Anzahl von Schülern, die in seinem Hause wohnen.

Der diebische Hang dieser Insulaner hat nachgelassen; alles in allem ist es ein sorgloses Volk. Verschiedene alte Männer tragen Perrüken; sobald sich nämlich graue Haare zeigen, werden dieselben sorgfältig ausgerissen, wenn sie aber mit der Zeit so zunehmen, daß man den ganzen Kopf rasiren müßte, um sie zu vertilgen, so nehmen die Eingeborenen, um diese Schande zu bedecken, ihre Zuflucht zu Perrüken, welche ihnen ein Aussehen geben, als hätten sie langes, üppiges, lockiges Haar wie in der Jugend.

Nachdem die Habseligkeiten der Lehrer an Bord der „Bertha" gebracht waren, verließen wir am 17. October in aller Frühe die Murray-Insel und erreichten unser Reiseziel, Neuguinea, am zweiten Tage, wo wir bei Sonnenuntergang

an der Yule-Insel vorbei, ungefähr fünf Meilen von Boëra vor Anker gingen. Der Ankergrund war ein sumpfiger, mit Mangroven bedeckter Boden. Wir erblickten von dort Lealea, wo so viele Krankheiten geherrscht hatten; es bot dieselbe niedrige, sumpfige und ungesunde Erscheinung. Bald nachdem wir geankert, kam ein Canoe langseit mit den erwarteten Missionaren Lawes und Piri. Ersterer erschien mir nicht mehr so kräftig wie vor 11 Jahren, als ich ihn zuletzt gesehen, doch sah er immerhin besser aus als ich erwartet hatte



Piri's Haus in Boëra.

er hat vom Klima viel gelitten. Piri ist ein starker, munterer junger Mann, auf den das Klima wenig Einfluß ausgeübt zu haben scheint. Um Mitternacht kehrten beide ans Land zurück und nahmen die Lehrer und deren Frauen mit sich.

MacFarlane und ich gingen am Morgen ebenfalls ans Land. Diese zur Zeit westlichste Missionsstation auf dem eigentlichen Neuguinea erschien durch die kahle Gegend durchaus nicht einladend. Piri hat indeß ein recht behagliches Haus, umgeben von einer Anpflanzung. Die Kapelle, die er fast allein mit seinem Weibe erbaut hat, ist zwar klein, doch anheimelnd

und für das Klima passend. Die Kinder empfangen dort ihren Schulunterricht. Das Dorf hat ein sehr schmuziges, zerfallenes Aussehen.

Die Witwen der beiden Lehrer, welche im vorigen Jahre bald nach ihrer Ankunft in der Mission starben, leben bei Piri; wir nahmen sie mit ihren Sachen an Bord, sie sollten uns nach der neuen Mission begleiten. Ich kehrte mit dem Boot ans Land zurück, um die übrigen Sachen und die noch zurückgebliebenen Lehrer zu holen; als wir aber zur Abfahrt bereit waren, fanden wir leider, daß das Schiff schon zu entfernt war, um es noch einzuholen. So blieb uns nichts übrig, als zu versuchen, durch Rudern und mit Segeln allein nach Port Moresby zu gelangen. Piri und seine Frau begleiteten uns in ihrem großen Canoe. Während der Fahrt sahen wir verschiedene Dugongs[1], welche von vielen als vortreffliche Speise geschätzt werden. Tom, einer der Lehrer von den Loyalty-Inseln, der sich mit in unserm Boot befand, bezeichnete ihre vorzüglichen Eigenschaften ungefähr so: „Du weißt, Herr, Schwein gut.“ „Ja, Tom, es ist sehr gut.“ „Ach, er nein gut, Dugong, er viel mehr gut.“ Es muß in der That ein Leckerbissen für den Eingeborenen sein, wenn dieser es noch höher als Schweinefleisch schätzt. — Gegen Abend liefen wir glücklich in Port Moresby ein. Ich kann nicht sagen, daß ich von dem Platze sehr entzückt war; er hatte ein verbranntes kahles Aussehen. Nahe bei dem Dorfe ist ein Mangrovesumpf, die Bai ist ganz und gar von hohen Hügeln eingeschlossen. Dicht hinter der Missionsbesitzung ist ein großer sumpfiger Platz, der bei nassem Wetter unter Wasser steht. Zweifellos ist Port Moresby ein sehr ungesunder Ort. Wir gingen am

---

[1] Eine Säugethiergattung aus der Ordnung der Wale, die Seejungfrau der Mythe, mit fischähnlichem Körper, 3—5 m lang, welche auf jeder Seite einen stoßzahnartigen Schneidezahn hat; bewohnt das Chinesische Meer und den ganzen Indischen Archipel.

nächsten Morgen ans Land und besuchten die Schule. Ungefähr 40 Kinder waren anwesend, eine ungewöhnlich große Zahl. Manche derselben kennen das Alphabet, einige können Wörter von zwei und drei Buchstaben buchstabiren. Im Dorfe sahen wir Frauen mit Anfertigung von irdenen Töpfen beschäftigt; sie trafen auch Vorbereitungen für die Heimkehr ihrer Männer aus dem Golf, die sie bei eintretendem Nordwest mit reichen Vorräthen von Sago erwarteten. Noch besuchten wir die Gräber der Lehrer, welche gut in Ordnung erhalten und insgesammt gut eingefriedigt sind.

Bei unserer Rückkehr von den Gräbern trafen wir einen Mann in Trauer, dessen Weib von Eingeborenen bei Round Head in einem Canoe getödtet worden war. Er und seine Freunde hatten beschlossen, Wiedervergeltung zu üben, infolge des Einflusses der Lehrer unterließen sie es jedoch. Die Lehrer aus den Dörfern östlich von Port Moresby kamen am Nachmittage herbei. Alle schienen gesund und munter zu sein; einige von ihnen hatten früher viel von Fieber gelitten, sind nun aber acclimatisirt. Die Eingeborenen der verschiedenen Dörfer fürchten sich jetzt nicht mehr voreinander, sondern begleiten ihre Lehrer von Ort zu Ort. Männer, Frauen und Kinder rauchen und thun alles für Taback, der ihnen immer das liebste Geschenk ist; es ist das einzige, um was sie betteln.

Da es beschlossen war, daß die Weiterfahrt des Schiffes erst am Dienstag der nächsten Woche erfolgen sollte, so unternahm ich mit MacFarlane einen Ausflug ins Innere. Ich war begierig, selbst zu untersuchen, ob man etwas für die in den Bergen lebenden Eingeborenen thun könnte. Mr. Goldie[1],

---

[1] Andrew Goldie hat sich mit kurzer Unterbrechung seit einer Reihe von Jahren auf Neuguinea aufgehalten und legte, im Auftrage des großen Gartenbesitzers S. B. Williams in London, Sammlungen aus der Pflanzen- und Thierwelt Neuguineas an. Er soll zugleich ein Areal von 17000 Acres guten Landes (= 6879 Hektaren) für den Preis von 1 Penny, also circa 8 Pfennig pro Acre (= 40,40 Ar), von den Eingeborenen angekauft

ein Naturforscher, befand sich mit einer Expedition ungefähr 15 km im Inlande. Er war vor einigen Tagen in Port Moresby gewesen und da er von unsern Plänen hörte, vereinigte er sich mit uns und wir begaben uns zunächst nach seinem Lager. Wir verließen Port Moresby am Dienstag Morgen in aller Frühe. Nachdem wir das niedrige Land hinter der Mission durchschritten, erstiegen wir den Hügel, der sich an der Küste entlang zieht, an einer Stelle ungefähr 100 m hoch, und stiegen dann wieder hinab in die Ebene. Jetzt ist dieselbe durch die lange Dürre trocken und hart, nur wenige kleine Gummibäume sind zu erblicken, sonst ist alles vertrocknet. Große Heerden von Wallabys[1] sieht man herumspringen. Der größere Theil dieser Ebene steht in den nassen Jahreszeiten unter Wasser. So gingen wir ungefähr 15 km zumeist in nordöstlicher Richtung weiter, indem wir die Astrolabekette rechts behielten, bis wir zu dem Lager Goldie's kamen, dicht an einem großen Flusse, dem Laroki. Da wir Alligatoren fürchteten, verzichteten wir darauf, ein Bad im Flusse zu nehmen und ließen statt dessen uns mit Wasser übergießen.

Unsere Expedition war ziemlich zahlreich: Ruatoka (der Lehrer von Port Moresby), einige Eingeborene von Port Moresby und vier auf der Reise nach dem Ostcap begriffene Lehrer von den Loyalty-Inseln gehörten zu den Theilnehmern. Auf dem ganzen Wege begegneten wir keinem fremden Eingeborenen. Nach Sonnenuntergang erreichten wir den Punkt, wo der Fluß überschritten werden konnte, und dort beschlossen wir für die Nacht zu bleiben. Nachdem wir ein Bad genommen und zu Abend gespeist, befestigten wir unsere Hängematten

---

haben. Diese Erwerbungen sind aber von der britischen Regierung bei Uebernahme des Protectorats des südöstlichen Theiles von Neuguinea als ungültig erklärt worden, wie überhaupt aller bisherige Ankauf von Land durch Weiße auf dem gegenwärtigen englischen Territorium annullirt wurde

[1] Eine Känguruart.

an die Bäume und befanden uns darin bald in behaglicher Ruhe. Es war ein seltsamer zauberischer Anblick rings um uns; fremdartige Geräusche trafen unser Ohr, Wallabys sprangen dicht an uns vorüber, große Nachtvögel umflatterten unsere Häupter. Goldie's Begleiter vereinigten sich mit ihren Landsleuten, den Lehrern, zum Gesange von Hymnen in englischer Sprache. Bald schliefen wir ein.

Um 3 Uhr früh am 26. hoben wir das Lager auf und durchschritten nun den Fluß, dessen tiefste Stelle nicht mehr als $1^1/_4$ m betrug. Hier hatte Lawes den Uebergang des Flusses unternommen, als er zuerst die Inlandstämme besuchte; unter Führung von Ruatoka gelangten wir auf seine Spur. Der Mond war oft verdeckt durch dicke Wolken, sodaß wir einige Schwierigkeiten hatten, die Fährte einzuhalten. Wir beeilten uns ein verlassenes Dorf zu erreichen, welches Goldie für die Frühstücksrast im Auge hatte, und gelangten gegen 6 Uhr dorthin. Nach einiger Zeit brachen wir wieder auf, den Bergen zu. Als wir ungefähr 6 km weit marschirt waren, wurde die Straße unebener und bald stießen wir in einem Thale wieder auf den Fluß, dessen Lauf wir nun eine lange Strecke verfolgten; dann begannen wir zu steigen und in brennender Sonne klommen wir bergauf. Da erhob Ruatoka seine Stimme. Auf seinen Ruf: „Tepiake, tepiake, tepiake" („Freunde, Freunde, Freunde") erschienen bald bewaffnete Eingeborene auf dem Kamm des Berges, jauchzend antwortend: „Misi Lao, Misi Lao". Ruatoka rief zurück: „Misi Lao" („Mr. Lawes"), und alles war geordnet, die Speere wurden fortgestellt und sie kamen uns entgegen, um uns in eine Art von Empfangsraum zu geleiten, wo wir uns alle niederließen, hocherfreut Schatten vor der Sonne zu finden.

Wir befanden uns ungefähr 360 m über Meereshöhe. Wir waren überrascht, hier die Häuser der Eingeborenen auf den höchsten Baumgipfeln, welche sie auf dem Bergrücken finden konnten, erbaut zu sehen. Bald waren wir Freunde.

Sie schienen zufrieden zu sein, einige rauchten Taback, andere kauten Betelnüsse. Als ich mein Hemd wechselte, stießen die Nebenstehenden, als sie meine weiße Haut sahen, einen Ausruf des Erstaunens aus, was auch die übrigen heranlockte.

Der Tauschhandel begann; Taro[1], Zuckerrohr, süße Yams[2] und Wasser ward gegen Taback, Perlen und Kleidungsstücke ausgetauscht. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden geblieben, begaben wir uns nach dem nächsten Dorfe, $7\frac{1}{2}$ km weiter den Kamm entlang. Einige von unserer Gesellschaft waren zu ermüdet, um uns zu begleiten; sie verweilten an dem Platze, wo wir für die Nacht unser Lager aufzuschlagen beabsichtigten. Nachdem wir eine Strecke gegangen, trafen wir unerwartet auf einige Eingeborene, die, sobald sie uns sahen, nach ihren Speeren rannten und entschlossen schienen, uns den Weg zu verlegen. Vermittelst einer Reihe von Zeichen, indem wir das Kinn mit der rechten Hand berührten u. dgl., verständigten wir sie, daß wir keine Feinde seien, worauf wir bald befreundet wurden. Sie hatten ihr Gesicht mit Ruß, Graphit und Gummi geschwärzt und es alsdann mit Weiß besprenkelt. Mund und Zähne sahen durch das beständige Betelkauen schrecklich aus. Als wir sie verließen, begleiteten sie uns mit Zurufen bis zum nächsten Dorfe. Ein alter Mann, der außen auf dem flachen Dache des nächsten Hauses ausgestreckt lag, war bei unserer Annäherung sehr erschrocken, doch beruhigte er sich, als wir, anstatt ihm Nachtheiliges zuzufügen, ihm ein Geschenk machten, worauf er uns Wasser zu trinken gab. Nach und nach versammelte sich ein

[1] Taro, eine Colocasia; die Wurzel derselben, oft von der Größe eines Kinderkopfes, ist roh, scharf und ätzend, schmeckt nach dem Kochen aber angenehm kastanienartig und enthält viel Stärkemehl.

[2] Yams (Dioscorea) ist eine tropische Schlingpflanze, deren fleischige, sehr mehlreiche Knollen ein Gewicht von 15—20 kg erreichen; vom Indischen Archipel und Ostasien ist sie nach und nach nach Ost- und Westafrika und Amerika verpflanzt.

kleiner Trupp von Eingeborenen um uns, und aus ihren Mittheilungen verstanden wir, daß die meisten von ihnen zur Jagd auf Wallabys nach den Ebenen hinabgestiegen seien. Ein junges Weib hatte ein Netz über die Schultern geworfen, um ihre Brust zu bedecken, als Zeichen der Trauer, eine Vervollkommnung ihrer gewöhnlichen Tracht, die einfach aus einem kurzen Grasröckchen besteht; die Männer gehen ganz nackt. Nach kurzem Aufenthalt kehrten wir dorthin zurück, wo wir unser Nachtlager aufzuschlagen gedachten, aber aus Mangel an Wasser setzten wir den Weg nach dem Dorfe fort, welches wir am Vormittag besucht hatten. Wir hingen unsere Hängematten in dem Empfangsraum auf, um uns für die Nacht einzurichten, aber die Rauheit und Kälte auf dem Bergrücken beunruhigte unsern Schlaf. Nachmittags hatten wir, als wir den höchsten Gipfel überschritten, einen prächtigen Anblick des Owen Stanley-Berges mit seinen beiden Piks, welche die sie umgebenden Berge weit überragen. Er dürfte nur ungefähr 45 km von uns entfernt gewesen sein, doch glaube ich kaum, daß es möglich gewesen wäre, ihn von unserm Standpunkte aus zu erreichen. Wir waren rings von Bergen umgeben: Berge im Norden, Osten, Süden und Westen, über und unter uns.

Gern wollten wir den Sonntag in Port Moresby zubringen, während die meisten von unserer Gesellschaft zur sofortigen Rückkehr zu ermüdet waren und bis Montag zu bleiben gedachten; MacFarlane, Ruatoka und ich brachen daher allein Sonnabend Morgen ganz in der Frühe auf. Unter großen Schwierigkeiten stiegen wir hinab und nahmen wiederum den Weg am Fluß entlang. Feuerfliegen schwirrten zu hunderten um uns herum; viele fremdartige Vögel weckten wir vor ihrer Zeit, sie gaben einige Töne von sich, um dann von neuem zu schlafen. Nach kurzer Rast setzten wir unsern Marsch über die Ebene fort nach Port Moresby, das wir sehr ermüdet und mit wunden Füßen mittags erreichten.

Sonntag früh zogen die Eingeborenen in großer Zahl mit ihren Speeren, Netzen und Hunden hinaus zur Jagd auf Wallabys; ziemlich viele blieben aber doch zurück, um an unserm Vormittagsgottesdienst theilzunehmen. Auch viele Fremde aus einem Dorfe des Innern von der Astrolabekette gesellten sich dazu. Poi, einer der Häuptlinge des Ortes, zeigte sich sehr freundlich gegen uns; er bewog einen Trupp seiner Freunde aus dem Innern, auf die Jagd zu verzichten, um sie zum Gottesdienste zu führen. Nachmittags kamen die Jäger heim; sie hatten anscheinend einen erfolgreichen Tag gehabt. Ein Canoe aus Hula lief ein, mit einer Ladung von alten Kokosnüssen, welche gegen Töpferwaare verhandelt wurden.

Am Abend starb eine alte Zauberin, das Wehklagen über ihrem Leichnam war groß. Sie wurde am nächsten Morgen, gerade gegenüber ihrem Hause, beerdigt; das Grab ward zwei Fuß tief gegraben und darüber wurden Matten ausgebreitet, auf welche der Körper gelegt wurde. Ihr Gatte legte sich einige Zeit auf den Leichnam in das Grab, und nachdem er zu dem entflohenen Geiste einiges gesprochen, stand er auf und legte sich zur Seite des Grabes nieder, indem er sich mit einer Matte bedeckte. Gegen Mittag wurde das Grab mit Erde zugeschüttet, auf welches sich nun die Freunde weinend setzten, während die Verwandten der Todten Trauer anlegten, d. h. ihren Körper ganz und gar schwärzten und sich mit Asche beschmierten.

Am 31. brach die „Bertha" nach Kerepunu auf; da mir aber daran gelegen war, alle Missionsstationen längs der Küste zwischen Moresby und Kerepunu zu besichtigen, blieb ich zurück, um Mr. Lawes in dem kleinen Schoner „Mayri" zu begleiten. Wir stachen am folgenden Tag in See und segelten die Küste innerhalb der Riffe hinunter. Gegen Mittag gelangten wir nach Tupuselei, wo wir einen der hier stationirten zwei Lehrer an Bord nahmen, der an einen

andern Platz versetzt werden sollte, und segelten alsdann nach Kaili. Die Dörfer Tupuselei und Kaili liegen völlig im Meere. Ich fürchte, sie sind sehr ungesund, ringsumher nichts als Mangroven und niedriger sumpfiger Boden. Die Astrolabekette erhebt sich dicht am Ufer, an welchem wir den ganzen Tag entlang segelten; es ist dies eine schöne kühne Küstenlinie mit vielen Buchten.

Schon am frühen Morgen wurde unser kleines Fahrzeug von nur 7 Tonnen Gehalt von neugierigen Eingeborenen überfüllt, und als wir das Schiff um 9 Uhr vormittags verließen, um eine Wanderung ins Innere zu machen, begleitete uns eine große Zahl derselben, nachdem sie sich zuvor aus ihren Hütten mit Waffen versehen hatten. Sie trauen einer dem andern nicht. Nachdem wir einen großen mit Mangroven bedeckten Sumpf durchschritten, gelangten wir in ein dichtes tropisches Gebüsch, dann in ein großes Gehölz von Sagopalmen und großen Mangobäumen. Die Früchte der letztern waren klein, ungefähr in der Größe einer Pflaume und sehr süß. Als ich weiter ins Land hinein ein sonderbar aussehendes Samenkorn aufhob, drang einer der Eingeborenen, der da glaubte, ich wollte dasselbe essen, in mich, es fortzuwerfen. Er gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich, wenn ich den Samen verzehrte, zu einer ungeheuern Dicke anschwellen und sterben würde.

Ungefähr 10 km gingen wir durch Gebüsch, dann begann der Aufstieg auf einen der Ausläufer der Astrolabekette. Als wir uns unserm Ziele, dem Dorfe im Innern, näherten, wurden die Eingeborenen ängstlich, der Führer hielt an und wandte sich mit der Frage an Mr. Lawes, ob er auch niemand von den Leuten tödten wollte. Er wurde beruhigt, doch kaum einige Schritte weiter hielt er wieder an, um von neuem zu fragen, ob wir auch keine bösen Absichten hätten. Wieder beruhigten wir ihn, aber keiner der Eingeborenen sprach mehr ein Wort und so betraten wir schweigend das

Dorf. Als man uns bemerkte, wurde in den Häusern mit Speeren gerasselt, worauf unsere Leute ausriefen: „Maino, maino" („Friede, Friede"), „Misi Lao, Misi Lao".

Die Frauen entschlüpften durch die Fallthür in dem Flur der Häuser und flohen an der Seite des Hügels hinunter in den Busch. Wir erreichten das Haus des Häuptlings und blieben dort. Seine Leute gewannen bald Vertrauen zu uns und näherten sich uns, wobei sie ihre Verwunderung über die ersten weißen Menschen, welche sich jemals in ihrem Dorfe hatten sehen lassen, laut äußerten. Auch die Frauen kehrten von ihrer Flucht bald zurück und begannen ein Mahl zu kochen, welches sie nach Fertigstellung uns brachten und an dem wir alle behaglich theilnahmen. Als ich sie beschenkt hatte, wollten sie nicht gestatten, daß wir früher aufbrachen, als bis sie uns als Gegengeschenk ungekochte Speise gebracht hatten. Es ist ein schönes, gesund aussehendes Volk, heller als die Leute an der Küste. Viele waren in tiefer Trauer und entsetzlich beschmiert. Zahlreiche Dörfer liegen auf den verschiedenen Bergrücken dicht beieinander. Wir kehrten auf einem andern Wege zurück, indem wir dem Bette eines in der Regenzeit breiten Flusses folgten. Die Ufer waren an vielen Stellen 2—3 m hoch.

Am folgenden Morgen, 3. November, lichteten wir die Anker und segelten an Kapakapa vorüber, einem in der See gelegenen Doppeldorfe, dessen Häuser groß und gut gebaut schienen. Zahlreiche Dörfer liegen auf den Hügeln auf der Rückseite des Kammes, die leicht besucht werden können. Wir gingen bei Round Head vor Anker; dies erhebt sich nicht, wie auf den Karten angegeben, kühn aus dem Meere, dieser Hügel ist vielmehr durch eine Ebene in der Breite von 3—5 km von der See getrennt. Auch an den Bergen an diesem Theile der Küste entlang sind die Dörfer sehr zahlreich. Wir ankerten dicht am Strande. Eine Anzahl Eingeborener zeigte sich am Ufer, doch konnten sie nicht bewogen werden,

uns an Bord zu besuchen, dagegen wurden sie zutraulicher, als wir ans Land gingen und Lawes, von dem sie schon gehört hatten, ihnen versicherte, daß er wirklich Misi Lao sei. Sie bezeugten ihm ihre Freundschaft, indem sie ausriefen: „Maino, maino“, während sie sich an die Nase faßten und auf ihren Magen wiesen. Bald darauf zeigten zwei sich bereit, Lawes an Bord zu begleiten; dort empfingen sie Geschenke. Ich blieb am Lande zurück, wo ich andere durch Entzünden von Streichhölzern und durch Zeigen meiner Arme und Brust in Erstaunen setzte; die Weiber waren so erschrocken, daß sie sich alle in respectvoller Entfernung hielten. Es waren dies die Eingeborenen eines Dorfes im Innern, welche Anfang des Jahres einen Bewohner von Port Moresby getödtet hatten. Als diejenigen, welche Lawes an Bord der „Mayri“ begleitet hatten, an das Ufer zurückkehrten, wurden sie sofort von ihren Freunden umgeben, welche die Geschenke ergriffen und damit davonliefen. Sie hatten Fische, Biscuit und Taro empfangen; Taro und Fische wurden erst berochen und sorgfältig geprüft, bevor sie gegessen wurden, die Biscuits hingegen wickelten sie wieder in das Papier ein.

Am nächsten Tage fuhren wir durch zahllose Riffe und ankerten abends ungefähr 5 km entfernt vor Hula. Am folgenden Morgen betraten wir das Dorf, welchem sich die „Mayri“ dicht genähert hatte. Die Gegend hat ein schönes Aussehen, in sehr großem Contrast zu der Umgebung von Port Moresby; und je weiter wir östlich gelangten, desto schöner wurde das Land. Die Bevölkerung war auch höher entwickelt: schöner gestaltete Männer und Frauen, wirklich hübsche Knaben und Mädchen; alle insgesammt gleichen sie mehr den Bewohnern der östlichen Südsee. Die verheiratheten Frauen verderben ihr Aussehen durch Rasiren der Köpfe. Sie scheinen Kinder gern zu haben; Männer und Frauen warten dieselben. Sie waren mit der Instandsetzung ihrer großen Canoes beschäftigt, um Port Moresby zu besuchen, zu der Zeit wenn die

Port Moresby-Canoes mit Sago befrachtet vom Westen heimkehren.

Gegen 3 Uhr nachmittags erschien eine alte Frau vor der Thür des Missionshauses mit dem Ausrufe: „Was für Lügner sind doch die Hula-Leute! Einige von ihnen waren diesen Morgen im Innern, da fragte sie unser Häuptling, ob Misi Lao gekommen wäre und sie sagten nein!“ Der Häuptling, der das Schiff von der Spitze des Hügels, auf dem sein Dorf liegt, erblickt hatte, wunderte sich darüber; er wollte nicht glauben, daß das Schiff ohne Misi Lao gekommen wäre und sandte deshalb diese Frau aus, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Sie erhielt von uns Geschenke für sich und den Häuptling und ging beglückt von dannen.

Nächsten Morgen, am 6. November, verließen wir Hula mit günstigem Wind und warfen gegen 9 Uhr abends Anker nahe bei Kerepunu. Die „Bertha“ hatte über 3 km davon entfernt geankert. Kerepunu ist ein prächtiger Platz; es ist ein große Stadt von sieben Districten, mit schönen Häusern, alle in Straßen geordnet; Crotons und andere Pflanzen wachsen überall; fast vor jedem Hause sitzen Kakadus. Die Bevölkerung hat ein sehr schönes Aeußere, ein Theil betreibt den Landbau, ein anderer den Fischfang, und sie tauschten gegenseitig die Producte gegen Fische aus. Männer, Frauen und Kinder, alle betheiligen sich an der Arbeit; sie gehen am Morgen zu ihren Pflanzungen, um erst abends heimzukehren; nur die Kranken bleiben zu Hause zurück. Zu diesen gehört die Zahl von skrofulösen Leuten, welche wir bei unserer Landung bemerkt hatten. Es ist hier feststehender Brauch, der das ganze Jahr hindurch befolgt wird, zwei Tage zu arbeiten und den dritten zu ruhen.

Nach einigen Tagen legte die „Bertha“ hier an. Herr Lawes entschied sich, in Kerepunu zu bleiben, um zunächst ein kleines Buch für den Druck durchzusehen, welches der dortige Lehrer zusammengestellt hatte, und uns dann nach der

Teste-Insel in dem „Ellengowan" zu folgen. Wir verließen Kerepunu am Morgen des 8. November auf der „Bertha", während die „Mayri" zu derselben Zeit aufbrach, um innerhalb der Brandung hinunter zu segeln. Wir stachen gerade hinaus in die See, um die Brandung zu umgehen, und gelangten bei schönem Wetter in acht Tagen nach der Teste-Insel. Mit dem Kapitän bestiegen wir das Boot und liefen die Ostseite der Insel entlang durch das Riff, um zu sondiren und Ankergrund zu finden. Als wir die Lagune erreichten, kam uns ein Catamaran[1] entgegen. Wir fragten die Insassen nach Koitan, dem Häuptling, was ihnen zugleich Vertrauen zu uns einflößte, sodaß sie längsseit anlegten und einer von ihnen unser Boot bestieg. Er bekundete uns seine Freundschaft in der gewöhnlichen Weise, nämlich durch Berühren von Nase und Magen, zugleich packte er mit großer Lebhaftigkeit Herrn MacFarlane und rieb dessen Nase an der seinigen; das Gleiche that er mit mir. Als Geschenk erhielt er ein Stück Bandeisen und etwas rothes Zeug, was ihm außerordentlich gefiel. Wir fanden, daß das Wasser tief genug war, um die Klippen mit dem Dampfer zu passiren, und daß innerhalb derselben sich ein guter Ankerplatz befand; hierauf gingen wir ins Dorf, um uns nach Trinkwasser umzusehen.

Die Leute zeigten sich sehr freundlich, indem sie sich in großer Menge um uns sammelten. Wir lagerten uns einem ihrer großen Häuser gegenüber, wo sie uns mit Kokosnüssen erfrischten. Die Eingeborenen hier sind viel dunkelfarbiger als jene von Kerepunu; viele von ihnen leiden an einer sehr schlimm aussehenden Hautkrankheit, infolge deren die Haut in Schuppen sich abschält. In ihrer Unterhaltung unter sich erkannte ich verschiedene polynesische Wörter. Das Wasser wird durch Graben in den Sand gewonnen; es ist von sehr salzigem Geschmack.

[1] Ein Catamaran ist eine Art Floß, bestehend aus drei zusammengebundenen kleinen Baumstämmen.

Am nächsten Morgen gingen wir vor Anker und bald waren wir von Canoes umringt und unser Deck ward umschwärmt von Eingeborenen, welche ihre Curiositäten, Yams, Kokosnüsse und Fische gegen Perlen und Bandeisen anboten. Viele von ihnen betheuerten ihre Freundschaft und tauschten die Namen mit uns aus, in der Hoffnung infolge dessen Bandeisen zu erhalten. Nach diesem ist hier ebenso große Nachfrage, wie in Port Moresby nach Taback. Sie erzählten uns, daß sie den Kampf nicht liebten, dagegen Freude am Tanze, an Betelnuß und Schlaf hätten. Die Mehrzahl hatte schwarze Zähne, was bei ihnen als sehr schön gilt; alle haben Nase und Ohren durchbohrt und mit verschiedenen Arten von Ringen durchzogen, die hauptsächlich aus Muscheln gefertigt sind. Leicht könnte ein Thalerstück durch ihre Ohrläppchen gezogen werden.

Wir gingen nachmittags an Land, um die dicht beieinander liegenden drei Dörfer zu besichtigen. Ihre auf Pfählen gebauten Häuser gleichen in der Form einem Canoe, dessen Boden aufwärts gerichtet ist, andere wiederum gleichen einem im Wasser liegenden Canoe. Sie schmücken ihre Häuser an der Außenseite mit Kokosnüssen und Muscheln, während die Reichen des Ortes die Pfosten ihrer Häuser mit Schädeln decoriren, welche nach ihrer Erzählung von den von ihnen getödteten und verspeisten Feinden stammen. Von einem Schädel, der vielfach zerstückelt war, berichteten sie uns, daß dies mit einer Steinaxt geschehen sei, und zeigten uns auch, wie sie diese Waffen gebrauchen.

Wir versuchten ihnen begreiflich zu machen, daß keiner von ihnen am nächsten Tage (als einem Sonntag) das Schiff betreten dürfe, da es ein heiliger Tag sei; als nun doch am nächsten Morgen einige Canoes zu uns herankamen, um Handel zu treiben, schickten wir sie zum Lande zurück. Am Nachmittage näherte sich unser alter Freund vom Tage zuvor in einem Canoe mit seinem Weibe und zwei Söhnen. Er

rief uns zu, daß er nicht an Bord zu kommen wünsche, sondern uns nur gekochte Speisen bringen wolle. Gern nahmen wir sein Geschenk an und er blieb mit seiner Familie in seinem Canoe eine Zeit lang an der Längsseite unseres Schiffes, worauf sie zufrieden an Land zurückkehrten.

Da die Teste-Insel ungefähr 20 Meilen vom Festland entfernt und die Verbindung mit derselben durch die Brandung sehr erschwert ist, beschloß ich, mich nach einem Platz umzusehen, der für Neuguinea einen bessern Zugang böte; doch ließ MacFarlane hier zwei Eingeborene von den Loyalty-Inseln als Lehrer zurück. Die $3^3/_4$ km lange und $^3/_4$ km breite Teste-Insel ist äußerst fruchtbar. Eine Hügelkette läuft gerade mitten durch die Insel von Ostnordost nach Westsüdwest. An der Nordseite befinden sich einige schöne Anpflanzungen, während an der Süd- und Ostseite Yamspflanzungen sich bis zu den Gipfeln der Hügel hinaufziehen; überall sind Fruchtbäume zu erblicken.

Am Montag begleitete ich MacFarlane ans Land, um mit ihm die nöthigen Einrichtungen für die Lehrer zu treffen, über deren beabsichtigte Niederlassung die Bevölkerung sehr erfreut schien. MacFarlane wählte ohne weiteres ein Haus aus, das auf einer Landspitze gelegen war, ein gutes Stück Wegs von unserm Landungsplatze, am Ende des entferntesten Dorfes. Der Eigenthümer war willens, das Haus den Lehrern so lange zu überlassen, bis sie sich selbst eins gebaut hätten; es wurde sofort in Besitz genommen und bezahlt. Als wir später bei der Wohnung unsers alten Freundes nahe dem Landungsplatze vorüberkamen, erfuhren wir, daß wir eine schlechte Wahl getroffen, da die Lage des Hauses ungesund und dies die Landspitze wäre, wo die feindlichen Bewohner aus Basilaki (von der Moresby-Insel) zu landen pflegten. Das Volk könnte daher die Lehrer vor Ueberfällen nicht schützen, wenn sie so weit entfernt wohnten. Alle stimmten darin überein und wir zogen deshalb vor, das Angebot eines andern neuen schönen Hauses

2*

anzunehmen, das noch nicht bewohnt gewesen und ebensoviel als das andere kostete. Dieses Haus liegt dicht beim Landungsplatz inmitten der Bevölkerung. Gern war übrigens der Eigenthümer des ersten Hauses bereit, die als Kaufpreis erhaltenen Sachen zurückzugeben, wir überließen sie ihm jedoch, da ihr Werth nur ungefähr 10 Mark betrug. — Wir hatten einen Tabuplatz zu passiren, aber man zwang uns, ihn durch einen Umweg durch den Busch zu meiden. Keiner der Eingeborenen sprach ein Wort, als wir an dem Platz vorübergingen, bis wir ihn hinter uns hatten; durch Zeichen gaben sie uns zu verstehen, uns ebenfalls schweigsam zu verhalten. Eine Frau war dort kürzlich gestorben, ihre Freunde hielten noch Trauer. Seit ihrem Tode hatte in der Niederlassung kein Tanz stattgefunden, und auch während der nächsten Tage durfte kein solcher abgehalten werden. Anscheinend werden die Frauen hier mehr respektirt als es in andern heidnischen Ländern der Fall ist, auch verstehen sie es, sich einen eigenen Besitz zu wahren. Ein Mann stahl seiner Frau einen Schmuck und verkaufte ihn für Bandeisen an Bord der „Bertha"; sie aber hatte in der Zwischenzeit ihren Schmuck vermißt, und als der Mann wieder ans Land kam, griff sie ihn am Ufer mit Zunge, Stock und Stein an und verlangte für sich die Herausgabe des Bandeisens.

Die Lehrer, welche am Nachmittag gelandet, wurden gut empfangen und die Eingeborenen versprachen alle, für sie zu sorgen und sie freundlich zu behandeln. Die Bevölkerung ist ungefähr 250 Köpfe stark. Da der „Ellengowan" nicht erschien, so entschlossen wir uns, die Insel am Mittwoch den 21. zu verlassen, um nach der Moresby-Insel zu gelangen, aber da wir zu schwachen Wind hatten, konnten wir erst am Morgen des 22. in der Hoop Iron-Bai vor der Moresby-Insel Anker werfen. Der Ankerplatz hier ist eine offene Rhede. Die Moresby-Insel ist sehr schön, die Vegetation steigt von der See bis zu den Berggipfeln hinan, überall ringsherum sind Pflanzungen zu erblicken. Das Volk, welches in kleinen

getrennten Gesellschaften lebt, hat nicht das gefällige und freundliche Aussehen wie die Teste-Insulaner. Hier ist das große Basilaki, dessen Einwohner anscheinend die Todfeinde aller Insulaner in der Umgegend sind; noch ehe wir ankerten, wurden wir von Catamarans und Canoes umringt, in denen überall Speere zu erblicken waren. Da MacFarlane beschlossen hatte, hier nicht landen zu lassen, und auch ich diesen Platz als ungeeignet zu einer Hauptstation für Neuguinea hielt, verließen wir die Moresby-Insel am 23. früh 6 Uhr wieder und durchsegelten die sich zwischen derselben und der Basilisk-Insel erstreckenden Fortescue-Straits. Die Scenerie war großartig, alles sah frisch und grün aus, so ganz verschieden von dem todten Aussehen von Port Moresby und seiner Umgegend. Die vier Lehrer folgten mit ihren Sachen in ihrem langen Walfischfängerboot dicht hinter uns. Als wir aus den Straits herauskamen, erblickten wir vor uns das Ostcap, da aber dort kein Ankergrund ist, wandten wir uns nach der ungefähr zehn Meilen vom Cap entfernten Killerton-Insel, doch wurde es bei dem sehr schwachen Winde 8 Uhr abends, ehe wir landen konnten; eine Stunde später traf das Boot ein. Am Ufer herrschte augenscheinlich große Erregung, Lichter bewegten sich in allen Richtungen, aber keins näherte sich uns. Am Morgen wagte sich ein Catamaran mit zwei Knaben an unsere Längsseite heran, die jauchzend davonfuhren, nachdem sie von uns beschenkt worden waren, und bald waren wir von Catamarans und Canoes umgeben, jedes mit drei oder vier Eingeborenen bemannt. Sie hatten keine Speere bei sich, und ganz freundschaftlich sich zeigend, ohne jede Schüchternheit, brachten sie allerhand Curiositäten, um sie gegen Perlen, rothes Tuch und das über alles geschätzte Bandeisen einzutauschen. Die ganze Gegend sah schön und fruchtbar aus, doch als wir nach dem Frühstück ans Land gingen, um uns Trinkwasser zeigen zu lassen, wurden wir durch sumpfigen Boden geführt und konnten auch bei unserer Rückkehr zum

Ufer keine für eine Missionsniederlassung passende Stelle weit genug vom Sumpfe ausfindig machen. Wir segelten deshalb mit dem Boote ein bis zwei Meilen dem Cap näher zu, wo wir bei einem Flusse einen vorzüglich geeigneten Platz fanden. Nachdem MacFarlane ein schönes neues Haus für die Lehrer erworben hatte, in welchem sie bleiben sollten, bis sie sich selbst eins gebaut hätten, brachten wir ihre Sachen ans Ufer, wobei die Eingeborenen uns behülflich waren. Ein Mann, der sich für besonders gut gekleidet hielt, blieb den ganzen Tag in unserer Nähe. Er trug ein Paar Hosen minus ein Bein, den Hosenboden hatte er um seinen Kopf herum befestigt, während er das Bein graziös über den Rücken fallen ließ.

Am nächsten Morgen erschienen zwei große Canoes, jedes mit 20 Ruderern, von irgendeinem Orte an der Milne-Bai; sie blieben eine Weile nahe dem Ufer, wo sie sich bei den Leuten über uns erkundigten, dann erhob sich der Führer unter ihnen, faßte an seine Nase und zeigte auf seinen Magen; wir thaten dasselbe, worauf die großen Canoes landeten, während der Häuptling sich in einem kleinen Boot zu uns begab und ein Geschenk entgegennahm, das ihm sehr gefiel.

Nach dem Frühstück gingen wir ans Land, um mit den Lehrern unter einem großen Baum nahe bei ihrem Hause Gottesdienst zu halten. Ungefähr 600 Eingeborene waren um uns herum, den Haufen umschloß eine Kette von Männern, die alle mit Speeren und Keulen bewaffnet waren. Als die erste Hymne gesungen ward, stand eine Anzahl Weiber und Kinder auf und lief in den Busch. Am Schluß des nur kurzen Gottesdienstes setzten wir uns nieder und sangen von neuem, was die Zuhörer sehr zu amüsiren schien. Die bemalten und bewaffneten Männer sahen ziemlich unheimlich aus. Am nächsten Morgen lichteten wir die Anker, um nach der Moresby-Insel zurückzukehren. Da der Wind aber sehr schwach war, mußten wir beim Eingang der Fortescue-Straits vor Anker

gehen. Tags darauf passirten wir die Enge und waren froh, als wir am Ausgang die „Bertha" kreuzen sahen. Mittags stiegen wir an Bord derselben und nun ging es nach dem Südcap, während die „Mayri" nach der Teste-Insel zurückkehrte, mit einem Briefe an den Kapitän des „Ellengowan", worin er aufgefordert ward, uns zu folgen und sich nach dem Befinden der Lehrer zu erkundigen. Am Abend trafen wir vor dem Südcap ein. Der Kapitän wollte sich zur Nachtzeit nicht dem Ufer nähern, sondern bis zum Morgen warten, wo ich ihn um 10 Uhr früh im Boot begleitete, um Ankergrund zu suchen, den wir 22 Faden tief bei Southwestpoint fanden.

Die Aufregung am Ufer war groß, als wir um ½6 Uhr abends ankerten, und ehe noch der Anker ganz niedergelassen, sahen wir uns von Canoes umringt. Das Volk ist von kleinem und schwächlichem Körperbau, viel dunkler als die Ost-Polynesier. Sie waren ganz außer sich über Pi's Baby, einen hübschen dicken Buben von sieben Monat, der neben ihnen wie ein weißes Kind aussah. In der That schien alles, was sie sahen, sie höchlichst in Erstaunen zu setzen. Am nächsten Morgen schon in aller Frühe kamen die Canoes zu uns heran, als wir uns jedoch um ½7 Uhr bereit machten um ans Ufer zu gehen, entstand große Bestürzung unter den Eingeborenen. Drei große Kriegscanoes erschienen vom Festlande her unter dem Blasen von Muscheln und nahmen ihren Weg durch die Mayri-Enge. Bald näherte sich eins derselben unserm Schiffe, worauf uns viele der von den verschiedenen Theilen des Festlandes bei uns versammelten kleinen Boote auf Befehl dieser Kriegscanoes verließen. Bei ihrer Abfahrt erhob die siegreiche Partei ein großes Freudengeschrei und in kurzer Zeit war der Tauschhandel wieder in vollem Gange. Es schien, als ob die Stacy-Insulaner sich des Handels ausschließlich für sich bemächtigen wollten und sie daher nicht wünschten, daß noch andere außer ihnen Bandeisen oder von den übrigen fremden Schätzen etwas erhielten. Sie standen in

Fehde mit einer Partei auf dem Festlande und waren anscheinend in dem letzten Zusammenstoß siegreich gewesen, denn sie erzählten uns mit großem Frohlocken, daß sie kürzlich zehn ihrer Feinde vom Festlande getödtet und verzehrt hätten.

Einige Stunden darauf gingen wir dicht beim Ankerplatz ans Land; ich durchstreifte die Insel bis zum Dorf, war aber mit der Lage nicht zufrieden. Einer unserer Führer trug als Armband den Kinnbacken eines Mannes vom Festlande, den er getödtet und verspeist hatte; andere stolzirten umher mit menschlichen Knochen, die ihnen von Hals und Haaren herabhingen.

Als wir die Küste weiter entlang segelten, kamen wir um ein Cap herum nach einem hübschen Dorfe, das auf einer stark bewaldeten Spitze lag. Die Leute waren freundlich und führten uns zum Wasser, das in reichlicher Menge vorhanden war. Hier war der passende Ort, wie wir ihn lange als Station gesucht hatten, um unser Werk beginnen zu können. Von hier aus können wir überall hingelangen und sind von Dörfern umgeben. Das Festland liegt in Kanonenschußweite von hier entfernt. Wir trafen Vorkehrungen wegen eines Hauses für die Lehrer und kehrten alsdann nach dem Schiffe zurück.

Nachmittags geleitete ich die Lehrer, ihre Frauen und einen Theil ihres Gepäcks ans Land. Das Volk half die Habseligkeiten zum Hause zu tragen. Das Haus, in welchem die Lehrer wohnen sollen, bis ihr eigenes fertig ist, ist das größte des Ortes, aber sie können nur die eine Hälfte desselben benutzen, da der Eigenthümer, der sich als Häuptling des Platzes betrachtet, die andere Hälfte für sich und seine Familie beansprucht. Die Scheidewand zwischen den beiden Abtheilungen ist nur zwei Fuß hoch. Schädel, Muscheln und Kokosnüsse sind überall im Hause aufgehängt; die Schädel sind die der Feinde, welche der Häuptling und sein Volk verspeist

haben. Im Innern des Hauses hing überall an den Wänden eine sehr beträchtliche Sammlung von Menschen- und Thierknochen.

Ich wählte für unser Haus einen Platz auf der dem Festlande zunächst gelegenen Landspitze; es ist ein großer Sandhügel, auf der Rückseite gut bewaldet. Wir haben ein hübsches Stück Land mit Brotfrüchten und andern Fruchtbäumen darauf, das ich bald zu klären und mit Nährpflanzen für den Unterhalt der Lehrer zu bestellen hoffe; vor uns breitet sich die Meerenge mit dem gegenüberliegenden Festlande aus. Dicht beim Hause ist ein schöner Ankerplatz für Schiffe jeder Größe.

Früh am nächsten Morgen herrschte am Ufer große Aufregung. Das große Kriegsboot stieß unter dem Schlagen der Trommel und beim Tanze der Bemannung ab. Es legte sich neben die „Bertha" und brachte uns Ferkel und Nahrungsmittel als Geschenke, dann kamen die Männer an Bord und führten einen Tanz auf, wofür sie Gegengeschenke erhielten. Bald darauf ging ich mit MacFarlane ans Land. Da wir fanden, daß die Lehrer sehr freundlich behandelt wurden, vertheilten wir für den Hausbau Aexte an einige Eingeborene, die sich sogleich daran machten, das nöthige Holz zu fällen, und ehe wir abends auf das Schiff zurückkehrten, waren bereits zwei Pfosten aufgerichtet. Da die „Bertha" nicht länger verweilen konnte, weil die Zeit der Passatwinde zu Ende ging, wurde alles gethan, um den Hausbau zu beschleunigen. MacFarlane selbst arbeitete tüchtig. Zwei Mann von der „Bertha" und von der „Mayri" halfen den vier Lehrern bei der Arbeit, und früher als wir geglaubt, war der Holzbau nahezu fertig. Da wir nunmehr am 5. December daran denken konnten am Lande zu wohnen, verließ uns am selben Morgen die „Bertha". MacFarlane und ich hingegen machten einen Ausflug nach mehrern Dörfern auf dem Festlande, von denen drei an einer tiefen Bucht gelegen sind,

die wegen der zahlreichen Sümpfe und hohen Berge, die sie einschließen, sehr ungesund sein muß. Die Bewohner zeigten sich freundlich und waren hocherfreut über die Geschenke, die wir ihnen gaben. Wir hatten vom Kapitän ein altes Fockmarssegel erworben, das wir als Zelt aufspannten, unter welchem die Lehrer schliefen, während wir ihre Quartiere benutzten. Am frühen Morgen war das Haus von Eingeborenen umgeben, von denen viele bewaffnet waren, mußte sie doch unser Verweilen hier in Erstaunen setzen, da sie glaubten, wir seien nur hergekommen, um mit Bandeisen, Aexten, Messern und Arrowroot zu handeln. Ungefähr 11 Uhr früh wurden die Kriegscanoes auf der gegenüberliegenden Seite vom Stapel gelassen, was hier große Erregung hervorrief. Darauf ward auch hier in aller Eile das Kriegscanoe in Bereitschaft gesetzt. Bald war es mit bemalten Schädeln, Muscheln, Kokosnüssen und Wimpeln geschmückt und in die See gelassen, worauf jene von der gegenüberliegenden Seite hinaus in die tiefe Bai fuhren. Die unsrigen aber blieben bis zum Nachmittag liegen, wo ungefähr 30 Mann einstiegen und der Farm-Bai zusegelten, um Sago gegen ihr Bandeisen einzuhandeln.

Sonntag hielten wir unsern üblichen Gottesdienst unter einem großen Baum ab; eine Anzahl von Eingeborenen hörte zu, doch verstanden sie nicht, was gesagt wurde, da der Gottesdienst in der Narotongan-Sprache gehalten wurde. Bei unsern Morgen- und Abendgebeten war stets eine große Zahl zugegen, die sich am Singen zu erfreuen schienen. Täglich fanden sich Freunde ein von der Brumer-, Tissot- und Teste-Insel, von den China-Straits, der Catamaran-Bai, Farm-Bai und andern Plätzen. Die von Vakavaka — einem Platz jenseits der China-Straits — sind heller und besser aussehend als die hiesigen Bewohner. Die Frauen dort scheinen sich nicht zu tätowiren, während sie dies hier über ihr ganzes Gesicht und den ganzen Körper thun, wodurch sie sich sehr

entstellen. Ich habe keinen einzigen Mann noch eine Frau von großer Gestalt unter ihnen allen gefunden.

Nachdem wir uns mit großer Mühe einen genügenden Vorrath von Kokosnußblättern verschafft hatten, um damit die Wände und das Dach unsers Hauses zu belegen, konnte unsere ganze Gesellschaft einziehen. Vorhänge von ungebleichtem Calico trennten die Abtheilung der Lehrer von der unsrigen und schlossen die Thür- und Fensteröffnungen. Wir waren froh einziehen zu können, da das Wetter sich geändert hatte und wir für die Gesundheit der Lehrer fürchteten, wenn sie während der Regenzeit in dem Zelte hätten schlafen müssen; wir aber hatten in unserer provisorischen Unterkunft auch durchaus keine Bequemlichkeit und waren es müde, auf dem Fußboden zu lagern, war es doch bei der Bauart unsers Hauses nicht möglich, einen Stuhl oder Tisch aufzustellen, da deren Beine durch den undichten Boden eingebrochen wären. Am 13. waren wir damit beschäftigt, das Holz in Empfang zu nehmen, welches wir für den Fußboden unsers eigenen Hauses geschnitten und in die See geworfen hatten, um es zu flößen; zehn große Stämme wurden aufgefischt.

Nach dem Frühstück war ich mit meiner Frau beim neuen Hause mit dem Kapitän der „Mayri", als wir einen Lärm wie Zank hörten. Ich sah mich um und gewahrte die Eingeborenen in großer Aufregung und viele von ihnen mit Speeren und Keulen unserm alten Hause zulaufen, wo meine Frau fünf Minuten zuvor die Lehrer zurückgelassen. Ich eilte nach und erzwang mir einen Weg durch die Eingeborenen, bis ich unser Haus vor mir hatte und zu meinem Schrecken sah, wie dort einer der Matrosen der „Mayri", welcher uns beim Hausbau geholfen hatte, sein Gewehr auf einen jungen Eingeborenen, der einen Speer schwang, anlegte. Ein Augenblick später und der Eingeborene war getödtet. Ich schob letztern zur Seite und befahl dem Matrosen das Gewehr niederzulegen, den Eingeborenen aber rief ich zu: „Besi, Besi!"

(„Genug, genug"!) Einige von ihnen legten ihre Speere und Keulen nieder, andere aber verblieben in drohender Haltung. Ich redete unserer Partei zu, die Waffen nicht zu gebrauchen, und ergriff hierauf den Jüngling, der noch immer seinen Speer schwang, und bemächtigte mich desselben mit Mühe. Der arme Bursche schrie vor Wuth, doch that er mir kein Leid. Ich schlug ihn, worauf er von dannen ging. — Täglich sah ich ihn unter einem Baume sitzen, welchen wir häufig zu passiren hatten, aber stets verhielt er sich schweigsam gegen uns. — Ein Messer nämlich war abhanden gekommen, und da er der einzige beim Hause war, als es vermißt wurde, so ward er beschuldigt, es genommen zu haben. Einer der Lehrer, welcher mit Schnurwickeln beschäftigt war, nahm den Burschen beim Arm, um ihn nach dem Messer zu befragen. Der Jüngling dachte aber, er sollte mit der Schnur aufgehängt werden, er wehrte sich, machte sich frei und erhob den Lärm.

Erst am Abend zuvor hatte ich Veranlassung gehabt die Lehrer zu warnen, Feuerwaffen zu gebrauchen, um die Eingeborenen zu erschrecken oder zu bedrohen. Eine Axt war gestohlen worden. Jeder Platz war danach durchsucht worden, ohne daß sie gefunden werden konnte. Endlich fand sie ein Eingeborener im Sande vergraben, nahe der Stelle, wo sie zuletzt gebraucht worden war. Sie war augenscheinlich hier versteckt worden, bis sich eine passende Gelegenheit geboten hätte, sie fortzunehmen. Während des Suchens rannte der Eigenthümer der Axt, einer der Lehrer, fort, um seine Flinte zu holen und kam damit herausgestürzt. Ich befahl ihm sie wegzulegen und sagte ihnen am Abend, daß nur in Neuguinea Flinten von Missionaren benutzt würden, in keiner andern Mission wäre dies Gebrauch, und wenn wir nicht unter den Eingeborenen ohne Waffen leben könnten, thäten wir besser, zu Hause zu bleiben. Wenn ich wieder sähe, daß sie von den Waffen Gebrauch machten außer gegen Vögel oder dergl., so würde ich alle Waffen in die See werfen. Am Nachmittag des 14. ging ich nach

dem Hause, in dem wir bisher gewohnt hatten, um die Lehrer anzutreiben, ihre Habseligkeiten schneller herüberzubringen; meine Frau blieb im neuen Hause, um auf die Sachen aufzupassen, was sehr nöthig war, da weder Thür noch Fußboden vorhanden waren und alles daher dem Stehlen ausgesetzt blieb. Wir gingen nach dem Strande, um dem Kapitain der „Mayri" zuzurufen, uns das Boot nach dem Ufer zu senden. Als ich mich nach links wandte, sah ich 20 bewaffnete Eingeborene herumlaufen; obgleich sie bemalt waren, erkannte ich in ihnen einige von denen, die sich an Bord der „Bertha" freundlich gegen uns gezeigt hatten und sprach sie an. Aber sie liefen finster blickend vorüber, indem sie etwas sagten, was ich nicht verstehen konnte, gerade auf das Haus des Häuptlings zu und umringten unsere Gesellschaft. Ich ging durch sie hindurch und stellte mich ihnen entgegen. Ein sehr gefährlich aussehender Geselle schwang seinen Speer dicht bei mir. Es war ein beängstigender Augenblick und viele hätten jetzt Feuerwaffen gebraucht. Ich rief den Lehrern aber zu: „Verhaltet euch ruhig!", während unser Häuptling auf die Plattform an der Vorderseite des Hauses sprang und die Menge anredete. In seiner Aufregung bedeutete er die Lehrer in Zeichen und Worten, ihre Flinten herauszubringen und zu feuern, um die Menge zu verjagen, sie aber weigerten sich. Darauf lief er selbst in das Haus, ergriff eine Flinte und wollte sich davonmachen, als einer der Lehrer ihn festhielt. Als ich den Lehrer mit dem Häuptling im Handgemenge sah, eilte ich herbei und suchte ihn zu beruhigen und ihm klar zu machen, daß wir keine Streiter, sondern Männer des Friedens seien. Der Lärm um uns herum war schrecklich. Nach einiger Zeit baten sie mich, dem Anführer der andern Partei ein Geschenk zu machen, um ihn zum Fortgehen zu bewegen, ich aber antwortete: „Nein, wäre er in Frieden gekommen und wie ein Häuptling, so würde ich ihm ein Geschenk gegeben haben, jetzt thue ich es nicht."

Sie zogen sich nun zurück, um zu berathen und richteten von neuem an mich die Bitte um ein Geschenk. „Nein", rief ich wiederum, „kein Geschenk für Männer in Waffen. Wenn der Häuptling morgen unbewaffnet wiederkehrt, soll er ein Geschenk haben." Anscheinend waren jene darüber aufgebracht, daß wir uns hier niedergelassen hatten, anstatt unter ihnen, indem sie meinten, daß die Leute durch unser Hiersein sehr reich würden. Nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, fuhren wir fort mit der Wegschaffung unserer Sachen, doch als die letzten Stücke an die Reihe kamen, widersetzte sich der Häuptling, daß sie fortgetragen würden, ehe er nicht ein Abschiedsgeschenk erhalten hätte. Obgleich er für die Benutzung des Hauses bezahlt worden war, noch bevor einer von uns es betreten, gaben wir ihm doch noch ein Geschenk und damit war die Sache erledigt.

Am nächsten Morgen besuchte mich der Häuptling der andern Partei und erhielt gleichfalls ein Geschenk; er machte ein außerordentlich dummes Gesicht, als ich versuchte ihm zu erklären, daß wir den Kampf nicht liebten.

Inzwischen wurden wir gewahr, daß während des Wirrwarrs unsere große Baumsäge, die den Lehrern vom Ostcap gehörte, gestohlen worden war. Den ganzen Tag zeigte ich geflissentlich, daß ich über den Verlust der Säge sehr böse sei; so hieß es denn am Abend, daß die Leute der andern Partei sie genommen hätten. Man machte mir Anerbietungen sie zurückzugeben, jedoch ersah ich daraus, daß man verlangte, ich sollte sie zurückkaufen. „Nein", antwortete ich, „ich kaufe nicht, was mir gestohlen wurde. Die Säge muß mir zurückgegeben werden, aber ich will demjenigen eine Art schenken, der sie holt und mir bringt." Zwei Tage darauf wurde uns die Säge zurückgebracht. — Die „Mayri" hatte uns verlassen, um die Lehrer am Ostcap zu besuchen. Die Bevölkerung hatte sich beruhigt. Großes Interesse erregte das Sägen des Holzes für die Dielen unsers Hauses. Gern

arbeiteten sie für ein Stück Bandeisen und wenige Perlen, doch können sie nicht viel hintereinander thun. — Jede Verehrung scheint ihnen unbekannt zu sein; auch nur wenige Vergnügungen treiben sie. Die Kinder schwingen sich, baden und segeln in kleinen Canoes. Die Heranwachsenden haben ihren Tanz, der aber sehr einfacher Art ist. Ein Trupp junger Leute mit Trommeln steht dicht beieinander; in sehr einförmiger Weise singen sie, während sie die Trommeln schlagen; die Tänzer tanzen ein- oder zweimal um die Männer herum, dann hören alle auf, um eine kleine Pause zu machen. Ich bin zweimal zugegen gewesen, als nur Frauen tanzten. Ueber die Gräber ihrer Todten setzen sie Häuser, welche sie ringsherum einzäunen; innen pflanzen sie Croton, Bananen u. s. w. Da in den Häusern gekocht wird, fanden wir es sehr heiß und unbehaglich in unserer alten Wohnung, zumal unser Hauswirth, als eine Art Häuptling, einen großen Haushalt führte und viel gekocht werden mußte. In seinem Theile des Hauses brannten gewöhnlich fast während des ganzen Tages drei große Feuer, wovon die Hitze und der Rauch höchst unangenehm waren. Ueberhaupt wurden meist die ganze Nacht hindurch ein oder zwei Feuer unterhalten, um, wie ich vermuthe, den Eingeborenen die Decken zu ersetzen.

Wir fuhren in unserm Werke fort.

Mit den Dorfbewohnern kamen wir gut aus, ebenso mit den Eingeborenen aus andern Theilen des Landes und mit ersteren wurden wir so befreundet, daß wir mit ihnen in ihren Canoes herumfuhren, um verschiedene Niederlassungen zu besuchen. Ueberall wurde ich gut empfangen.

Am 21. December kehrte die „Mayri" vom Ostcap zurück und berichtete, daß alle Lehrer krank wären, daß das Volk aber sich sehr freundlich und gut zu ihnen zeigte. Da ich das Schiff gern in Thätigkeit halten wollte, um die weitere Einsetzung von Lehrern vorzubereiten, beschloß ich, eine Nieder-

lassung auf dem Festland zu besuchen, deren Einwohner in tödlicher Fehde mit dem Volke hier lebten. Die Leute versuchten mich von meinem Entschlusse abzubringen, da mein Kopf in Gefahr gerathen würde, und brachten, als sie sahen, daß ich doch entschlossen sei zu gehen, Schädel herbei, um mir zu bedeuten, so würde mein Kopf aussehen und das Kriegscanoe ihrer Feinde schmücken oder außen am Hause des Häuptlings



Eingeborene des südöstlichen Neuguinea.

aufgehängt werden. Da ich nun überzeugt war, daß sie mich nur zurückhalten wollten, weil sie befürchteten, daß Bandeisen, Messer und Aexte, Perlen und Zeuge auch auf der andern Seite von uns vertheilt werden würden, erklärte ich ihnen, ich müßte gehen. So überließen sie mich meinem Schicksal.

Ich nahm den Lehrer mit, den ich dort anzusiedeln hoffte. Wir wurden von den Leuten sehr freundlich empfangen und ins Innere des Landes geführt, um uns zu zeigen, daß dort Wasser vorhanden sei; als wir an den Strand zurückgelangten,

bewirtheten sie uns mit Zuckerrohr und Kokosnüssen, wobei wir erfuhren, daß sie nicht in diesem Dorfe wohnten, sondern im nächsten, und sie nur hierhergekommen seien, um sich mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Ein Canoe brachte uns nach dem andern Dorfe, wo eine große Menge versammelt war und wir dem Häuptling öffentlich unsere Geschenke übergaben. Sie tanzten vor Freude und baten den Lehrer, recht bald zu kommen, um bei ihnen zu wohnen.

Bei unserer Rückkehr schienen unsere Freunde darüber enttäuscht, daß uns kein Leid geschehen sei, da ich jedoch einige Tage unwohl gewesen und mich den Tag nach meinem Ausfluge schlechter befand, fühlten sie sich getröstet und versicherten, daß dies nur davon gekommen wäre, weil wir Tepauri besucht hätten. Verschiedene Sachen waren uns inzwischen gestohlen, darunter ein Zelt, das wir sehr vermißten. Doch dies sind Dinge, die ertragen werden müssen, und wir dürfen hoffen, daß eines Tages die diebischen Neigungen der Eingeborenen geschwunden sein werden. Aus einem sehr unerwarteten Grunde schienen aber alle Aussichten dieser östlichen Mission plötzlich scheitern zu sollen. Ich denke nicht besser über die nächsten Tage berichten zu können, als durch Auszug aus meinem Tagebuch.

29. December. Ungefähr um 12 Uhr kamen drei Burschen von der „Mayri" an das Land, um Feuerholz zu fällen. Einer von ihnen kam zu mir mit den Worten: „Bin erschreckt, Herr, unser Kapitän zu schnell mit Eingeborenen. Ein starker Kerl an Bord gekommen, setzt sich unten hin. Kapitän er sagt ihm, fortgehen. Er nicht steht auf. Kapitän nimmt Schwert und er sagt ihm, wenn er nicht aufsteht, er ihm Kopf abschneiden. Er steht auf, an Land gehen. Fürchte, nicht alles recht ist." Die Schiffsjungen verließen mich und gingen zur Sägegrube, während ich mich anschickte die Leute zu bezahlen, welche uns einen Küchenraum errichtet hatten, zu dem das Holz hinter meinem Hause gerodet war und

welches die Lehrer selbst gesägt hatten, da vernahm ich plötzlich einen großen Lärm, sprang auf und sah noch wie diejenigen, welche an der Sägegrube waren, fortrannten und über einen Zaun sprangen; zugleich hörte ich Schüsse, welche vom Schiff zu kommen schienen. Ich gewahrte einige Eingeborene an Bord der „Mayri", andere in Canoes, welche das Schlepptau ans Ufer zogen und den Anker aufwanden, ohne Zweifel, um sich des Schiffes zu bemächtigen. Ueberall erblickte ich Eingeborene, viele darunter mit Waffen. Zwei von unsern Matrosen wollten an Bord zurück und liefen nach ihrem Boot, die Eingeborenen aber verhinderten sie, dasselbe zu nehmen. Ich rief den Eingeborenen zu, das Boot loszulassen, was sie auch thaten. Wäre ich nicht in der Nähe gewesen, so hätten sicher die beiden Burschen, die mit Musketen bewaffnet waren, auf die Eingeborenen geschossen. Ehe das Boot das Schiff erreicht hatte, sah ich Eingeborene über Bord springen und bald wurde das Feuern lebhafter. Ich eilte das Ufer entlang und rief den Eingeborenen zu, sich in den Busch zurückzuziehen, während ich denen an Bord befahl, mit Feuern aufzuhören. Das Schießen hörte auch auf und nun vernahm ich großes Wehklagen in dem Hause des Häuptlings, wohin ich mich schleunigst begab. Ein Mann war durch Arm und Bein geschossen. Als ich durch das Dorf nach unserm Hause lief, um etwas für den Verwundeten zu holen, wurde ich angehalten, um noch nach einem jungen Mann zu sehen, der stark blutete. Er war durch den linken Arm geschossen, die Kugel war in die Brust eingedrungen. Ich holte etwas Medizin und gab sie beiden. Als ich unser Haus erreicht, fand ich meine Frau als die einzig ruhige und besonnene Person, mitten unter bewaffneten Eingeborenen. Während ich im Hause des Häuptlings mit der Medizin verweilte, wurde mir berichtet, daß noch einer verwundet wäre, der sich an Bord befände. Sie riefen unaufhörlich „Bocasi, Bocasi", den Namen des Mannes, der am Morgen an Bord gekommen.

Ein kleines Canoe war zu erblicken, das ganz voll Blut war. Eingeborene ruderten mich nach der „Mayri" hinüber. Beim Herannahen sah ich den Kapitän auf Deck sitzend, ganz blaß und mit Blut überströmt. Auf meine Frage erfuhr ich, daß in der Kajüte ein erschossener Mann läge. Ich getraute mich einerseits nicht lange an Bord zu verweilen, andererseits durfte ich es nicht wagen mit dem Leichnam zu landen. Auch wollte ich nicht, daß der Todte vor mir ans Land gebracht wurde, da man mich dann vielleicht überhaupt an der Landung verhindert hätte. So bestieg ich wieder das Canoe, in dem ein Eingeborener sitzen geblieben war, während der andere den Leichnam holte, um ihn ins Canoe zu legen, wogegen ich aber mit den Worten Einspruch erhob: „Nicht in dieses, sondern in ein größeres." So gelangte ich ans Ufer und beeilte mich nach Haus zu kommen. Ich erfuhr von dem Kapitän, daß die Eingeborenen versucht hätten ihn zu tödten; dieser starke Mann, bewaffnet mit einem großen Zuckerrohrmesser, wäre ihm dicht auf den Leib gerückt, worauf er ihn niedergeschossen habe. Der Fuß des Kapitäns war schrecklich zugerichtet, eine Speerspitze war ihm in die Seite gedrungen, auch sonst noch hatte er verschiedene Wunden. Die meisten der Leute schienen freundlich gesinnt und versicherten, daß uns kein Leid geschehen solle. Groß war das Wehklagen, als der Leichnam an das Land gebracht wurde, und Waffen wurden hier und da vielfach erhoben. Aus allen Richtungen kamen Canoes herbei; ein Mann, der sich die ganze Zeit über gegen uns sehr freundlich gezeigt und zu uns gestanden hatte, rieth uns dringend, während der Nacht zu flüchten, da wir sonst sicherlich ermordet werden würden, wenn die Kriegscanoes von den verschiedenen Ortschaften anlangten. Meine Frau widersetzte sich mit Entschiedenheit unserer Flucht. Gott würde uns beschützen. Das Schiff wäre zu klein und nicht verproviantirt; durch unsere Flucht würden wir unserer Stellung hier ganz verlustig gehen, auch die

Stationen auf der Teste-Insel und am Ostcap würden gefährdet werden. Wir wären um Christi Willen hergekommen, er würde uns beschützen. In der Dämmerung kam einer von der Mannschaft ans Land, um uns zu berichten, daß der Kapitän schwer krank liege und nach der Murray-Insel gehen wolle. Ich konnte mich nicht an Bord begeben und die Meinen hier allein lassen. Wir billigten die Abreise des Schiffes; ich gab dem Burschen einige Arznei für den Kapitän mit und ließ ihn bitten, mir alles ans Land zu senden, was er an Perlen u. dgl. entbehren könnte. Nachdem ich das Gewünschte erhalten hatte, fuhr das Schiff ½7 Uhr fort. Man sagte uns, wir würden eine Buße zahlen müssen, um die Aufregung zu besänftigen; hierzu waren wir auch gern bereit. Wir hielten unsere Abendandacht und fühlten, daß Gott in Wahrheit unsere Zuflucht war.

Die Bevölkerung war am nächsten Morgen frühzeitig zu erblicken. Wir vertheilten, was wir an Sachen zur Beschwichtigung ausgewählt. Nicht lange dauerte es, so erschienen die Leute von der Ansiedelung, zu welcher der Getödtete gehört hatte, in der Absicht uns anzugreifen, aber das Volk hier befahl ihnen zurückzubleiben. Auch viele Leute von der Insel und vom Festlande kamen hinzu, doch auch die Häuptlinge unter diesen versicherten uns, daß nicht ein Einziger von den Ihrigen uns beleidigen wolle, wir könnten unsere Arbeit ruhig fortsetzen. Immerhin hielten wir es doch für rathsam, die Andacht im Hause abzuhalten.

Tagsdarauf, am 31. December, kamen große Haufen von allen Seiten herbei, sowie viele Kriegscanoes. Das Volk zeigte sich außerordentlich frech, indem es den Zaun durchbrach und keine Notiz von meinen Einwendungen nahm. Einer der Häuptlinge der Ansiedelung, zu welcher der Getödtete gehörte, war von Vaare (Teste-Insel) hierher zurückgekehrt und bekundete mir von neuem seine Freundschaft, worauf ich ihn beschenkte.

Ich erhielt eine Einladung, einem Kannibalenfest auf einer der Ansiedelungen beizuwohnen. Einige sagten, es sollten zwei Männer und ein Kind verzehrt werden, andere sprachen von fünf Männern und einem Kinde.

Das Volk fuhr fort sich unruhig zu zeigen und alle schienen zu denken, wir hätten nichts anderes zu thun als auf ihre Forderungen zu hören.

1. Januar 1878. — Eine große Trauerversammlung um den Getödteten hatte in dem andern Dorfe stattgefunden. Von Tanosine her kam ein Canoe mit einer großen Menge schrecklich aussehender Männer vorüber, was unsere Freunde hier einen Angriff auf uns befürchten ließ, wir hielten jedoch alles für erledigt, da wir genug gezahlt hatten.

Das der „Mayri" gehörende Schlepptau wurde uns heute gebracht und zum Kauf angeboten; ich hatte aber keine Lust dazu, da ich damit auch nichts anfangen konnte, und schlug es daher einfach ab. Jemehr wir aber Sanftmuth und Ruhe ihnen gegenüber zeigten, desto unverschämter und drohender wurden sie. Da beschlossen wir denn den Eingeborenen deutlich zu machen, daß wir keine Furcht hätten. Auf neue Forderungen gab ich ihnen zur Antwort: „Nichts mehr; stellt eure Forderungen, wenn das Veritama-Canoe angekommen sein wird." Sie schienen erschreckt und wurden etwas ruhiger.

Am Nachmittage des 2. Januar brachte man das Schlepptau von neuem zu mir; aber ich wies es wiederum zurück. Dann sagte ich zu ihnen: „Wenn Pouairo, das Dorf des erschossenen Mannes, uns anzugreifen beschließt, so laßt sie kommen, auch wir können fechten." Als einer der Lehrer sodann mit seiner Flinte auf einige Entfernung nach einem Brotfruchtbaum feuerte und die Kugel gerade durch einen Ast hindurchging, rief es große Aufregung hervor und viele kamen herbei, um dies zu besichtigen. Das Schlepptau wurde hierauf zurückgebracht und außen hingelegt; wir nahmen

jedoch keine Notiz davon. Die Leute wurden ruhiger und es wurden keine Forderungen mehr erhoben. Das Kannibalenfest hatte stattgefunden. Einige unserer Freunde erschienen mit Stücken von Menschenfleisch, die um ihren Hals und ihre Arme hingen; das Kind war für spätere Zeit aufbewahrt worden, da sie es noch für zu klein hielten. Unter all dieser Aufregung blieb meine Frau allein ruhig und befand sich wohl.

Die Eingeborenen hatten schon geglaubt, daß kein Schiff mehr kommen würde, um so mehr wurden sie durch die Ankunft des „Ellengowan", welcher am 20. Januar einlief, erschreckt und waren gewillt die „Mayri"-Affaire zu vergessen. Noch wenige Tage vor Ankunft des Schiffes warnten uns einige unserer Freunde, uns zu weit vom Hause zu entfernen; jetzt konnten wir wieder unter dem Volke herumgehen wie vorher.

Zweites Kapitel.

Erlebnisse auf einem Ausfluge.

Aufbruch östlich von der Heath-Insel. — Naroopoo. — Handel mit Eingeborenen. — Landung auf der Roux-Insel. — Unterredung mit dem Häuptling. — Der Mann mit der Keule. — Wirkung eines Schusses auf die Eingeborenen. — Ellengowan-Bai. — Mit genauer Noth entkommen. — Nutzen der Dampfpfeife. — Erfolgloser Versuch, in das Innere einzudringen. — Amazonen. — Weiber als Anstifter von Streit. — Toulon Insel. — Das wirkliche Amazonenland. — Wie das Gerücht davon entstand. — Cloudy-Bai. — Unterredung mit dem Häuptling. — Sandbank-Bai. — Eile in Noth. — Dufaure-Insel, — Angriff auf Chalmers durch Aroma-Eingeborene. — Vertheidigung desselben durch einige der Eingeborenen. — Ursache des Angriffs durch die schlechte Aufführung der weißen Leute. — Absicht der Eingeborenen. — Heidnische Sitten. — Ferkel. — Bodencultur. — Handel. — Krankheit.

Nachdem der „Ellengowan" in Sydney gründlich reparirt worden war, schiffte ich mich im Frühjahr 1878 in Begleitung meiner Frau ein, um längs der Küste von Neuguinea von Ost nach West zu kreuzen. Der kleine Dampfer wurde vom Kapitän Dudfield befehligt, seine Bemannung bestand aus kräftigen Eingeborenen. Wir traten in Verbindung mit 200 Dörfern; 105 besuchten wir persönlich und unter diesen waren 90, welche noch nie zuvor von Weißen betreten worden waren. Verschiedene Buchten, Häfen, Flüsse und Inseln wurden entdeckt und benannt, das Land zwischen der Meikle- und der Orangerie-Bucht, ebenso die hinter Kerepunu liegende Gegend wurde erforscht und die ganze Küstenlinie von Keppel-Point bis zum MacFarlane-Hafen zu Fuß durchstreift.

Wenn man ein neues Land bereist, macht man viele Erfahrungen, welche, obgleich sie dem Reisenden nur von geringer Bedeutung erscheinen, in der Heimat von Interesse sind. Im Mai 1878 begann ich meine Reisen in Neuguinea in bisher unbekannten Theilen und unter Stämmen, die bisher für feindlich gehalten wurden. Ich beschloß, komme was wolle, unbewaffnet zu reisen und Dem zu vertrauen, zu dessen Werk ich berufen war.

Nachdem wir die Heath-Insel verlassen, stießen wir auf unserer Fahrt zuerst auf neue oder nur wenig bekannte Seen und Landstriche. Zunächst warfen wir Anker an einer Bucht, die wir Inverary-Bai nannten. Als wir landeten, kamen uns einige Männer entgegen, andere kamen heraus mit Waaren. Wir dampften um die Leocadie-Insel herum, durch welche ein guter Hafen für kleine Schiffe gebildet wird, und an den Sandbänken in der Catamaran-Bai vorüber, besuchten Tanosina, östlich von Leocadie, landeten dort jedoch mit Vorsicht, da die Bewohner bei unserm ersten Besuch am Südcap sehr unruhig und eifrigst bemüht gewesen waren, den Mann zu rächen, der an Bord der „Mayri" erschossen worden war. Da sie uns nicht aufrichtig empfingen und nicht übel Lust hatten unverschämt zu sein, hielt ich es für besser, nachdem ich einige Geschenke ausgetheilt, mich ruhig ins Boot zu begeben und mich davonzumachen. Ich will hier einschalten, daß diese Leute in spätern Zeiten sehr freundlich gegen uns wurden und uns viel in unserm Werke unterstützt haben. Nachdem wir alle Ufer der Bai besucht, kehrten wir nach dem Südcap zurück, um uns dort mit Wasser und Brennmaterial zu versehen; alsdann setzten wir unsere Fahrt fort, östlich um Rugged-Head herum nach der Farm-Bai bis zum Ende derselben, wo wir gegenüber von Naroopoo Anker warfen. Ich ging ans Land und war bald von einer Menge umgeben, die mit Verwunderung meinen weißen Anzug und meine schwarzen Lederstiefeln betrachtete. Als ich auf einer Veranda saß, kamen

einige, die dreister waren als die übrigen, zu mir heran, berührten mein Hemd und meine Beinkleider, bissen in ihre Finger und rannten davon. Wieder und immer wieder thaten dies die kühnsten unter ihnen, indem besonders meine Stiefel ihr Staunen erregten. Nach längerer Berathung untereinander nahm eine alte Frau ihren Muth zusammen, kam heran, berührte meine Beinkleider und zuletzt meine Stiefel. Sie zitterte über und über, und, Schrecken aller Schrecken, um ihre Furcht zu erhöhen, hob ich meinen Fuß auf und zog den Stiefel aus. Unter lautem Schreien rannte sie davon; andere schlossen sich ihr an und hörten mit Laufen nicht auf, bis sie außer Sicht waren. Nachdem ich verschiedene Dörfer der Bai besucht hatte, welche ich dicht bevölkert fand, ging ich wieder an Bord. Am nächsten Morgen kamen viele Canoes an die Schiffsseite, bekamen aber einen großen Schreck, als wir Dampf ausließen. Augenscheinlich wollten sie uns zeigen, daß sie Vertrauen zu uns hatten, doch wurde es ihnen schwer, bei dem Dampf und dem Schnauben der Maschine standzuhalten. Als wir den Anker aufwanden, warnten wir sie in der Nähe zu bleiben. Sie konnten aber nicht einsehen, warum sie fortgehen sollten, da doch kein Segel aufgespannt und wir nicht Anstalten machten aufzubrechen. Indeß eine einzige Bewegung hinten am Schiffe und die Canoes brachten sich schnell in sichere Entfernung. Ein Canoe, das sich an unser Schiff angehängt hatte, wird heruntergezogen, ein wilder Schrei, ein Augenblick Stille und dann lautes Gelächter, als sie Canoe und Ruderer in einiger Entfernung vom Schiffe wieder auftauchen sehen.

Als wir One Tree-Point umschifft, konnten wir keinen Eingang zu einer Bucht ausfindig machen, wir fuhren daher weiter; später hat man jedoch eine Einfahrt entdeckt und die Bucht Lawes-Bai genannt. Auf unserer Weiterfahrt ankerten wir in der Nähe der Roux-Inseln in einem schönen, wohlgeschützten Hafen. Ehe wir unsere Freunde in Südcap

verließen, rühmten sie sich, daß sie einen Platz an der Küste besucht hatten, wo, als sie ihre langen Messer gezeigt hatten, die Eingeborenen alle davongelaufen waren, sodaß sie sich so eine Menge guter Dinge hatten aneignen können.

Es machte uns einige Schwierigkeiten, ein Canoe zu bewegen an uns heranzukommen, und erst nachdem wir ein Stück rothes Tuch an einem Stock befestigt hatten und dasselbe vom Schiffe aus fortschwimmen ließen, lockten wir das erste Canoe herbei. Die Eingeborenen näherten sich, fischten das rothe Tuch auf und kamen, als wir ihnen Stücke von Bandeisen zeigten, allmählich nahe genug, um ein Stück ergreifen zu können, worauf sie sich endlich zum Anlegen entschlossen. Nachdem sie einmal an unserer Seite, waren wir bald befreundet, und als dies die andern Canoes sahen, folgten auch diese alsbald und das Handeln um allerhand Sonderbarkeiten begann. Ich ersuchte den Kapitän, solange als möglich den Handel hinzuziehen, um während dessen mich eiligst ans Ufer zu begeben und den Häuptling eines der Dörfer zu besuchen; solange nämlich die handeltreibenden Canoes beim Schiff anliegen, ist das Betreten des Landes vollkommen sicher. Man muß nur Acht geben, sich unverzüglich davonzumachen, sobald die Canoes das Schiff verlassen.

Als unser Boot den Strand berührte, war die Flut weit draußen. Ein Haufen lief uns entgegen, in jeder Hand war Keule oder Speer. Ich ging an den Bug, um ans Land zu springen, man verwehrte mir aber das Landen. Ich sagte ihnen, ich sei gekommen, um den Häuptling zu besuchen, ich hätte ein Geschenk für ihn und müßte ihn sehen. „Gib uns dein Geschenk und wir wollen es ihm bringen, aber du darfst nicht landen.“ — „Ich bin Tamate von Suau und komme als Freund, um euern alten Häuptling zu besuchen. Ich muß landen.“ Eine ältliche Frau kam dicht an das Boot und sagte: „Du darfst nicht landen, aber ich will das Geschenk überbringen oder dieser“ — dabei zeigte sie auf einen

neben ihr stehenden jungen Mann — „wird es seinem Vater überbringen, er ist der Sohn des Häuptlings." — „Nein, ich muß den Häuptling selber sehen, doch möchte ich auch den Sohn kennen lernen und will ihm gleichfalls ein Geschenk machen."

Darauf sprang ich ans Ufer, gefolgt von dem Matrosen, einem schönen kühnen Burschen, der gewohnt war, sich in den Goldgräbereien durchzuschlagen und sich nicht im geringsten vor den Eingeborenen fürchtete. Ich ging das lange Ufer hinauf nach dem Dorfe zu dem Hause des Häuptlings. Der alte Mann saß auf der Veranda seines Hauses und hielt es nicht einmal der Mühe werth, zu unserer Begrüßung aufzustehen. Ich sagte ihm, wer ich sei und weshalb ich gekommen. Er hörte mich an, behandelte alles aber als etwas Gewöhnliches. Ich legte mein Geschenk auf die Veranda vor ihm nieder und wartete auf ein Wort der Befriedigung. Aber keins entschlüpfte dem Munde des alten strengen Häuptlings, und als ich alsdann an kleine Kinder Geschenke von Perlen vertheilte, wiesen auch diese sie mit Entrüstung zurück, während die entfernter Stehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen und das Gedränge immer mehr zunahm.

„Gould", sagte ich zu dem Matrosen, „ich denke wir thun besser uns davonzumachen. Halte die Augen offen und laß uns sachte zum Ufer zurückgehen."

Zu dem Häuptling wandte ich mich dagegen mit den Worten: „Freund, ich gehe, du bleibst." Seine Augenbrauen hochziehend erwiderte er kurz: „So geh!"

Wir wurden von der Menge begleitet; dicht hinter mir in unbehaglicher Nähe ging ein Mann mit einer großen Keule. Als wir das Ufer erreicht hatten, sahen wir, daß die Canoes das Schiff verlassen hatten und sich beeilten das Ufer zu gewinnen. Unser Boot war bald flott gemacht, aber wir hatten noch ein gut Stück zu gehen, und immer noch war mir der Mann mit der Keule auf den Fersen, — es galt ihrer

habhaft zu werden. Ich nahm aus meinem Säckchen ein großes Stück Bandeisen, wie es die Eingeborenen hochschätzen, drehte mich schnell auf den Hacken herum und zeigte es dem Wilden, dessen Augen davon geblendet waren wie durch eine Stange Gold, und ehe er sich bewußt werden konnte was ich vorhatte, war ich an der Spitze des Gefolges mit der Keule, die ich dem Wilden entrissen hatte. So gelangten wir glücklich davon.

Von der Fyfe-Bai fuhren wir herum nach der Meikle-Bucht, wo ich alle Dörfer besuchte und überall gut empfangen wurde. Ich hatte mich entschlossen, ins Innere zu gehen, um selbst zu sehen, ob nicht eine Wasserstraße den Zugang in das Binnenland erschlösse. Die Karte zeigte keinen Einschnitt, aus der Formation des Landes und der Art der Wolken, die darüber hingen, glaubte ich aber schließen zu dürfen, daß sich ein See oder ein großes Wasserbecken dort befinden müsse, und daß das Wasser von der Lorne-Kette und den Cloudy-Bergen sich in bedeutenden Flüssen nach der andern Seite ergießen müsse, da kein Strom von erheblicher Größe nach dieser Seeseite anzutreffen war. Ich bewog den Häuptling des an der Spitze der Bai gelegenen Dorfes, uns den Weg zu zeigen; ein großes Gefolge begleitete uns. Nachdem wir einige Kilometer durch eine schöne Gegend gewandert waren, kamen wir einer großen Wasserfläche gegenüber heraus, die sich von den Cloudy-Bergen bis zur Spitze der Milne-Bai ausdehnt; angesichts der Stirling-Kette war ich auch im Stande, einige Aufnahmen zu machen. Auf unserer Tour hatten wir bald Gelegenheit, die Wirkung eines Flintenschusses auf die Eingeborenen kennen zu lernen. Unser Matrose, der seine Vogelflinte bei sich hatte, sah einen sehr hübschen Papagai auf einem Kokosnußbaum; er näherte sich bis dicht darunter, während die Eingeborenen, ungefähr 40 an der Zahl, athemlos herumstanden, erwartungsvoll was geschehen würde. Paff! herunter fiel der Papagai, ein einstimmiger Schrei

des Schreckens und die Hände an die Ohren haltend, stürzte alles davon; wir waren allein mit dem Häuptling, der zufällig dicht an meiner Seite war, sonst hätte auch er sich wol aus dem Staube gemacht. Die Eingeborenen hörten nicht eher auf zu laufen, bis sie ihre Wohnstätten erreicht hatten, wir aber besuchten noch verschiedene Dörfer und kehrten erst bei Sonnenuntergang zurück, indem wir uns in der Dunkelheit längs eines Baches hielten. Die Bewohner all der Dörfer, die wir passirten, zeigten sich durch unser Erscheinen sehr beunruhigt, doch fürchtete sich keiner mehr vor uns als unser Häuptling. Wie flink sprang er bei unserer Ankunft auf die Veranda seines Hauses, wo seine zwei Weiber weinend saßen, die sich nun sehr freuten ihn leibhaftig wiederzusehen. Lange vorher schon war das Gefolge zurückgekehrt mit der schrecklichen Mähr, und sie hatten gezweifelt, ob ihr Gatte dies alles überlebt haben könnte. Doch nun wurde er als ein echter Held betrachtet, der in Gesängen gefeiert und mit Tanz begrüßt wurde. Die Freunde versammeln sich um ihn, er erzählt seine Geschichte, zeigt den Vogel, die Weiber untersuchen denselben, ebenso die Menge der Verwandten. Er erschrocken? o nein, nein! er sah nur blaß aus für einen Eingeborenen; aber keine noch so große Menge von Bandeisen hätte ihn diese Nacht bewogen, von der Veranda herunterzugehen, von der Seite seiner lieben Frauen. Er hatte genug für lange Zeit. „Adieu, Tamate, ich werde am Morgen kommen, dich nochmals zu sehen.“ Als wir in später Stunde an Bord ankamen, wurden wir freundlichst bewillkommet, hatten unsere Leute doch gefürchtet, wir wären entführt worden.

Am nächsten Tage fuhren wir der Ellengowan-Bai zu und richteten unsern Kurs, nachdem wir alle Dörfer besucht hatten, gerade auf die Spitze der Bai, um das Dorf Silo und seinen Häuptling kennen zu lernen. Die Flut war sehr niedrig, wir mußten das Boot daher eine Strecke durch

Schlamm ziehen, worauf wir es der Obhut zweier Ruderer überließen. In Begleitung des Matrosen ging ich nach dem Dorfe; er hatte 7 Zoll lange Stücke von geschnittenem Bandeisen in seinen Taschen. Der alte Häuptling empfing uns gnädig und fing an, mir eine lange Geschichte zu erzählen, was er alles für mich thun wollte in Bezug auf Ferkel und Lebensmittel, wenn ich nur zwei Tage bei ihm bleiben wollte. Das Dorf schien sehr ungesund zu sein, es lag mir daher daran, da ich noch nicht ganz frei vom Fieber war, in einer Stunde wieder an Bord zu kommen. Ein großer bewaffneter Haufe umstand uns lärmend; eine kleine Rauferei fand statt, ging aber bald vorüber. Der Matrose hatte einige seiner Bandeisen vermißt, er ergriff einen jungen Mann, der ein Stück entwendet hatte, und nahm es ihm wieder ab. Die Menge vergrößerte sich immer mehr. Ich richtete an den Häuptling das Ersuchen, daß das Volk unbewaffnet bleibe und sich nicht so lärmend verhalte. Auf sein Zureden legten einige alsdann ihre Speere und Keulen nieder, versteckten sie aber in dem nahen Busch. Wir sagten nun dem Häuptling Lebewohl, er jedoch äußerte den Wunsch, uns bis zum Boote zu begleiten. Anscheinend mit großer Sorglosigkeit wandten wir uns dem Ufer zu, begleitet von der lärmenden Menge, die alle ihre Waffen wieder aufgenommen hatte. Da ich mich der Schwierigkeit erinnerte, welche wir beim Landen gehabt, und da ich wußte, daß die Wilden es vorziehen, außer dem Bereich ihrer Dörfer zu morden, beschloß ich, den Volkshaufen nicht an das Boot herankommen zu lassen. Ich bat den Häuptling, seine Leute zurückzuschicken, aber sie wollten nicht auf ihn hören und folgten lärmend weiter. Auch ich rief ihnen zu, daß sie umkehren und uns nicht belästigen sollten, als wir uns nach dem Boot begaben, doch ohne Erfolg. Sie folgten uns weiter mit der Absicht das Boot zu besteigen. Ich blieb stehen und rief ihnen ärgerlich zu, sie sollten nur weiter gehen und sich nach dem Schiff begeben, ich würde dagegen ins Dorf zurück-

kehren; dabei stampfte ich mit dem Fuße auf, wie wenn ich in großer Wuth wäre, und sagte zu dem Häuptling: „Geh nur mit all deinen Leuten nach dem Boote, ich für meinen Theil werde umkehren.“ Das hatte den gewünschten Erfolg. Die Leute flohen und die wenigen, welche blieben, hörten auf den alten Mann und gingen nicht weiter. So gelangten wir unbehelligt zum Boote und machten uns davon, froh ohne irgendwelche Unannehmlichkeiten zu entschlüpfen.

Als wir in die Orangerie-Bai einliefen, warfen wir vor dem Dorfe Daunai Anker, von dem der ganze Distrikt den Namen hat. Dort verlor unser chinesischer Koch sein Messer, und da er den Dieb herausgefunden, war er entschlossen, denselben zur Herausgabe seines Eigenthums zu zwingen; er schickte sich auch schon an, in eins der Canoe zu springen, als unser Kapitän ihn daran hinderte und so noch rechtzeitig einem Conflict vorbeugte. Es waren 100 Canoes um das Schiff herum mit über 400 Mann.

Wir hörten auf mit Handeln, ließen die Dampfpfeife ertönen und in alle Winde stoben die Canoes auseinander, deren Insassen sich in ihrem Schrecken fortan in respectvoller Entfernung hielten.

Wir verfolgten den großen Wasserstreifen, den wir gesehen hatten, als wir bei Meikle-Bai kreuzten, und fanden, daß er in der That seinen einheimischen Namen verdiente: „Paroai“ („schweinisches Wasser“) und sich nicht als Hafen eignete für irgendein Fahrzeug, das größer als ein gewöhnliches Boot ist. Ich ging in einem der Canoes ans Land, um nach Bootu und nach der Milne-Bai zu gelangen. Bevor ich das Schiff verließ, vereinbarte ich mit den Eingeborenen, mich geradeswegs nach der Spitze der Lagune zu führen, und nachdem ich in Milne-Bai gewesen, mich nach dem Schiff zurückzubringen, wenn sie für all ihre Mühe bezahlt sein wollten. So brachen wir mit unsern Sachen und einigen Eßwaaren auf. Als wir ungefähr eine Meile vom Schiff entfernt waren,

richtete die Mannschaft das Canoe mehr gegen das rechte Ufer, und weder gütliche Worte noch ärgerlicher Einspruch konnte sie davon abbringen. Wir legten unweit vor einem Dorfe an, das wir vom Lande aufsuchten, und bald wurden wir gewahr, was unsere eingeborene Mannschaft mit der Landung hier bezweckt hatte: sie hatten sich sämmtlich aus dem Staube gemacht. Wir suchten nun durch Zureden und Geschenke die Dorfbewohner zu gewinnen, aber vergebens; sie wurden außerordentlich unverschämt, da sie sehr wohl wußten, daß wir ganz in ihren Händen waren. Mein Freund, der Matrose, welcher darauf bestanden hatte, mich zu begleiten, war meiner Ansicht, daß nur ein scharfes Auge wie ein scharfes Ohr und eine schnelle That uns retten konnten. Die Eingeborenen holten ihre Keulen und Speere und erbaten und forderten Geschenke; um so mehr mußten sie erstaunt sein, daß ihr Verlangen fruchtlos blieb. „Geht nach dem Schiff, wenn ihr Geschenke wollt." — „Warum seid ihr soweit von hier geankert?" — „Wir können nicht näher heran und wünschen nur, daß ihr uns den nähern Weg hierher zeigt." Indem ich auf einen Weg wies, der nach dem Ufer führte, forderte ich sie auf, uns lieber dahin zu geleiten, wir würden dann versuchen das Schiff herunzubringen, sobald die Flut stiege; dies wollten sie jedoch nicht, und anstatt freundlicher zu werden, schien es gerade umgekehrt, möglich auch, wir bildeten uns dies ein, da wir sie mit argwöhnischen Augen betrachteten und nicht geringen Zweifel hegten, daß wir jemals das Schiff wiedersehen würden. Ein paar Männer kamen das Ufer entlang gerannt; ich ging ihnen entgegen und fragte sie eiligst, ob sie uns forthelfen wollten, wir wollten ihnen dafür Bandeisen und Perlen geben. Sie bejahten es.

„Schnell! ehe sie sich wieder anders besinnen; schnell in das nächste Canoe!" Aus dem Dorfe rief man uns mit lebhaften Geberden nach: „Kommt zurück, kommt sofort zurück!" „Nein, meine Freunde, rudert nur, ihr müßt rudern!" und

während sie zu überlegen beginnen, rudern wir von dannen. Einmal auf der See, erkläre ich ihnen, daß ein Versuch umzukehren gefährlich sein würde, und es geht nun vorwärts bei kleinen Inseln vorüber, bis wir glücklich in die Nähe des Schiffes gelangen. Wir stiegen aus und ich bezahlte die Burschen gut. Da uns daran lag zur Zeit der Flut einzulaufen, versuchten wir an vielen Stellen Fahrwasser zu erlangen, alles aber vergebens. Verschiedene male segelten wir tief im Morast, unfähig die Maschine zu gebrauchen. In Port Glasgow lief die Bevölkerung, als wir landeten, vor Schreck mit Sack und Pack davon und ließ alles in Stich.

In Port Moresby hatte ich von einem Weiberlande gehört, einem Lande, wo nur Weiber, wirkliche Amazonen lebten und regierten. Man berichtete uns, daß diese Damen es vorzüglich verständen, das Land zu bebauen, in Canoes zu segeln und zu rudern und auch wol fähig seien, sich gegen Angriffe des stärkern Geschlechts zu vertheidigen, welches manchmal in ihr Land zu dringen versuchte. Auf dem Ostend aber wußten sie nichts von diesem Weiberlande und niemals hatte ich auch östlich von Hula davon sprechen gehört.

Ein so interessantes Gemeinwesen aufzufinden, erschien mir von großer Bedeutung. Ueberall, wohin wir kamen, erkundigten wir uns danach, wurden aber immer nur von den Eingeborenen ausgelacht, manchmal auch fragten sie uns: „Wie können sie denn forterxistiren?" Diese Frage machte uns ebenfalls stutzig. Da kein Theil der Küste vom Ostcap bis Port Moresby von uns unbesucht bleiben sollte, so mußten wir sicher auf diese Amazonenniederlassung stoßen, und in diesem Falle galt es sehr auf unserer Hut zu sein, da hier die Urheber fast jedes Streites die Weiber zu sein pflegen. So habe ich am Südcap gesehen, wie die Weiber, als die Männer geneigt waren ruhig zu bleiben, herauskamen und wie von Teufeln besessen sie aufreizten. Ebenso war es nach dem Angriff auf die „Mayri", als ich in der Niederlassung

herumging und die Verwundeten pflegte; da hörte ich die Weiber laut nach Rache schreien, und weil die Männer nicht gleich darauf eingingen, nahmen sie deren Schilde vom Boden und warfen sie mit Steinen, dann rauften sie sich das Haar und schimpften die Männer arme schwache Feiglinge.

Wir hörten, daß die Mailiukolo(Toulon)=Canoes theilweise von zahlreichen Weibern geführt werden, einige sehr große sogar von Weibern ganz allein. Am frühen Morgen waren wir dieser Insel nahe und zur Landung bald bereit. Als wir das Riff kreuzten, begegneten wir zwei Canoes, deren eins mit Männern, das andere mit Frauen bemannt war. Wir gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie sollten sich nach unserm Schiffe begeben, während wir nach dem großen Dorfe an der Nordseite segelten. Als das Boot auf schönen harten, sandigen Strand stieß, kam ein Mann, das einzig sichtbare Wesen, zum Ufer herab und stellte sich uns entgegen. Ich ging vorwärts, um ans Land zu springen, er aber wehrte es mir. Da ich merkte, daß er den Daunai=Dialekt verstand, sagte ich ihm, ich müßte landen, und daß ich ein Freund wäre, und nannte ihm dabei meinen Namen, der ihm schon vom Osten bekannt war. Ich gab ihm einen Streifen rothen Tuchs und betrat das Ufer, während er fortrannte in den Busch. Bei unserer ersten Annäherung konnte ich nur diesen einen Mann erblicken, aber bald gewahrte ich Hunderte von Grasunterröcken von Weibern, die unter den Häusern standen. Der obere Theil ihrer Körper war mir nicht sichtbar, nur Unterröcke und Füße. Sie verhielten sich ganz ruhig, bis ich näher herankam, dann stießen sie einen Schrei aus, der noch stärkere Nerven als die meinigen erschüttert hätte, und gaben mir Zeichen mich davonzumachen. Ich zog mich darauf einige Schritte zurück und empfahl der Bemannung des Bootes gut aufzupassen, besonders auf den Busch am Ende des Dorfes, wohin der Mann gerannt war.

Dann forderte ich die dunkeln Damen auf, zu mir heranzukommen, wenn ihnen mein Besuch nicht paßte; sie aber bestanden darauf, ich sollte wieder dahin zurückkehren, woher ich gekommen; sie hätten mich gesehen und das wäre genug.

„Nein, meine Freundinnen; wir müssen zusammenkommen, ihr sollt Geschenke erhalten.“ Ich hielt darauf Perlen und rothes Tuch in die Höhe, aber seltsam, die Gegenstände schienen keinen Eindruck auf dieses sonderbare Volk zu machen. Niemals sah ich soviel Weiber beisammen! Wie sollten wir uns ihnen nun nähern? war die Frage; wir durften uns doch von ihnen nicht beschämen lassen. Ich warf ein Stück rothes Tuch und einige Perlen auf den Strand und ging dann hinweg, ganz sorglos, anscheinend ohne Notiz von dem zu nehmen, was vorging. Ein Mädchen stahl sich aus dem Haufen heraus, hielt an, drehte sich, heftete seine Augen auf mich; sie geht vor, hält an, kreuzt ihre Hände, preßt ihre Brust; das arme Ding hat nicht Muth genug, eiligst läuft es zurück. Es ist klar, die alten Damen verhindern die jüngern, den Versuch zu machen und sie selbst sind zu erschrocken. Da wagt sich ein kleines Mädchen von 9 oder 10 Jahren hervor, sie läuft, hält an, schleicht wie eine Katze, um nicht durch das Geräusch ihrer Füße auf dem Sande mich aus meinen Träumen zu erwecken; noch einmal macht sie halt, preßt ihre Hände gegen die Brust, daß das klopfende Herz nicht springe, — noch ein Anlauf, sie hat Tuch und Perlen aufgehoben!

Ich hatte meine Absicht erreicht, jetzt brauchte ich nicht mehr lange auf die Wirkung des Köders zu warten, noch einige weitere derartige Versuchungen und es war geschehen. Ich wurde belagert durch die lärmendste Menge, die ich je angetroffen habe, sodaß ich wahrlich froh war, an Bord des Bootes zu flüchten. Wir fuhren nach dem Schiff und brachten es nach der Westseite herum, wo wir ankerten und ich wieder landete. Unter der zahlreichen Menge, die uns ent-

gegenkam, waren keine Männer zu sehen. Ich theilte meine Perlen aus, ohne einen Unterschied zu machen, und bald gab es Zank zwischen den alten und jungen Damen; den letztern wurde geheißen fortzugehen, da sie sich aber dagegen sträubten, sollte ich gehen. Die alten Damen bestanden darauf, daß ich mich sofort ins Boot begebe, und da sie nun unterstützt wurden durch die paar Männer, die wir in dem Canoe angetroffen, so hielt ich es für besser mich zu fügen. — Lange nachdem wir den Strand verlassen, hörten wir jene alten wirren, mürrischen Stimmen, welche die jüngern Glieder dieses Gemeinwesens verwünschten. Ich vermuthe, daß ich der erste weiße Sterbliche war, der an dieser heiligen Küste gelandet und ich muß in der That für sie ein sonderbares Object gewesen sein.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß dies das Weiberland ist, und kann mir leicht erklären, wie es durch verirrte Canoes, die von Westen herkamen, diesen Namen erhalten hat.

Nachdem wir die Insel verlassen, dampften wir umher, in westlicher Richtung von den kleinen Inseln der Amazonen-Bai, wo wir einen ruhigen Sonntag zuzubringen gedachten nach einer Woche schwerer Arbeit. Als wir Sonnabend Abend ans Land gingen um Tauben zu schießen, begegneten wir mehrern Eingeborenen, von denen wir erfuhren, daß sie auf dem Festlande Pflanzungen besäßen, und daß sie die See durchkreuzten, um ihr Land zu bepflanzen und zu kämpfen, wobei sie ihre Knaben mit sich nehmen. Auch in Aroma wurde mir später erzählt, daß sie ihre Weiber und Töchter zu Hause ließen unter Obhut von wenigen Männern, während die Mehrzahl zum Festlande hinüberführe und dort einige Zeit bliebe, um alsdann mit Nahrungsmitteln zurückzukehren und einige Tage zu Hause auf den Inseln zuzubringen. Während ihrer Abwesenheit segeln die Weiber überall umher und treiben Handel; sie gehen sogar bis nach Dedele in der Cloudy-Bai, wo derselbe Volksstamm wohnt. So mögen

wol Canoes von Westen her in Toulon angelegt haben, während die Männer gerade auf dem Festlande waren, und da sie nur Frauen sahen, berichteten sie bald von einem Weiberlande. Vor vielen Jahren ward ein Elema-Boot dorthin verschlagen, die Mannschaft wurde durch die Amazonen freundlichst behandelt, aber auf der Rückfahrt in Debele angegriffen und zum Theil getödtet; auch sie erzählten natürlich von einem Weiberlande.

In der folgenden Woche besuchten wir Debele in der Cloudy-Bai, welches zwei Jahre zuvor durch die Missionare Lawes und MacFarlane besucht worden war. Das Dorf war verbarrikadirt durch hohe und starke Mangrovenstämme, mit einem schmalen Eingang nach der Seeseite. Die Eingeborenen widersetzten sich unserer Landung und bildeten einen Halbkreis in Front des Bootes. Ich sprang ans Land und fragte nach dem Häuptling, wobei ich ein Stück Bandeisen emporhielt. Ein ziemlich kleiner, wohlgebauter Mann, mit den Hauern eines Ebers und andern Schmuckgegenständen bekleidet, schritt mir entgegen und ergriff mein Geschenk. Er nahm mich bei der Hand und geleitete mich zum Dorfe, wobei er mir gerade nur gestattete, in die zu demselben führende Oeffnung hineinzugucken. Ich sah wie die Weiber durch eine Oeffnung an der andern Seite entschlüpften; Schweine, Hunde, Katzen und andere Kostbarkeiten wurden weggeschleppt; in wilder Hast liefen sie fort in den Busch. Sehr gern wollte ich nun ins Dorf hineingehen, zumal ich meine Perlen in kleine Packete gethan hatte und sie so ganz leicht ausstreuen konnte. Ein armes altes Weib saß unter dem nächsten Hause mit einem Kinde und klagte über ihr trauriges Los. Die Mutter desselben war vermuthlich in den Busch gelaufen, um ihre Werthsachen in Sicherheit zu bringen und dann erst zum Kinde zurückzukehren, oder sie war auch vielleicht oben im Hause mit Einpacken beschäftigt. Der armen alten Frau warf ich ein Päckchen Perlen zu, auch eins für das

Kind, und als ich darauf eine andere alte Frau an der entgegengesetzten Seite bemerkte, erhielt sie dasselbe. Es hatte die gewünschte Wirkung. Mein Freund, der Häuptling, welcher an der Oeffnung Wache hielt und mich beobachtete, kam nun auf den „glücklichen Gedanken", daß etwas bei mir zu holen sei.

„Willst du nicht hereinspazieren und dich im Dorfe umsehen?"

„O ja, ich möchte wol."

„So komm", und indem er mir die Hand reichte, führte er mich, begleitet von einem bewaffneten Haufen, nach jedem Hause, wo ich immer auf der Veranda ein Päckchen Perlen niederlegte. Als wir umhergingen, sprach der Häuptling, dessen Name Gidage war, zu mir:

„Du bist nicht länger Tamate, du bist Gidage."

„Recht, mein Freund, du bist nicht länger Gidage, du bist Tamate."

Als ich ihm hierauf ein Extrageschenk gab, wollte er es erwidern, indem er sagte: „Gidage, wir sind Freunde, bleib hier und ich, Tamate, will dir ein Schwein tödten." — „Nein, Tamate, Gidage muß gehen, hofft aber zurückzukehren und will dann Tamate's Schwein essen." — „Nein, verweile jetzt bei mir; wir sind Freunde und du mußt bei mir speisen!" — „Nein, ich kann nicht bleiben; aber wenn ich zurückkehre, will ich von deinem Schweine essen." Schweine werden hier hoch geschätzt, sodaß nur wirkliche Freunde damit bewirthet werden. Welche Liebe man auf diese Thiere hier verwendet, sah ich einst am Südcap, wo ich ein Weib erblickte, das ein Kind an einer Brust und ein Ferkelchen an der andern säugte; auch in Hula und in Aroma habe ich dergleichen gesehen. Als ich mit dem Häuptling den Strand wieder erreicht hatte, trennten wir uns wie alte liebe Freunde.

„Gidage, mußt du gehen?"

„Ja, ich kann nicht mehr bleiben, Tamate."

„Geh, Gidage, in wieviel Monden willst du wiederkommen?"

„Tamate, ich kann es nicht sagen; hoffe aber zurückzukehren."

„Kaione" („Lebe wohl"), Tamate."

„Kaione, Gidage"; und fort schritt er, Tamate am Strande zurücklassend, umgeben von einem neugierigen Haufen von Eingeborenen.

Es war hier in der Nähe, wo einige Jahre später eine Bêche-de-mer[1]-Expedition von sieben Mann ermordet wurde und an der gegenüberliegenden Seite der Bai zwei Cedernsucher überfallen wurden und ihr Leben verloren.

Wir liefen in die Sandbank-Bai ein und landeten im Dorfe Domara. Welche Scene! Die Frauen versteckten sich in das hohe Gras, während ich nach vielem Sprechen hinauf zum Dorfe geführt wurde, nur um zu sehen, wie am andern Ende Grasunterröcke verschwanden, deren Trägerinnen unter der Masse von Stoff, den sie tragen, verborgen sind. Ein Weib, das unter der Wucht ihrer Schätze keuchte, hielt an, um oben darauf noch ihr Kind zu setzen, dann folgte sie eiligst den übrigen. Niemals war ein Weißer hier gelandet und wer konnte wissen, was ich im Schilde führte!

Der folgende Vorfall zeigt, auf welch sonderbare Ueberraschungen sich ein Reisender in Neuguinea gefaßt machen muß.

Es war ein Ruhetag in einem weit von der Küste abgelegenen Dorfe; ich hatte meine Karte mitten auf den Boden des kleinen Hauses unsers Gastfreundes ausgebreitet, einige Eingeborene saßen um mich herum, während ich unsere Tagestour tracirte, als sonderbare Tropfen ringsum hernieder fielen, davon einige auf die Karte. Sie kamen von einem über unsern Köpfen hängenden Klumpen. Schnell sprang

[1] Bêche-de-mer, eine andere gebräuchliche Bezeichnung für Trepang.

ich auf und entdeckte, daß es die Ueberreste der Großmutter waren, die hier zum Trocknen hingen. Unsere Karte wurde beim Feuer aufgehängt, während der Eigenthümer des Klumpens eiligst herbeigerufen wurde, der dann mit dem Packet fortlief. Es war alles zusammen ein eiliges Durcheinander, und dazu angethan, uns die Lust zum Mittagbrot zu verderben. —

Ueberzeugt, daß sich in der Gegend der Orangerie-Bai eine geeignete Stelle für die Niederlassung der Lehrer finden ließe, entschloß ich mich dorthin zurückzukehren; wir gingen daher am 25. April 1879 in Kuragori an der Ostseite der Dufaure-Insel vor Anker. Am Lande fand ich das Volk hocherfreut über meinen Besuch; es zeigte sich sehr zutraulich gegen uns und auf meiner Wanderung ins Innere fehlte es uns nicht an Begleitung. Die Leute sahen recht gut aus; sie sind hellfarbig und leiden sehr wenig an Hautausschlag. Während der starken Passatwinde konnte unser Schiff an der Küste des gegenüber gelegenen Festlandes Schutz finden. Wir gingen an Bord und dampften weiter in nördlicher Richtung, bis wir bei Bonabona vor Anker gingen.

Am Strande begegnete ich Meaudi, dem Häuptling der vier in einiger Entfernung voneinander am Strande gelegenen ansehnlichen Dörfer. Ich besuchte sie sämmtlich und fand, daß die Häuser gut gebaut und reinlich waren; nirgends sah man Mangroven und auch sonst keine Anzeichen von Sumpf, sodaß die Lage der Dörfer eine gesunde zu sein schien. Wir gingen von Bonabona nach Sigokoiro, gefolgt von einer großen Zahl von Männern, Frauen und Kindern, welche sich sehr für meine Stiefel, Kleider und Hut interessirten. Als wir mit dem Häuptling vor dessen schönem großen Hause in Gokora angelangt waren, beschenkte ich ihn, worauf wir unsere Namen austauschten. Indem ich seinen Namen annahm, meinte er, daß ich nun all seine speciellen Freunde zu besuchen und auch an sie Geschenke auszutheilen hätte.

Ich rief ein in der Nähe sitzendes altes Weib herbei. Sehr zögernd kam sie heran und streckte ihren Arm aus, um ein Geschenk in Empfang zu nehmen. Ich bat sie näherzukommen, was sie that, nachdem ihr der Häuptling versichert hatte, daß sie nichts zu fürchten hätte, worauf ich ihr eine Perlenreihe um den Hals legte. Das ganze Volk brach nun in ein Jauchzen aus, vor Entzücken klatschten sie in die Hände und tanzten. Hierauf wurden uns alle alten Frauen vorgestellt. Wir waren ihnen durch Hörensagen schon gut bekannt und so galt Tamate bei ihnen als ein großer Taubada (Häuptling).

Dufaure ist eine schöne Insel, ganz denen gleichend, die ich in der Südsee gesehen habe, Pflanzungen an allen Seiten, bis hinauf zu den Berggipfeln. Feuerwaffen sind den Bewohnern hier völlig unbekannt; als ich mich erkundigte, ob es Vögel auf der Insel gäbe, fragten sie mich, ob ich eine Schlinge hätte? Das Volk war ungezwungener und von weit schönerer Rasse als irgendeine, die ich weiter östlich gesehen. Die beiden Rassen scheinen sich hier zu begegnen, die von der Kerepunu-Seite und die von Osten. In einiger Entfernung vom Strande, drei Faden tief, gingen wir vor Anker; weiter hinaus ist es seichter. Das gegenüberliegende Ufer des Festlandes sieht niedrig und ungesund aus.

Es gibt zehn Dörfer auf der Insel, von welchen wir fünf besuchten.

Die Keakaro- und Aroma-Districte hatten wir kennen gelernt, als unsere Fahrten einem plötzlichen Abschluß nahe gebracht wurden. Als wir uns halbwegs zwischen MacFarlane-Harbour und Mailu befanden, an dem Punkte, wo sich eine Anlegestelle befindet, bemerkten wir unser Boot und winkten unsern Leuten näher heranzukommen. Sie kamen auch nahe an die Brandung, doch nicht so nahe, daß wir das Boot erreichen konnten, nur dem Hula-Eingeborenen von Maopa gelang es, worauf ich den Leuten im Boote zurief, sie möchten nach der Anlegestelle in Mailu steuern. Eine große Menge

von Eingeborenen, zum Theil in Waffen, folgte uns, und auch in der Ferne waren noch viele Bewaffnete am Ufer zu erblicken. Als wir ungefähr zwei Meilen von der Stelle entfernt waren, wo das Boot uns erwarten sollte, begegneten wir einem Haufen Männer und Frauen, von denen erstere Speere, Keulen oder große Stücken harten Holzes, wie sie solche zum Oeffnen der Kokosnüsse brauchen, trugen; die Frauen waren mit Keulen bewaffnet. Schon vorher hatte ich zu dem Lehrer und dem Loyalty-Insulaner gesagt: „Paßt gut auf, ich glaube, hier ist nicht alles in Ordnung.“ Als wir den letzten Trupp erreicht hatten, wollte ich eine Kokosnuß gegen Perlen austauschen; einer der Männer war auch schon im Begriff sie mir zu geben, als ein jüngerer Mann vortrat und ihn zurückstieß. Wir beschleunigten unsere Schritte, um schnell das Dorf zu erreichen, wo wir auf Hülfe von den Mailukolu- und Kapumari-Leuten hoffen konnten. Der Lehrer hörte, wie sie sich über den zu einem Angriff geeigneten Platz stritten; und da sie keine Ahnung davon hatten, daß er ihre Sprache verstand, vernahm er auch, daß sie auf Mord sannen. Bald versuchten sie mir mein mit Perlen und Bandeisen gefülltes Säckchen zu entreißen, wiesen dagegen mit Entrüstung die Perlen zurück, die ich ihnen schenken wollte. Ich ging voraus, neben mir zwei Männer mit Keulen, die mir fortwährend wiederholten, ich sei ein schlechter Mensch; ich hielt aber ihre Hände fest, sodaß sie die Keulen nicht gebrauchen konnten. Der Lehrer trug eine Vogelflinte, die er in der Voraussetzung, wir würden mehrere Tage unterwegs sein und vielleicht uns unser Mittagbrot erst schießen müssen, mitgenommen hatte. Sie versuchten nun auf alle mögliche Weise ihn zum Abfeuern der Flinte zu veranlassen, ja zweimal sogar ihm dieselbe zu entreißen, denn sie kennen Flinten sehr gut. Auch versuchten sie uns zum Fallen zu bringen, indem sie uns stießen, festen Schrittes jedoch gingen wir vorwärts. Als wir nahe beim Dorfe waren, kamen noch zwei

Männer mit Holzkeulen in gefährlicher Absicht dicht an mich heran, doch zwei Weiber entrissen ihnen dieselben und rannten davon, dem Dorfe zu. Es sah sehr bedenklich für uns aus und jeder von uns flehte im Stillen Gott um Hülfe an. Da kam ein Mann uns entgegengelaufen, welcher dem Mann zu meiner Rechten die Keule entwand und sie ins Meer warf. Dasselbe versuchte er bei meinem Begleiter rechts, dazu war er aber zu schwach. Eine alte Frau, die wir antrafen, fragte sie, was sie eigentlich vorhätten, und indem sie fortwährend mit ihnen sprach, lenkte sie deren Gedanken etwas von uns ab. Ein alter Häuptling, den wir schon auf unserm Hinweg gesehen hatten, kam uns eiligst entgegen und rief: „Mein ist der Friede! was haben euch diese Fremden gethan, daß ihr sie tödten wollt?“ Er ging dicht an den Lehrer heran und nahm ihn bei der Hand. Ein anderer Häuptling trat an meine Seite. Ein erregtes Gespräch begann nun und viele tadelten, daß man uns gestattet hätte, uns so ihrem Dorfe zu nähern. Unser Boot lag in einiger Entfernung vor Anker; wir ließen es näher kommen, und als wir so weit waren, um ins Boot zu steigen, öffnete ich mein Säckchen, theilte Bandeisen an die uns befreundeten Häuptlinge aus und warf Perlen unter die Menge. Ich rief nach Kapumari und ein kräftiger junger Mann brach sich Bahn durch den Haufen; ich gab auch ihm ein Stück Bandeisen und bewog ihn im Verein mit den übrigen Häuptlingen die Menge zurückzudrängen. Jetzt hieß es, ihm in größter Eile zu folgen, um unbehindert ans Ufer und an den Strand zu gelangen. Unsere Chinesen waren so verwirrt, daß das Boot beinahe umschlug, doch wurde es mit Hülfe von Stangen und Rudern schnell wieder flottgemacht, die Segel wurden aufgehißt und fort gings nach Kerepunu. Warum sie uns eigentlich tödten wollten, weiß ich nicht; sollte das kleine Säckchen, das ich trug, ihre Habgier erregt haben? Ich glaube vielmehr, es geschah aus Rache. Vor wenigen Jahren nämlich war ein

Schiff bei Aroma eingelaufen; Nahrungsmittel wurden an Bord eingehandelt, hierbei wurde viel gestohlen und dieselben Sachen wurden oft zweimal verkauft; so entstand Streit, Revolver und Flinten wurden hervorgeholt, auf die Eingeborenen wurde geschossen und verschiedene derselben wurden verwundet, wahrscheinlich einige sogar getödtet. Auch auf die Eingeborenen am Strande wurde geschossen und etliche, die sich im Gebüsch verborgen hielten, wurden verwundet. Jetzt kamen wir als die ersten Fremden, die sie seitdem besuchen, und an uns wollten sie daher für damals Rache nehmen. Wie schade, daß nicht dieselben Fremden, die auf Eingeborene schießen, ein nächstes mal wieder in deren Ansiedelungen kommen und ihren Lohn dafür empfangen; die Elenden bleiben aber wohlweislich jenen Orten fern. Ich habe den Lehrer beauftragt, wenn irgendmöglich in Erfahrung zu bringen, warum die Aroma-Leute Tamate und Taria tödten wollten.

Auf der See fragten wir auch den Hula-Jungen, warum er uns verlassen hätte und zum Boote gelaufen sei. Er antwortete, er hätte einige Eingeborene sagen hören, man wolle uns tödten, wir würden einen schönen Schmaus abgeben, er hätte aber nicht Gelegenheit gefunden uns dies mitzutheilen, auch hätte er gefürchtet, die Leute würden es hören, wenn er es uns sagte und ihn dann todtschlagen.

Eine Woche darauf kam ein Häuptling aus Maopa mit einem Kerepunu-Häuptling zu mir. Ich erkannte in ihm denselben, der in Aroma das Volk zurückgehalten und uns den Weg zum Ufer und ins Boot freigemacht hatte. Er erzählte uns, daß sie gleich vom Augenblicke unserer Landung an die Absicht gehabt hätten, uns zu tödten, daß sich aber kein geeigneter Moment dazu fand. Als wir an den Platz gekommen wären, wo die großen Boote aus Toulon und Daunai lagen, war von den Eingeborenen und den Leuten auf den Booten gemeinsam unser Tod geplant worden; die Aroma-

Bewohner sollten uns ermorden und dafür all unser Besitzthum erhalten, die Leute aus den Booten aber sollten unsere Leichen zum Verspeisen bekommen.

Er berichtete ferner, daß sie gezögert und gezögert hätten, bis es schließlich bei unserm Einsteigen ins Boot hätte geschehen sollen, wodurch sie uns sämmtlich beieinander und das Boot dazu gehabt haben würden; da wäre er und zwei andere Häuptlinge gerade noch zurechtgekommen, um uns zu retten. Er bestritt somit, daß es aus Rache geschehen sollte und forderte den Kerepunu-Häuptling zu Bekräftigung seiner Ansicht auf, indem er sich zu ihm mit den Worten wandte: „Du kennst Aroma seit lange, und weißt, daß dort alle Fremden getödtet werden.“ Ich beschenkte unsern Beschützer und drückte die Hoffnung aus, ihn bald wiederzusehen.

Wahrscheinlich sind die Bewohner der im Inland liegenden Dörfer die Urbewohner dieser Gegend gewesen, die durch jene kräftigere Rasse, die jetzt ihre ursprünglichen Pflanzungen an der Küste bebaut, in die Berge vertrieben wurden.

Ihre Gewohnheiten und Sitten sind merkwürdig und interessant. Sie kochen die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde, um die so gereinigten Schädel in ihren heiligen Stätten aufzuhängen.

Sie kennen nur einen großen Geist, Palaku-Bara, der in den Bergen wohnt. Sie verehren ihn gemeinschaftlich an einem Orte. Jede Familie hat außerdem ihren besondern heiligen Platz, wo sie den Geistern der verstorbenen Voraltern, die sie schrecklich fürchten, Opfer bringen. Jede Krankheit, Tod und Hungersnoth wird diesen bösen Geistern zugeschrieben und sie müssen besäuftigt werden.

Nur an diesem einen Ort dürfen die Schweine getödtet werden; hier werden sie dem Geiste geweiht, hier wird das Blut vergossen, worauf dann der Cadaver ins Dorf zurückgebracht wird, um vertheilt, gekocht und verspeist zu werden.

Die Schädel der Schweine werden aufbewahrt und im

Hause aufgehängt. Speisen zu einem Schmause, wie solcher z. B. beim Bau eines Hauses gefeiert wird, werden in der Nähe des Pfostens, an dem die Schweineschädel hängen, aufgestellt und dabei ein Gebet gesprochen. Beim Aufrichten des Hauptpfostens wird den Geistern Wallaby, Fisch und Bananen dargebracht, wobei sie angefleht werden, das Haus stets voll Nahrung zu erhalten und es zu stützen, wenn der Sturm weht.

Der große Geist läßt jede Frucht gedeihen, ihm werden Geschenke von Nahrungsmitteln dargebracht.

Wenn der Geist den Körper eines Dahingeschiedenen verläßt, nimmt er ein Boot, fährt über die Lagune und eilt in die Berge, wo er in ewiger Seligkeit verbleibt, ohne Arbeit, ohne Sorge und reich an Betelnüssen. Die Nacht ist dem Tanz, der Tag der Ruhe gewidmet.

Ehe die Eingeborenen mit dem Pflanzen beginnen, gehen sie mit einem Bündel Bananen und Zuckerohr in die Mitte der Pflanzung und rufen laut die Namen aller zur Familie gehörenden Verstorbenen auf, indem sie sprechen: „Hier ist euere Speise, euere Bananen und Zuckerrohr, laßt nun unsere Früchte reifen, laßt sie gedeihen. Wenn sie nicht gut und reichlich wachsen, so ist es euch allen zur Schande wie uns!"

Wenn sie einen Handelszug unternehmen, bringen sie den Geistern am Mittelpfosten des Hauses ihre Speisen dar und bitten die Geister ihnen voranzugehen und das Volk vorzubereiten, damit der Handel gedeihe. Keine große Arbeit, kein Ausflug wird ohne Opfer und Gebet unternommen. Wird die Familie durch Krankheit heimgesucht, so wird ein Schwein zum heiligen Ort des großen Geistes gebracht und dort getödtet. Dann wird der Cadaver an den heiligen Familienplatz gelegt und die Geister werden gebeten ihn anzunehmen. Hierbei beichten sie all ihre Sünden, z. B. daß sie Bananen oder Kokosnüsse genommen, ohne den Geistern hier-

von geopfert zu haben, und rufen dann: „Hier ist ein Schwein, nehmt es an und heilet die Krankheit.“ Folgt der Tod und der Tag der Beerdigung bricht an, so stellen sich alle Freunde rings um das offene Grab, worauf die Schwester oder Cousine des Häuptlings laut ruft: „Ihr zürnt uns wegen der Bananen, die wir genommen haben (oder Kokosnüsse, was es nun gerade gewesen sein mag), und in euerm Zorn habt ihr dies Kind uns entrissen. Laßt euch daran genügen und begrabt euern Zorn.“ Darauf wird der Leichnam ins Grab gelegt und mit Erde bedeckt.



Drittes Kapitel.

Scenen aus dem Papua-Leben.

Reise von Port Moresby ins Inland. — Ein Abend bei einem Häuptling. — Leben der Wilden. — Baumhäuser. — Uakinumu. — Eingeborene im Inland. — Gebräuche beim Essen. — Gebirgslandschaft. — Bergbewohner. — Rückkehr nach Uakinumu. — Trinken aus einem Bambusrohr. — Unterhaltung der Eingeborenen. — Keninumu. — Munikahila. — Einheimische Spiritisten. — Gewohnheiten und Einfluß dieser Männer. — Meroka. — Kerianumu. — Makapili. — Die Laroki-Fälle. — Epakari. — Heimkehr nach Port Moresby.

Im Jahre 1879 machte ich von Port Moresby aus in nordöstlicher Richtung einen Ausflug ins Innere des Landes. Ich besuchte viele einheimische Dörfer und erforschte das gebirgige Land, das sich am Goldie-Fluß und zwischen diesem und dem Laroki-Fluß hinzieht.

Der Leser wird, einen Begriff von diesem Land, seinen Bewohnern und deren Sitten am besten aus folgenden Auszügen aus einem zu jener Zeit geschriebenen Tagebuch erhalten.

15. Juli 1879. Um $^1/_2$8 Uhr verließen wir Port Moresby und erreichten um $^1/_2$12 Uhr den Laroki-Fluß. In seichtem Wasser kreuzten wir bis zu der Stelle, wo der Goldie-Fluß sich mit dem Laroki-Fluß vereinigt. Wir hatten 18 Träger, darunter vier Frauen, die mehr trugen als die Männer. Nachdem wir eine Zeit lang am Laroki gerastet, gingen wir ungefähr 5 km weiter nach Moumiri, dem ersten Dorfe des Koiari-Stammes von Port Moresby. Unsere Ankunft im

Dorfe bereitete große Ueberraschung, die Frauen schrien laut und die Männer eilten zu ihren Waffen. Wir riefen: „Mai, mai, mai" („Friede, Friede, Friede"), und als sie erkannten, wer wir seien, liefen sie mit ausgestreckten Händen auf uns zu. Die Frau des Häuptlings führte uns den Hügel hinan, auf welchem viele gut gebaute Häuser stehen. Die Nachricht, daß Fremde mit Ruatoka angekommen seien, war uns vorausgeeilt, den Hügel herab stürmten die Jünglinge uns entgegen, schüttelten uns dann unter lautem Zuruf die Hände und schlugen sich gegenseitig vor Freude. Vor dem Hause empfing uns der Häuptling und lud uns ein bei ihm so lange zu verweilen, bis seine Frau mit Zuckerrohr aus der Plantage zurückgekehrt wäre. Unsere Träger kauten eine große Menge Zuckerrohr und bekamen einige Betelnüsse, worauf sie sich auf den Rückweg begaben. Wir befinden uns jetzt 20 km nordöstlich von Port Moresby, 120 m über dem Meere; das Thermometer zeigt 29° C. im Schatten. Das hiesige Volk ist von kleinem Bau, die Frauen sind nicht hübsch, die Kinder sogar häßlich. Am Fuße des Hügels fließt der Goldie, aus welchem die Eingeborenen ihr Wasser schöpfen. Die Häuser gleichen denen im Innern hinter Kerepunu. An der Thür ist ein Bündel Nußschalen derartig befestigt, daß diese beim Oeffnen oder Schließen ein Geräusch macht, wodurch die Bewohner des Hauses bei einem feindlichen Ueberfall aus dem Schlafe geweckt werden; Speere und Keulen liegen immer bereit.

16. Juli. Um ½11 Uhr brach ich mit Ruatoka und Joe, einem Afrikaner, nach Munikahila auf, wo wir neue Träger zu bekommen hofften, da unsere Mouniri-Freunde nicht mitgehen wollten. Das erste Dorf, das wir erreichten, war ganz verlassen; in einem Hause lag das Skelet eines Kindes. Wir marschirten zum nächsten Dorfe, wo wir den Wenigen, die zu Hause waren, durch unser plötzliches Erscheinen argen Schreck einflößten; eine Frau tanzte im Dorfe auf und ab,

indem sie den Leuten im Nachbarorte zurief, schnell herbeizukommen. Wir befinden uns 360 m über dem Meere im Dorfe Keninuma. Bald versammelte sich die ganze Einwohnerschaft um uns, einige von ihnen mit Keulen, Speeren und Schilden. Da mich nach dem Aufsteigen fror, so machte ich ihnen durch Zeichen verständlich, man möchte mir gestatten in ein Haus zu treten, um mich umzukleiden, man bedeutete mir, daß hierzu die offene Veranda vor dem Hause ein sehr geeigneter Platz sei, wo ich dies vor versammeltem Volke thun könne; als jedoch der Häuptling Poroko Butoa hinzukam, ward uns ein kleines Haus angewiesen. — Gegen Abend suchte uns ein Mann mit einem Stück Zuckerrohr auf und verlangte dafür, natürlich vergeblich, einen Tomahawk! — Wir befinden uns Ostnordost von Moumiri.

17. Juli. Fünf Eingeborene schliefen bei uns im Hause und ließen, da die Nacht recht kalt war, das Feuer nicht ausgehen. Vor unserm Hause sitzt ein Kind, das in der einen Hand ein Stück Taro, in der andern eine Bambuspfeife hält, abwechselnd nimmt es einen Bissen und einen Zug aus der gefüllten Pfeife, und scheint es von dieser Mischung sehr befriedigt. — Da wir sicher geglaubt hatten, hier unsere Träger vorzufinden, so haben wir uns gar keine Vorräthe mitgenommen und müssen uns nun mit dem begnügen, was wir hier bekommen können; wir brauchen eine wahre Banting-Cur. Um das Haus herum saßen den ganzen Tag Männer, welche Speere verfertigten, ihr einziges Handwerkszeug waren die Kinnladen und Fangzähne des wilden Ebers.

18. Juli. Beim Sonnenaufgang wies das Thermometer $20\frac{1}{2}$° C. auf. Auf ihrem Marsch nach dem Dorfe unten im Thale kamen diesen Morgen eine Anzahl sehr häßlich bemalter und mit Federn ausgeputzter Burschen hier durch. Die hiesigen Eingeborenen sind viel dunkler als die Küstenstämme und haben wolliges Haar, was Joe bei unserer Ankunft zu dem Ausrufe veranlaßte: „Hallo, dies Volk gleicht dem

meinen, genau dasselbe Haar!" Ganz dunkel sind sie jedoch nicht, auch haben einige eine weit hellere Farbe, alle aber wolliges Haar. Das Volk scheint in Familien zu leben; viele leiden an Geschwüren an den Füßen und andern Körpertheilen. Ihr höchster Wunsch ist ein Tomahawk. Unser Abendbrot war ziemlich gut, es bestand aus Taro und etwas zähem Kakadufleisch.

19. Juli. Unsere Träger sind noch immer nicht angekommen. Am Abend schrie und lärmte eine Frau, alle liefen nach ihren Speeren und bald war ein allgemeines Rennen, Schnauben und Schlagen nach eingebildeten Feinden. Nach der Ankunft des Häuptlings lagen wir einige Zeit am Feuer, dann begaben wir uns auf unsere Lagerstätten. Ich war gerade im Begriff einzunicken, als einige Frauen in unserer Nachbarschaft zu schwatzen und zu lachen begannen, auch unser Freund erwachte hiervon und betheiligte sich an der Unterhaltung. Ich sagte ihm, er möchte doch lieber schlafen; worauf er antwortete: „Kuku mahuta" („erst rauchen, dann schlafen"). Und nun begann er zu rauchen und vor sich hin zu erzählen. Ich erinnerte mich daran, daß man mich als Knabe, wenn ich nicht einschlafen konnte, einen Psalm oder eine Paraphrase wiederholen oder bis Hundert zählen ließ. Ganz in diesem Sinne recitirte unser Gastfreund laut die ganze mythologische Geschichte seiner Familie während vieler Generationen und doch schlief er nicht ein; zuletzt rauchte er, dabei laut „Kuku" rufend. Jetzt hoffte ich doch, er würde endlich einschlafen; aber nein, er begann einen leisen monotonen Gesang, wodurch er mein ganzes Nervensystem aufreizte, daß ich fast verzweifelte. Endlich, in den Morgenstunden wurden die Töne undeutlicher, lange Pausen traten ein, und ich kam in Schlaf.

Die Frauen tragen sehr schwere Lasten die Hügel hinan; so sah ich gestern eine Frau zwei große Gefäße voll Taro schleppen, obendarauf saß noch ein Kind von zwei Jahren.

Ruatoka schoß heute acht blaue Tauben und einen Paradiesvogel; letzterer ist nur mit der besten aller Saucen eßbar, mit Hunger. Die Eingeborenen reißen den Kopf und die Beine ab, nehmen die Eingeweide heraus, drehen das Thier am Feuer und verspeisen es.

20. Juli. Gestern Abend gegen 6 Uhr trafen unsere Träger ein, unter denen ich zu meiner Freude auch meinen Burschen und Gefährten Maka begrüßte. Große Freude herrschte bei der Vertheilung von Salz und Taback. Bevor wir hierher kamen, schliefen die Frauen und Kinder nachts im Gebüsch, während nur die Männer im Dorfe verblieben, aus Furcht vor einem Ueberfall, da sie sich in Fehde mit den Eingeborenen der Niederung jenseit der Schlucht befanden. Während der letzten zwei Nächte haben die Frauen jedoch wieder im Dorfe geschlafen, aber das geringste Geräusch erschreckt sie. Gestern Abend, als sie uns kaum verlassen hatten, kamen sie wieder zu unserm Hause zurück und bestürmten uns aufzustehen und unsere Flinten zu ergreifen, da ihre Feinde kämen: „Nur einen Schuß feuert ab, und sie werden erschreckt davonlaufen.“ Wir antworteten ihnen, sie sollten nur ruhig schlafen gehen und sich nicht fürchten.

Dieser Zustand der Furcht, wie sie die Wilden voreinander hegen, ist wirklich jammervoll; sie glauben jeder Fremde, jeder Wilde trachte ihnen nach dem Leben. Das leiseste Geräusch, das Fallen eines dürren Blattes, der Tritt eines Schweins, das Vorbeifliegen eines Vogels erschreckt sie in der Nacht und macht sie vor Furcht zittern.

Hier wie überall in Neuguinea ist es nicht immer der Stärkere, der aus den meisten Kämpfen siegreich hervorgeht, sondern vielmehr der schwache, verächtliche Schleicher, der sich des Verraths am besten zu bedienen weiß. — Welch großen Geschmack finden die hiesigen Bewohner nicht an Salz! Das kleinste Körnchen wird sorgfältig aufgepickt, noch nie habe ich so Salz essen gesehen; es läßt sich nur mit dem Zuckernaschen



Baumhäuser.

S. 69.

der Kinder vergleichen. Glücklicherweise haben wir einen größern Vorrath von diesem Leckerbissen. — Seit unserm Hiersein wechselt der Thermometerstand zwischen 28° und 29° bei Tage und sinkt Nachts bis auf 20°, häufiger bis auf 20½° C. Der Ort liegt in der Luftlinie nur ungefähr 36 km von Port Moresby entfernt.

21. Juli. Das Dorf ist auf einem Hügel erbaut, das Haus des Häuptlings liegt am obern Ende und blickt gen Osten, daneben liegt unser kleines Haus, dicht bei andern Häusern, welche durch schmale Fußwege voneinander getrennt sind. Am äußersten Ende des Hügels, auf einem sehr hohen Baume, befindet sich ein Haus, welches als Aussichtsthurm benutzt wird und als Zufluchtsstätte für die Frauen und Kinder im Fall eines Angriffs dient. Man erblickt von hier aus eine ganze Reihe solcher Baumhäuser in den verschiedenen Dörfern auf den Hügeln. Die Leute hier möchten gern Maka, meinen hellfarbigen und sehr hübschen eingeborenen Burschen, bewegen, eine ihrer Töchter zu heirathen und sich bei ihnen niederzulassen. Als ich dies unserm Afrikaner Joe erzählte, fühlte sich derselbe anscheinend verletzt, daß ihm nicht dasselbe Anerbieten gemacht worden war, und er antwortete mir: „Ja, Herr, in Madagascar ein dicker Häuptling wünscht auch sehr, ich heirathen soll seine Tochter; hübsches Mädchen, er mich machen will Häuptling, mir geben will viel Land; viel reinlichere Leute als sind hier.“

Hier sind dieselben Freundschaftszeichen gebräuchlich wie im Osten von Neuguinea, man zeigt auf Nase und Bauch. Sie erzählen von einem Lande „Daui“, mit dessen Bewohnern sie befreundet sind, das weit entfernt gelegen ist. Vielleicht meinen sie Daunai in der Orangerie-Bai, das an manchen Orten Daui genannt wird. Ihre Baumhäuser ersteigen sie vermittelst Leitern, deren Sprossen an jeder Seite überstehen, um das Hinaufklettern zu erleichtern. Unser längerer Aufenthalt hier dient uns dazu, das Volk kennen zu lernen.

Soeben habe ich ihnen die Bilder von zwei jungen Freunden gezeigt, was große Aufregung verursacht hat; Männer, Frauen und Kinder drängten sich um mich, und die Finger im Munde, sich kratzend und die Köpfe schüttelnd, herumspringend und schreiend, kamen sie immer wieder und wieder, um die Bilder noch einmal anzuschauen.

22. Juli. In einigen uns nahegelegenen Häusern schliefen oder vielmehr lärmten diese Nacht eine Anzahl Fremder, unter ihnen ein Spiritist, dessen entsetzliches Absingen seiner Offenbarungshymnen genügte, um einen verrückt zu machen. Wir versuchten ihn zu beruhigen, aber es war unmöglich, er wollte sich nicht zum Schweigen bringen lassen. Als wir unsern Morgenthee tranken, bat uns ein neben uns sitzender Mann, ihm von dem „Salz" kosten zu lassen, was wir dazu gebrauchen. Wir erklärten ihm, daß dies Zucker und kein Salz sei. Er aber bestand darauf, es sei Salz. Als wir ihm etwas auf sein Taro gestreut, fing er an zu essen, aber mit einem Ausdruck des Abscheues im Gesicht stand er auf, spie aus, was er im Munde hatte, und warf das Uebrige fort.

23. Juli. Wir können die Eingeborenen nicht zum Aufbruch bewegen. Sie behaupten müde zu sein und wollen noch bis zum nächsten Morgen ausruhen, außerdem haben sie Furcht vor ihren Feinden. Große Aufregung herrscht unter ihnen, ohne daß wir deren Ursache ergründen können.

Mittag 12 Uhr. Alle sind davongelaufen mit Speeren, Schilden und Keulen; im benachbarten Dorfe sind zwei Männer getödtet wurden und sie suchen nun die Mörder zu fangen. Angethan mit Federn und Kriegsanzug sehen sie wirklich schrecklich aus. Nach kurzer Zeit schon kehrten sie zurück, mit dem Bericht, daß sich die aus Eikiri stammenden Feinde in die Berge zurückgezogen hätten.

28. Juli. Diesen Morgen verließen wir Keninuma und mußten, da kein Eingeborener uns begleiten wollte, selbst

unsere Sachen tragen, bis wir nach einem Marsch von 6 km Männer trafen, die uns willig unsere Säcke abnahmen und uns nach Uakinumu begleiteten. Oriope, der alte Häuptling, war sehr erfreut uns wiederzusehen. Seine Weiber und Kinder sind mit großen Lasten von Betelnüssen und Taro nach der Küste gegangen, um dort damit Handel zu treiben. Der alte Bursche geht mit uns. Wir befinden uns jetzt 400 m über dem Meere, südöstlich von unserm letzten Lager; nördlich von uns liegt der Owen Stanley-Berg. Oriope ist ein guter Freund von Herrn Lawes. Früher wohnte er gewöhnlich in Munikahila, aber Unannehmlichkeiten, die ihm durch eine Heirath entstanden, haben ihn hierher geführt. Er scheint Ruatoka sehr zugethan zu sein, ist aber ein entsetzlicher Schwätzer, langweilig und betäubend.

29. Juli. Eine sonderbare Art Hütte diente uns als Schlafquartier auf der Spitze eines Felsens, und da das Haus von allen Seiten offen war, wurde uns nach dem Erlöschen des Feuers die Kälte sehr empfindlich. Ueberall liegen Basaltfelsen zerstreut. Das Volk scheint hier viel hellfarbiger zu sein als in den andern Orten, auch die Kinder sehen besser aus. Unsere Fahne, die wir auf das Haus gesteckt hatten, erregte große Bewunderung, die Bewohner wurden nicht müde sie von allen Seiten zu betrachten. — Um ½12 Uhr brachen wir auf; der alte Häuptling und vier Träger gingen mit uns. Nachdem wir den Munikahila-Bach an seinem obern Lauf überschritten hatten, gingen wir durch eine schöne dichtbewaldete Gegend, welche sich auch zu einer ausgedehnten Kaffeecultur wohl eignen dürfte. Nach mehrstündiger Reise schlugen wir unser Lager 540 m über dem Meere auf. Auf dem Wege wurden die Träger widerspenstig und wollten umkehren, wir bestanden aber darauf, daß sie noch etwas weiter mit uns gingen. Das Land ringsumher weist seltsame Bildungen auf. Einsam erhebt sich ein Bergkamm aus einem großen Becken, dessen eine Seite ein kahler, senkrechter Felsen

ist. Cedern wachsen hier in großer Menge, sind aber so schwer fortzuschaffen, daß es niemals lohnen würde sie zu fällen. Wir befinden uns im Nordosten von Uakinumu.

30. Juli. Wir brachen spät auf, um unsere Reise längs des Kammes fortzusetzen, allmählich stiegen wir bis zu 680 m hinan, machten dann einen mehrstündigen Marsch über eine schöne Hochebene und stiegen dann langsam abwärts. Jetzt begann unser alter Freund laut zu rufen, und aus einem noch weit entfernten Dorfe ward ihm Antwort. Dicht bei uns war ein steiler Abstieg; wir kletterten ihn hinab, um unter dem Schatten eines großen Felsens Rast zu halten. Als wir hier ungefähr eine Stunde ausgeruht hatten, kamen zehn unbewaffnete Eingeborene herbei; sie berührten unser Kinn und wir das ihrige, worauf sie sich niederkauerten, um zu rauchen. Einer von ihnen, der vor einiger Zeit an der Küste gewesen war, kannte Ruatoka und war nun äußerst erfreut, demselben hier zu begegnen. Ehe die Dorfbewohner das Rufen gehört hatten, waren sie durch einen Schuß, den wir auf einen Kakadu abgefeuert, sehr erschreckt worden. Als endlich alle zufriedengestellt schienen und der Austausch der Neuigkeiten erschöpft war, schlug ich vor aufzubrechen. Das Gepäck wurde aufgenommen und fort ging es. Nachdem wir 3 km weit marschirt waren, machten unsere Begleiter auf offenem Platze halt, indem sie mir bedeuteten, daß wir hier campiren müßten. Damit konnte ich nicht einverstanden sein und bestand darauf, bis zum Dorfe zu gehen. „Nein", riefen sie, „ihr müßt hier bleiben, denn wenn ihr weiter geht, wird euch der boroma badababa (das große Schwein) auffressen." Da ich trotzdem den Weitermarsch verlangte, riefen sie denen im Dorfe etwas zu, und nachdem diese ihnen geantwortet, gingen wir wieder eine Viertelstunde vorwärts; da wurden von neuem die Bündel niedergelegt, halt gerufen, und wieder suchten sie uns durch eine unverständliche Geschichte von Thieren, die uns zerreißen würden, von der Weiterreise ab-

zuhalten. Während wir hier nun ausruhten, bemühten wir uns ihnen begreiflich zu machen, daß für unsere Behaglichkeit ein Haus durchaus nöthig sei, da doch ein Gewitter im Anzuge wäre; bald würde der Regen niederfallen, wir müßten darum eilen, das Dorf zu erreichen. Jetzt folgte mit den Leuten des auf der Höhe liegenden Dorfes ein langes Gespräch, das für uns günstig auszufallen schien, denn sie zeigten sich nun willig, den Marsch den steilen Hügel hinan fortzusetzen. Auf halbem Wege machten unsere Begleiter abermals halt und wollten uns veranlassen, unter dem Schutze eines großen Felsens unser Lager aufzuschlagen. Ich kümmerte mich aber nun nicht mehr um sie, indem ich mich einigen jungen Männern anschloß, die ich mit Bündeln um den Berg herumgehen sah; und so erreichten wir, von den andern gefolgt, das Dorf. Vor dem ersten Hause saß ein Mann, der ein Schwein streichelte und kratzte, als ob er es beruhigen wollte; auch sonst waren vor allen Häusern große Schweine zu erblicken, die in der That recht wild aussahen. Gerade noch ehe der Regen losbrach, erreichten wir ein offenes Haus, das man uns angewiesen; als ich die Treppen hinaufstieg, mußte ich vor einem mir folgenden Schweine flüchten.

Das Land hier ist wunderschön; wohin wir gingen wanderten wir durch ausgedehnte Pflanzungen von Yams, Taro, Zuckerrohr und Bananen. Im Laufe des Abends kamen viele Männer und Knaben, aber keine Frauen und Mädchen, um uns zu betrachten. Einige von ihnen waren hell kupferfarben, andere sehr dunkel; fast alle waren mit Kasuarfedern geschmückt, viele trugen auch Halskrausen aus diesen Federn. Die Dorfbewohner sind nicht sehr groß, alle aber scheinen gut gebaut und von kräftiger Muskulatur. Die meisten Männer haben Kinn- und Backenbart und tragen hinten eine Wulst von Kasuarfedern, worauf sie sich setzen; im übrigen sind sie nur mit einer Schnur bekleidet. Sie sind sehr lebhaft;

fast möchte man glauben, jeder suche eine Ehre darin, den andern zu überschreien. Sie haben dieselben Kürbisse und Chunamstöcke zum Betelkauen wie in Kerepunu; einige aus Kasuarknochen gemachte Chunamstöcke waren sehr schön geschnitzt. Es herrscht hier große Nachfrage nach Salz; jedes einzelne Körnchen wird aufgesucht, und die paar Körner, die sie gegen Taro eintauschen, theilen sie mit ihren Freunden. Der Ort heißt Kenakagara und liegt 550 m über dem Meere, ostnordöstlich von Uakinuma. Die Bewohner behaupten, daß es unmöglich sei, nach der andern Seite des Berges zu gelangen, da weiter nach dem Innern zu der Bergrücken sich zu einem ganz kahlen, verwitterten Felsen gestaltet, der ringsherum unbesteigbar ist.

31. Juli. Eine große Volksmenge wogt auf und ab. Wir verbrachten eine elende Nacht. Um den alten Häuptling Oriope herum hatte sich eine große Menge beim Feuer versammelt, der er die ganze Nacht hindurch von den Thaten und der Kleidung der Naos (Fremden) zu erzählen wußte; zeitweise sprach er so lebhaft, daß der ganze Ort von seinen Worten widerhallte. Es war unmöglich ihn zum Schweigen zu bringen. — Ohren und Nase aller Männer und Knaben sind durchlöchert. Viele Frauen und Mädchen treiben sich im Dorfe umher. Einige der Frauen sind hübsch, groß und stark, mit klarem Teint, hellfarbig wie die östlichen Polynesier. Die Kinder sind frisch, gesund und fröhlich, manche heller, manche dunkler. Die Frauen bringen uns Taro in großer Menge, um es gegen Salz einzutauschen. — Oriope ist heute am Tage sehr schläfrig, ich bemühe mich ihn wach zu erhalten, damit er die kommende Nacht fest schläft und uns nicht wieder durch sein Schwatzen am Schlafen verhindert.

Man nennt mich hier Dieva, d. h. schöner, alter Vater des Dorfes. Heute bin ich ganz allein, meine Begleiter sind auf der Vogeljagd. Die Eingeborenen zeigen sich sehr freundschaftlich gegen uns. Sie erfreuen sich an Salz und Ingwer,

wovon ich ihnen zu kosten gegeben habe. Ruatoka und Maka sind soeben zurückgekehrt; sie haben ein Schwein geschossen, welches die sie begleitenden Eingeborenen gekocht und zerlegt haben, um es nach Hause zu tragen. Bei der Theilung herrscht große Aufregung, die ganze Versammlung schreit sehr laut; die heimgekehrten Jagdtheilnehmer berichten über die Erlebnisse des Tags, indem sie das Erschießen des Schweins zum großen Jubel und Staunen aller andern pantomimisch darstellen. Alles Fleisch wird fast ganz roh gegessen. Ein Schwein wird am Feuer nur so lange gebraten, bis die Haare kaum abgesengt sind, dann wird es zertheilt und verspeist. Sie essen, indem sie ein Stück zwischen die Zähne nehmen, dies mit einer Hand halten und nun mit einem Bambusmesser dicht am Munde den Bissen abschneiden. Ein Vogel wird nur einige male am Feuer gedreht, dann zerschnitten und gegessen.

1. August. Diesen Morgen gingen wir fort, um einen Pfad über das Gebirge zu suchen. Ungefähr zwei Stunden von hier kamen wir durch ein schönes großes Dorf, in dem sich uns 60 Männer mit bemalten Gesichtern anschlossen, die sämmtlich mit Speer und Keule bewaffnet waren. Sie begleiteten uns ungefähr 6 km weit, dann wandten sie sich nach Süden. Wir verfolgten den Gebirgsrücken noch einige Meilen weiter, bis wir erkannten, daß die Berge wirklich ringsherum kahl und unzugänglich waren. Diese Formation beginnt mit dem Astrolabe, zieht sich nach Westen bis zum Vetura-Berge hin und erstreckt sich nach Südost bis zur Mitte der Kette. An einigen Stellen bildet das Gebirge senkrechte Felswände von mehrern hundert Meter Ausdehnung, an andern Stellen ist der Fels zerklüftet und durch Buschwerk unterbrochen; nur in großen Entfernungen findet sich höchst selten ein schwer zu erklimmender Pfad. Wir stiegen zum Fluß hinab, der ziemlich breit zwischen großen Felsen nach Westen fließt; oft verschwindet er, oft taucht er nur

als Teich auf, bis er sich endlich 245 m über dem Meeresspiegel als ein prächtiger Strom entwickelt. Wir nahmen ein erfrischendes Bad, dann folgte selbstverständlich das unvermeidliche „Kuku“, und nach einiger Rast ging es weiter, um auch diese Seite des Abhangs zu erforschen, indem wir zwischen großen Felsspalten und unter überhängenden Klippen schritten und endlich auf einem außerordentlich steilen Pfade hinan zu prächtigen Zuckerrohr- und Taropflanzungen gelangten. Müde setzten wir uns nieder und aßen Zuckerrohr unter dem Schatten eines großen Felsens. Dieses westindische „lange Frühstück“ schmeckt, wenn man hungerig und durstig ist, sehr gut. Die uns begleitenden Eingeborenen hatten eine große Ratte und einen Frosch gefangen, die sie sich am Feuer drehten und aßen.

Dies ist wirklich ein wunderschönes Land! Welche schrecklichen Naturerschütterungen müssen hier stattgefunden haben, ehe diese großen Felsen versetzt und wie kleine Kiesel umhergeschleudert wurden! Alle Dörfer sind so gebaut, daß sie nur von zwei Seiten auf sehr engen Pfaden erreichbar sind. Wir sahen gar kein Wild, doch muß es in der Nähe viele Kasuare geben, da alle Eingeborenen Kopfbedeckungen und Halskrausen aus den Federn dieses Vogels tragen. Der höchste Gipfel, den wir heute erklommen, war 720 m über dem Meere; wir tauften ihn Bellamy-Berg; er steht allein für sich und konnten wir von seiner Spitze aus den Astrolabe, Vetura und Munikahila erblicken.

2. August. Diesen Morgen begaben wir uns auf die Schweine- und Kasuarjagd, doch erfolglos. Dagegen erbeuteten wir 4 Kakadus, 1 grünen Papagai, 1 Brueros und 3 Tauben. Heute war unser beschwerlichster Reisetag; wir kletterten auf Wegen, die nur die Geiß betritt, am Rande furchtbarer Abgründe hinunter auf jähen Bergpfaden oder steile Anhöhen hinan; manchmal mußten wir uns mit Händen und Füßen an Wurzeln und Ranken halten, froh,

wenn uns ein Baum etwas Schatten und Schutz gewährte. Zuletzt blieb ich müde und hungerig zurück mit einem Theil der Eingeborenen, während die andern allein weitergingen. Meine Gefährten suchten sich eine Art großer Mandeln, mit dicker fleischiger Rinde und sehr harter innerer Nuß, die sie mit Steinen öffneten, um ihre Flaschen mit den Kernen zu füllen; sie nennen diese Nuß „okari". Mir brachten sie Zuckerrohr, Taro und Okari zum Essen und holten dann Blätter herbei zu einem Ruhelager für mich. Sie hatten alle ihre Waffen zur Hand; ich war wie gewöhnlich unbewaffnet, fühlte mich aber ganz sicher unter ihnen. Nur ein einziges mal trug ich in Neuguinea eine Waffe, und da warf man mit Speeren nach uns. Ich halte einen Fremdling in Neuguinea für sicherer ohne Waffen als mit Waffen. Der Heimweg war entsetzlich steil und für so ermüdete und hungerige Leute wie wir furchtbar angreifend.

3. August. Die Jugend beschäftigte sich damit, aus den gestern erbeuteten Kakadufedern Kopfbedeckungen zu verfertigen. Sie nehmen die Feder, streifen sie ab, werfen den Kiel fort, befestigen die abgestreiften Federchen sauber aneinander, trocknen sie an der Sonne und binden sie dann um ihre Kämme. Ein Jüngling verfertigte sich seine Kopfbedeckung aus der Rinde des Maulbeerbaums; er bereitete sich dazu den dort üblichen Kleiderstoff, indem er die Borke kaute; kein Wunder, wenn er dann klagte, daß ihm seine Kinnbacken schmerzen; ist es doch eine schwere Arbeit! Als ich heute Morgen Perlen an Kinder vertheilte, erhoben einige der alten Herren Einsprache dagegen, indem sie äußerten, daß sie ihnen zukämen; ich wollte sie aber nicht verstehen. Es ist manchmal ganz gut, wenn man thut, als verstände man nicht, die Eingeborenen machen es ebenso. Auf unsere Frage, ob sie Lehrer aufnehmen wollten, antworteten alle: „Ja und zwar sogleich", denn dies bedeutet für sie: Tomahawks, Messer und Salz, und sie erboten sich, morgen alle nach

Munikahila zu gehen, um die beiden Lehrer von dort abzuholen.

Wir sind alle sehr gesund und ausgezeichneter Laune, nur ein wenig enttäuscht, daß wir den Berg nicht überschreiten können. Wol haben wir hier nicht immer glänzend gelebt und oft recht schlechte Nachtlager gehabt, aber doch habe ich diese Bergbewohner liebgewonnen, sind sie doch frei, unabhängig und gutmüthig. Wenn sie Taro kochen und wir in der Nähe sind, bekommen wir heiße Taro zu essen und oft bringen sie uns solche ins Haus. Auch sonst beschenken sie uns mit Taro und Zuckerrohr und entfernen sich, ohne unsern Dank abzuwarten. Sie haben sehr gute, mit Gras gedeckte Häuser, die mindestens 10 m über dem Erdboden erbaut sind; manche haben an zwei Seiten eine Veranda. — Während wir gestern fort waren, ist ein Eber ins Dorf eingebrochen. Oftmals müssen die Eingeborenen im Busch vor diesen Thieren auf die Bäume flüchten, besonders wenn die Eber verwundet und kampflustig sind. — Unsere Fahne ist aufgezogen zum Zeichen eines Ruhetags.

Sehr selten wird ein Todter beerdigt; meist stellt man die Leiche in ein besonderes Haus, das die Angehörigen oft besuchen. Sterben viele auf einmal, so verlassen die Ueberlebenden das Dorf und siedeln sich anderswo nicht weit davon an. Nahe bei unserm Hause ist ein Grab, auf dem eine Tabackspflanze wächst; daneben liegt die Bambuspfeife des Verstorbenen, am Kopfende des Grabes liegen Yams und zu Füßen mehrere Stöcke. Bei Beerdigungen pflegt man den Todten aufrecht zu stellen.

4. August. Diesen Morgen brachen wir von Kenakagara auf, ein Stück Wegs begleitet von den Eingeborenen. Bald nachdem unsere Freunde uns verlassen hatten, verirrten wir uns und befanden uns nach mehrstündigem Marsch in einem dichten, von Abgründen umgebenen Busch. Bergauf, bergab, unaufhaltsam eilten wir vorwärts in südwestlicher Richtung.

Endlich gegen Abend, vollständig durchnäßt und furchtbar ermüdet, machten wir halt, um die erste Mahlzeit am Tage einzunehmen. Wir waren 10 Stunden umhergestreift, und da wir unsere Sachen selbst getragen hatten, that uns eine Nachtruhe sehr noth.

5. August. Wir wissen jetzt, wo wir uns befinden, aber wie wir hier herauskommen sollen, ist ein schwer zu lösendes Räthsel. Ruatoka ist fortgegangen, um einen Weg ausfindig zu machen. Es war eine schöne Nacht; mit einem knisternden Feuer zu unsern Füßen schliefen wir vorzüglich. Diese Art zu campiren ist dem Wohnen in den Hütten der Eingeborenen bei weitem vorzuziehen, viel behaglicher und gemüthlicher, aber für unsere Aufgaben ist es dienlicher, wenn wir bei den Eingeborenen wohnen. Uakinumu liegt jetzt südsüdwestlich von uns, und wir könnten es in wenigen Stunden erreichen, wenn wir nur über die Abgründe einen Pfad fänden. Ruatoka ist zurückgekehrt. In einer Entfernung von uns hörte er rufen, antwortete und siehe da, unser alter Freund, der in großer Sorge nach uns gesucht hatte, rief seinen Namen. Rua bat ihn, ihm zu folgen und bald langte er im Lager an. Er konnte vor Aufregung gar nicht sprechen; ohne ein Wort hören zu lassen, umarmte er uns alle und setzte sich dann nieder.

Nach dem Frühstück brachen wir auf, jeder trug ein Bündel. Es war eine beschwerliche Reise, bis wir zu dem Wege kamen, der nach dem Bach und hinauf nach Uakinumu führt. Oben auf der Spitze angelangt, rief der alte Mann den jungen Leuten unten zu hinaufzukommen, um uns zu helfen; aus ihrer Antwort entnahmen wir, daß sie in ein oder höchstens zwei Stunden zu uns stoßen würden. Vergeblich aber warteten wir so lange, und als niemand erschien, stiegen wir hinunter und trafen am Bach einen Jüngling, der uns langsam entgegengekommen war; er theilte uns mit, daß zehn andere ihm folgten. Ich war sicher, daß sie mit Absicht ge-

zögert hatten, bis wir in die Nähe des Dorfes gelangt waren, um dann für das Tragen unserer Sachen Tabackund Salz von uns zu erhalten, darauf aber ließen wir uns nicht ein; wir plagten uns weiter und ließen keinen von ihnen unser Gepäck tragen. So beachteten wir niemand von den uns Entgegenkommenden, die sich hierzu erboten, auch dem ältesten Sohn des Häuptlings, der da kam und um meinen Reisesack bat, schlug ich es kurz ab. Der alte Häuptling war ganz außer sich deshalb; da wir aber später vielleicht ihre Dienste brauchten, so war es durchaus nöthig, ihnen zu zeigen, daß wir sie wol für jeden geleisteten Dienst bezahlen, daß aber ihre Sehnsucht nach Taback und Salz vergeblich sein würde, wenn sie sich so benehmen. Wir erreichten das Dorf, wo Oriope sein Möglichstes that, um uns zum Bleiben zu bewegen. Wir beschenkten den Häuptling und sein kleines Enkelkind, das ihn begleitete, sagten ihm Lebewohl und zogen weiter.

6. August. Sowol hier wie in allen Dörfern, in denen wir waren, haben wir merkwürdig wenig Mädchen und Frauen getroffen; nur eine geringe Zahl der jungen Männer scheint verheirathet zu sein. Ob sie etwa die Mädchen bei der Geburt tödten?

7. August. Wir beabsichtigen heute einen nahe gelegenen Berg zu besteigen, in der Hoffnung von dort aus die Windungen des Laroki zu sehen. Wir mußten 300 m abwärts und dann 500 m wieder hinaufsteigen. Nach den Kothspuren zu urtheilen, scheinen sich in den vielen Schluchten dieser Berge Kasuare und Schweine in großer Anzahl aufzuhalten. Auf der Höhe fanden wir ein verlassenes Dorf und fünf Kokosnußbäume. Vom Laroki war nichts zu erblicken, da dichtes Gebüsch auf dem Gipfel die Aussicht versperrte. Wir sahen, daß der Munikahila erst nach Westen, dann nach Süden fließt, bis er sich scharf nach Nordost wendet, um in den Goldie zu münden. Wir erreichten unser Lager mit entsetz-

lichem Hunger, den wir durch ein schmackhaftes Mahl von Hühnern und Taro stillten. — Diesem Berg gaben wir den Namen Elsie-Berg; er liegt nördlich von Vetura und südwestlich von Keninumu. Wir haben vier neue, nahe beieinander liegende Dörfer gesehen, in welchen ein Lehrer viel wirken könnte. Beim Ueberschreiten einer Anhöhe brachte uns ein Eingeborener nebst seinem Sohn Bananen und Wasser in einem Bambusrohr. Es ist schwierig aus solchem Rohr zu trinken. Man halte die Oeffnung an den Mund, hebe das Rohr allmählich hoch, passe auf, daß das Wasser herausfließt, langsam! Ach, das war zu schnell hochgehoben, eine Sintflut ergießt sich über dich, dich fast erstickend. Versuch es noch einmal, nun, es geht schon besser, doch immer noch nicht ordentlich. Du erstickst! Schadet nichts, probire wieder und du wirst es bald können, wie ein richtiger Eingeborener. — Die Eingeborenen feierten ein Gastmahl. Es begann mit gekochten Bananen und schloß mit einer in großen Töpfen gekochten langen Schlange, welche zerschnitten und unter alle vertheilt wurde; in ihrem Leibe fand man 16 Eier, etwas größer als mittelgroße Hühnereier. Es schien ihnen sehr zu munden und besonders der Saft; sie sagen, Schwein sei nichts gegen Schlange. Nun, der Geschmack ist eben verschieden!

9. August. Ein paar sehr lärmende Fremde kamen ins Dorf und schienen darauf bedacht, daß alles, was sie sagten auch ja in jedem Hause gehört wurde. Die Unterhaltung wird von den Einwohnern der verschiedenen Häuser lebhaft weitergeführt und zu zeiten sprechen alle auf einmal, einer den andern überschreiend. Plötzlich tritt eine Stille ein, man hofft nun, daß der Lärm zu Ende ist und legt sich auf die Seite, um zu schlafen; aber ach, sie schöpften nur Athem und ärger als vorher beginnt der Lärm. Gestern Abend zankte sich unser Häuptling und sein Weib, natürlich hatte die Frau wieder Recht. Merkwürdig, sie sagte wenig, aber

was sie sagte, traf das Richtige. Von Zeit zu Zeit rief er: „Pirikava! pirikava! pirikava!" („O je, o je, o je") und dann schrie und wüthete er, sie aber lachte ihn darauf aus, was ihn erst recht in Wuth brachte. Er schrie und sprang mehr denn vorher. Dann sagte sie etwas, worauf er antwortete und so beruhigte sie ihn wieder. — Heute sind alle auf die Jagd gegangen, Männer und Frauen, Kinder, Schweine und Hunde. Ehe sie fortzogen, sagten sie uns, daß wenn wir jemand heranschleichen sähen, so sollten wir auf ihn schießen; wenn aber jemand offen herankäme und auf Nase und Magen zeige, so sei dies ein Freund, der käme, um sich Salz und Taback auszubitten. — Wir holen unser Wasser in Säcken aus wasserdichtem Leinen; Missionaren und Lehrern, die hierher kommen, ist es zu rathen, sich eine große Anzahl solcher Säcke aus bestem Stoff mitzubringen.

11. August. Eine Anzahl Eingeborner ist nach Port Moresby gegangen, um Rua und Maka wieder mit Tomahawks, Salz u. s. w. zu versehen. Wir begaben uns zum Walde, wo wir eine Anzahl Bäume zu Pfosten für ein Haus fällten, da der Häuptling Poroko uns ein Stück Land gegeben hat, auf einer 380 m hohen Anhöhe mit prachtvollem Rundblick, sicherlich in sehr gesunder Lage. Wir haben reichlich Platz für Taro, Zuckerrohr- und Kaffeeanpflanzungen. — Oft geht bei uns eine Frau vorüber, die eine ungeheuere Last Taro und Zuckerrohr auf ihrem Rücken trägt und oben darauf noch ein Kind in einem Netzkorb. Beim nächsten Hause läßt nun die Mutter ihren Kinderbehälter hinabgleiten, in welchem das strampelnde Kind auf dem Erdboden herumrollt, aber nicht heraus kann, bis die Mutter ihre Gefäße mit Taro und Zuckerrohr untergebracht hat.

14. August. Als wir den Ausflug nach Eikiri beabsichtigten, hatte ich unserm alten Freund Oriope von Uakinumu versprochen, daß, wenn er uns führen und Träger verschaffen wollte, alle auch Tomahawks, Messer u. s. w. erhalten sollten.

Er aber that nicht seine Schuldigkeit und seine Träger verließen uns mitten im Lande. Immerhin wollte ich sie für das, was sie geleistet hatten, bezahlen und so brachen wir dorthin auf mit Tomahawks, Taback und Salz.

Ungefähr 3 km vom Dorfe entfernt, riefen wir; wir wurden gehört und bald liefen uns vier junge Burschen entgegen, ganz außer Athem und sehr erregt, sie begrüßten uns mit Kinnreiben und Umarmungen voller Freuden über unsere Rückkehr; anders als das letzte mal. Wir erreichten das Dorf und bald saßen wir umgeben von Fremden und alten Freunden, als Oriope, der auf seiner Pflanzung gewesen war, athemlos und in Schweiß gebadet, herbeigeeilt kam; er umarmte mich, rieb seine feuchten, schmutzigen Backen an den meinigen und setzte sich zu mir, ohne fürs erste sprechen zu können. Als er endlich zu Worte kam, sagte er, er hätte gefürchtet, wir seien schrecklich beleidigt und würden nicht wiederkommen; da wir nun aber zurückgekehrt seien, müßten wir auch bei ihm bleiben. Als wir ihm erwiderten, daß wir diesen Abend noch nach Keninumu zurückkehren müßten, rief er: o, er könnte uns zwingen; er würde uns binden lassen und so zurückhalten. Vier unserer Begleiter, Küstenbewohner, welche die Koiari-Sprache verstanden, dienten uns als Dolmetscher. Wir sagten Oriope, daß wir eine ganze Menge Betelnüsse brauchten, und daß er gut thäte, sogleich welche holen zu lassen; bald machten sich auf sein Geheiß Frau und Kinder darnach auf. Währenddessen begaben wir uns mit dem Häuptling nach unserm Hause auf dem Hügel und sagten ihm dort, was wir von ihm erwartet hätten; er hätte es zwar nicht ausgeführt, dennoch aber wären wir gekommen, um ihn für den gemachten Weg zu entschädigen. Als wir ihn sodann mit Tomahawks, Taback und Salz beschenkten, rief der alte Mann hocherfreut aus: „Ich und mein Volk wollen euch überall hinführen, wo wir, ohne unsere Sicherheit zu gefährden, hingehen können.“ Aufs Meer zu gehen

jedoch, um nach der andern Seite zu gelangen, ist er aber nicht zu bewegen; er wendet dagegen ein, daß eine Ueberfahrt nur bei der Yule-Insel möglich, wo es aber der dortigen Menschenfresser wegen zu gefährlich sei. — Auf der Heimkehr sah ich zum ersten mal in Neuguinea ein Gebüsch des echten Südseeinsel-Kava (Piper methysticum).

17. August. Wir haben eben Gottesdienst abgehalten und durch Kena den Eingeborenen den Grund unsers Kommens und Hierbleibens mitgetheilt, damit sie den wahren Gott und den Heiland kennen lernen mögen. Es war interessant auf ihren Gesichtern den verschiedenen Eindruck zu beobachten, als sie zum ersten mal von Gott hörten, dem Gott der Liebe, und daß wir als seine Diener hier seien. Als sie von der Auferstehung hörten, sahen sie einander an; einige lachten, andere schienen ernst. Sie fragten sehr angelegentlich nach dem Namen des großen Gottes und seines Sohnes, vergaßen es wieder und kehrten zurück, um es nochmals zu hören.

18. August. Wir sind wieder in Uakinumu, um einen neuen Ausflug zu machen, können aber leider keine Träger bekommen, da alle jungen Leute auf der Wallaby-Jagd sind; so werden wir allein aufbrechen müssen. Heute Abend kam eine Frau herein mit einer Anzahl von Bambusröhren voll Würmer; sie wurden in den Bambusröhren gekocht, dann auf Blätter ausgebreitet; hierauf wurde Salz in den Mund genommen und die Würmer damit bespritzt; es war ergötzlich zu sehen, mit welchem Behagen Männer, Frauen und Kinder an dem leckern Mahle theilnahmen.

Oriope dringt darauf, einen Lehrer zu bekommen. — Ich erfreute ihn sehr mit einem großen Messer, er untersuchte es ganz genau und drückte es zärtlich an seine Brust. Da er Angst hat, daß einige Freunde, die jetzt bei ihm zum Besuch sind, ihn darum bitten könnten, hat er es mir wiedergegeben, damit ich es ihm bis zur Abreise seiner Freunde verwahre.

20. August. Gestern Abend hörte ich bei meiner Heimkehr ein sonderbares Geräusch, als sei jemand in großer Noth, dann lautes Sprechen in Fistelstimme; nun wußte ich was los war, wir hatten einen Geisterseher im Dorfe und Offenbarungen würden nun sogleich vor sich gehen. Unsere Namen und Orte, die wir besuchen wollten, wurden genannt. Ich war wegen der Weissagung etwas beunruhigt, denn wenn über unsere Reise nur die kleinste Befürchtung laut wurde, so wäre kein Eingeborener zum Mitgehen zu bewegen gewesen. Indessen war die Weissagung, die uns von Kena verdolmetscht wurde, uns günstig; wir alle wären gute Menschen und freundlich gesinnt; alle Dörfer würden uns gern aufnehmen. Der Geist verbreitete sich dann des Längern über die guten Eigenschaften des ausländischen Tabacks und die schlechten des einheimischen Krauts, und endete damit, uns um etwas fremden Taback zu bitten. Oriope stand sofort auf und gab von seinem eigenen Vorrath was gewünscht wurde. Diese einheimischen Spiritisten sind sehr lästig; sie bekommen alles, um das sie bitten, und da die Eingeborenen ganz fest an sie glauben, haben sie die Macht, jede Anordnung umzustoßen und ernstliche Ungelegenheiten zu bereiten. Diesen Morgen entdeckte ich, daß dieser Geisterfreund ein Mann war, der gestern den ganzen Tag in unserm Hause gesessen hatte, ein Fremder aus einem Dorfe im Innern. Er sieht ganz anders aus als die übrigen Eingeborenen, sein Gesicht hat einen ängstlichen, melancholischen Ausdruck. Bei unserm Morgenkaffee kam er zu uns und nahm neben uns Platz; wir erfuhren von ihm, daß der Geist eines verstorbenen Freundes in ihn hineinfährt, dann werden die Dinge ihm offenbart, der Geist spricht durch ihn. Er sagt, er hätte gewußt, daß wir vor einigen Wochen in Eikiri waren und es den Bewohnern seines Dorfes offenbart.

Diesen Nachmittag werden die Wallaby-Jäger mit großer Beute zurückerwartet. Als wir mit unserm alten Häuptling

um das Feuer herum saßen, fragten wir ihn, ob er je von geschwänzten Menschen gehört hätte, die im Innern des Landes leben sollten. „O gewiß!“ Und dann gab er uns eine vollständige und lächerliche Beschreibung eines dem Affenstamme angehörigen Geschöpfes. Es klettert, lacht und spricht seine besondere Sprache; es kratzt sich den Kopf, schlägt und setzt sich zum Essen nieder wie ein Mensch. Ich sagte darauf: „Sind es denn aber auch wirklich Menschen?“ „Nun, das nicht gerade, aber sehr menschenähnlich; sie sind ganz behaart und manche vollständig schwarz.“ Der Schwanz müßte der Beschreibung nach ungefähr sechs Fuß lang sein. Wir werden welche zu sehen bekommen, sagte er, und einen oder zwei lebendig oder todt fangen. — Unser Geisterseher ist mit seinen Weissagungen fehlgegangen, die Wallaby-Jäger sind noch nicht heimgekehrt und wir können morgen noch nicht fort.

21. August. Unser Geisterfreund hat falsch geweissagt, wir sind noch immer hier, geduldig wartend. Endlich kamen abends die Jäger heim mit großer Beute von Wallabys; sie erzählten, daß zahllose Fremde und Pferde nach Kupele gegangen sind; wir vermuthen, daß es Goldie's Gesellschaft ist. Von der heutigen Jagdbeute erhielt der alte Häuptling einen grünen Papagai, den er roh verzehrte. Dann legte Oriope seinen Kriegsanzug an und vollführte allerhand Possen; er sah wie ein wahrer Teufel aus! Er ist sehr stolz auf eine Steinkeule, von der ein Stück abgebrochen ist; er erzählt, daß sie zerbrach, als er einen mächtigen Burschen aus einem Nachbardorfe niederschlug: „Warum stand er auch vor mir?“

22. August. Als ich heute früh eine Banane aß, sagte man mir, ich solle die Schale nicht fortwerfen, sondern sie ihnen geben; als ich dies that, reichten sie dieselbe herum und küßten sie alle unter kurzen Ausrufungen. Auf meine Frage, was dies bedeute, antwortete man mir, daß dies ihre Art sei, den Geistern für reife Bananen zu danken. Um

8 Uhr vormittags brachen wir auf mit 8 Trägern und unserm alten Freunde, dazu 20 Eingeborene aus dem Innern des Landes, die mit Wallaby beladen heimkehrten; eine arme Frau trug auf ihrem Rücken zwei große Gefäße und außerdem vorn noch ein anderes, worin ein Kind sich befand. Wir marschirten sieben Stunden auf gutem Wege, den auch Pferde sehr gut gehen können. Der schwerste Aufstieg war kurz hinter Uakinumu, aber auch hier war der Weg gut. Während der letzten Stunde unsers Marsches hatten wir ein furchtbares Gewitter mit wahrhaft tropischem Regenschauer. Als wir uns dem Dorfe Marivaeonumu näherten, stürzten die Männer mit Speer und Schild heraus, da sie glaubten wir wären eine feindliche Partei; als sie aber Maka sahen, der sich gleich hinter dem ersten Eingeborenen befand, und mich, der ihm folgte, riefen sie: „Nao, nao" („Fremde") und rannten mit ihren Speeren zurück. Das Dorf ist klein, die Häuser zerstreut; es liegt 550 m über dem Meere. Als Mako für Salz Taro kaufte, bemerkten einige Eingeborene an seiner Hand etwas feuchtes Salz, sie ergriffen dieselbe und leckten sie abwechselnd ab, bis sie ganz rein war. Hinuntergefallene Salzkörner wurden sorgfältig aufgesucht. — Das Dorf erwartet binnen kurzem den Kampf mit einem andern District, wozu es große Vorbereitungen in Anfertigung von Speeren, Keulen und Schilden macht; letztere sind die gleichen wie in der Hood-Bai, sie sind wunderschön gemacht.

23. August. Gestern Abend gab unser Geisterseher eine sehr kurze und unklare Sitzung. Ein Mann, der bei der letzten Wallabyjagd nahe am Laroki verwundet wurde, wäre, so sagte er uns, gestorben. Er schien etwas zu faseln und schloß den ersten Theil mit: „Nao kuku daure" („fremder Taback ist schlecht"). Da er fortfuhr zu rasen und uns im Schlaf zu stören, sagte ich zu Oriope, daß, wenn der Geist nicht gleich dahin zurückginge, wo er hergekommen, so würde ich ihn sicherlich dazu zwingen; er wiederholte was ich gesagt,

und der Geist hielt es für gerathen, uns zu verlassen. — Nach gutem Frühstück brachen wir diesen Morgen auf; ungefähr vier Stunden hatten wir eine angenehme Reise über eine schöne Niederung in ostsüdöstlicher Richtung, wobei wir mehrmals den Laroki überschritten; es ist ein prächtiges Land für Pferde. In einem ziemlich dichten Gebüsch traf ein Jüngling die Vordersten unserer Gesellschaft und machte sich sehr freundlich an sie heran; als ich aber erschien, gab er sofort Fersengeld und kein Zurufen konnte ihn zurückhalten. Wir überraschten eine Frau und zwei Kinder, die dadurch in einen schrecklichen Zustand geriethen; nichts konnte sie trösten; selbst Perlen, Tabacк und Salz verloren für sie allen Reiz. Das Familien-Schwein war bei ihnen, es tanzte, grunzte, ging einige Schritte vor, zurück und zuletzt auf mich los. — Am Morgen nahm ich von meiner Ferse ein Stückchen Pflaster ab und warf es ins Feuer; sofort suchten mindestens ein Dutzend Eingeborene danach; es wurde gefunden und mir wiedergegeben, indem sie mir durch Zeichen bedeuteten, es wo anders hinzuwerfen. Ohne mir etwas dabei zu denken, warf ich gestern früh die ausgekämmten Haare aus meinem Kamm ins Feuer, worüber sie ebenfalls ein großes Geschrei erhoben.

Wir sind nun in Nameanumu, im Sogeri-District, circa 470 m über dem Meeresspiegel, in einem schönen, gegen 4 m vom Erdboden erbauten Hause. Hierherkommende Lehrer brauchen wegen ihrer Ernährung keine Sorge zu haben; in großem Ueberfluß gibt es hier Taro, Bananen, Zuckerrohr und Brotfrüchte. Ein Lehrer mit etwas Kraft in sich und einem braven tüchtigen Weibe zu seiner Hülfe, würde hier sehr viel Gutes schaffen. Ich glaube wol, daß ein näherer Weg von hier nach Moumiri führt, aber wir müssen nun einmal mit den Eingeborenen die Route benutzen, auf welcher sie uns mit Sicherheit für ihr eigenes Leben führen können. Man erzählte uns hier von einem uns unbekannten Thiere,

das sich in den Kupele- und Meroka-Districten aufhält. Es sei gefährlich sich ihm zu nähern, schon manche hätten dabei ihr Leben eingebüßt.

24. August. Sehr heftiger Regen. Da aus den umliegenden Dörfern viele Eingeborene hergekommen sind, um uns anzuschauen, muß ich öfters Arm und Brust entblößen. Heute Vormittag beschrieb man uns auch hier das unbekannte Thier, das ich für den Tiger halte — ein langes Thier mit langem Schwanz und breiten Tatzen, welches leise heranschleicht und, sobald es seine Beute erblickt, auf dieselbe losspringt und ihr zuerst die Eingeweide herausreißt. Sie behaupten, das Thier wäre so lang wie ein Haus (d. h. 4 m). Wir sind nicht vorbereitet, mit solchen Bestien anzubinden. — Unser Wirth ist ein stiller Mann, mit angenehmem Gesichtsausdruck. Mir gefällt das Volk hier sehr gut und ich bitte Gott, der Tag möge nahe sein, wo unter ihnen das Evangelium gelehrt wird und sie es in sich aufnehmen zu ihrem Heile. Böse Geister beherrschen sie und sie glauben an alles, was schändliche Geisterseher ihnen vorreden. Sie scheinen ihren Kindern sehr zugethan und in ihrer Weise auch ihre Frauen zu lieben, aber sonderbar ist es, wie sich Eheleute nach einer längern Trennung begrüßen. Einige, die mit uns heimkehrten, waren wol 14 Tage fort, ihre Weiber freuten sich sehr, als sie sich wiedersahen, ebenso die Männer, aber kein Wort wurde gesprochen, nur einen Blick schenkten sie einander; Keule und Speer wurden zunächst niedergelegt, dann setzten sich die Ehemänner zu den übrigen Männern, während die Frauen an ihre gewöhnliche Beschäftigung gingen, Feuer machten und Essen kochten; als die Speise fertig war, brachte die Frau sie ihrem Manne, der davon aß wie auch davon abgab, dann stand er auf und setzte sich zu seinem Weibe. Ich habe bemerkt, daß die Frauen sich sehr beglückt fühlen, wenn sie diese erste Mahlzeit nach der Rückkehr ihrer Männer kochen können. Oriope's Frau, die uns begleitete,

litt an einer starken Erkältung; ich wollte ihr eine Dosis Chlorodyne eingeben, aber sie schrie und sträubte sich dagegen; da nahm Oriope die Tasse, trank selbst davon, und indem er sagte, es schmecke nicht schlecht, redete er ihr zu es auszutrinken, was sie nun auch that.

25. August. Um 8 Uhr früh aufbrechend, erreichten wir um 1 Uhr mittags Orofedabe, im Favele-District. Ein guter und fester Weg führte uns dorthin, anfangs einige Meilen durch ein Thal am Fuße eines Berges im Sogeri-District, den wir Nisbet-Berg nannten, der einen Theil der Kette von Eikiri bildet. Mehrmals überschritten wir den Laroki und lagerten in der Nähe seiner Quelle; dann erstiegen wir einen kleinen Ausläufer der Owen Stanley-Kette, auf welchem entlang wir unsere Reise ungefähr zwei Stunden fortsetzten, dann ging es wieder bergab unter Ueberschreitung zweier Flüsse, die wir für die Quellen des in die Hood-Bai fließenden Kemp-Welch halten. Auf den nahen Hügeln liegen sechs kleine Dörfer, ringsherum von hohen Bergen umgeben; nicht weit davon liegt der Berg, auf dem das uns geschilderte wilde Thier leben soll. Unsere Führer wollten mir einreden, das Land vor uns sei Meroka, es sei nun unnöthig weiter zu reisen; ich nahm jedoch meinen Kompaß vor, zeigte ihnen wo Eikiri, Sogeri, Kupele und Hapele lägen und wo ich Meroka zu finden hoffte, das nicht mehr sehr weit von hier entfernt sein konnte. Als sie sahen, daß ich über unsere Lage orientirt war, erklärten sie, daß wir wegen der Felsen und wilden Thiere nicht nach Meroka gelangen könnten. In dem Dorfe, in welchem wir die zwei letzten Nächte schliefen, probirten die Einwohner auf alle mögliche Weise, uns zurückzuhalten. Auch Oriope, der gern alles seinen Vettern und Freunden, bei denen wir wohnten, zuwenden wollte, unterstützte sie dabei. Aus einer Unterhaltung, die sie unter dem Hause bald nach unserer Ankunft pflogen, hörte ich genug, um zu begreifen, daß sie uns hierbehalten wollten,

damit nicht noch andere Dörfer Perlen und Salz empfingen. Ich wurde ganz böse auf den alten Mann und sagte ihm, er könne heimkehren, wir würden nie wieder hierherkommen, wenn wir nicht noch zahlreiche Dörfer mit vielen Eingeborenen zu sehen bekämen. Darauf gab er klein bei und versprach uns, uns nach Favele und Meroka und nach noch vielen Dörfern zu führen, nur sollten wir in das Dorf seines Vetters zurückkehren, was wir ja auch gern thun wollten. Heute früh sagte ich ihm, er solle hier bleiben und seine Frau pflegen; die hiesigen Eingeborenen würden uns weiterführen und unsere Sachen tragen. Er bat mich, einen Theil unsers Gepäcks hierzulassen zum Pfand unserer Wiederkehr, worin ich einwilligte. — Manche Leute sind hier sehr dunkel, andere sehr hellfarbig.

26. August. Wieder versuchten sie auf alle Weise, unsere Reise nach Meroka heute früh zu verhindern, sie behaupteten, wir würden von den Jakoni (wilden Thieren) gefressen werden, und wie könnten sie dann heimkommen? Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken und bestand darauf aufzubrechen, ließ unsere Sachen herausbringen und ersuchte einige Meroka-Eingeborene, welche hierhergekommen waren, dieselben zu tragen und uns zu führen. Aber auch die Merokaner verweigerten ihre Hülfe, schlossen sich ihren Freunden an und meinten, wir thäten besser, hierzubleiben. „Nein, ich muß nach Meroka, und ehe ich es nicht gesehen, kaufen wir kein Taro und geben auch nicht ein Körnchen Salz her." Sie setzten sich nun zusammen und boten in ihrer Erregung das Bild wirklicher Wildheit. Nach einiger Zeit wiederholte ich: „Meroka — oder wir kehren sofort um!" — nahm dann meinen Reisesack und machte mich auf den Weg; sie sprangen auf und riefen mir zu, ich sollte umkehren, sie wollten mich nach Meroka führen, ich sollte aber meine Sachen hierlassen und zum Schlafen zurückkehren. Ich bestand darauf, meine Sachen mitzunehmen, da ich möglicherweise in Meroka über-

nachten wollte. Das wäre nun schrecklich, denn das Salz würde dort alles verbraucht werden und nichts für sie übrigbleiben. Wenn ich ihnen erst ihr Taro abkaufen wolle, dann würden sie mich begleiten. „Nein, zuerst Meroka — bei meiner Rückkehr kaufe ich Taro!"

Da sie erkannten, daß nichts half und daß ich durchaus hinwollte, willigten sie ein; die Meroka-Eingeborenen nahmen unsere Sachen auf und fort gings. Es war nur ein kurzer Marsch über einen Hügel; 600 Schritt hinab und 1500 Schritt wieder bergauf, sodann einen andern Bergrücken entlang. Bald kamen uns viele Eingeborene entgegen, Männer, Frauen und Kinder, die uns neugierig betrachteten und glücklich waren, daß wir ihnen Taro abkauften. Das Dorf, in dem wir halt machten, ist ganz neu, die Bewohner erzählten uns, daß sie früher tief in den Bergen gelebt hätten, aber hierher zogen, weil dort ein Mann von den Jakoni gefressen wurde, um den jetzt noch eine große Anzahl Eingeborene trauerten. Nach einiger Zeit brachen wir auf, um die Anhöhe zu besteigen, von welcher wir einen Gesammtblick über die Dörfer zu gewinnen und uns über unsere Lage zu orientiren hofften. Sie versuchten uns daran zu hindern, aber wir gingen weiter, nur von wenigen bis zum nächsten Dorfe begleitet. Sie gaben vor, große Furcht vor den Jakoni zu haben und baten uns an manchen Stellen, leise aufzutreten und nicht zu sprechen. Alles dies war nur eine List, um uns zurückzuhalten. Weiter marschirten wir hinauf zum höchsten Dorfe, von dem wir eine herrliche Aussicht genossen. 14 Dörfer zählten wir auf den Anhöhen im Meroka-Becken und auf der andern Seite des Flusses, den wir überschritten hatten, und ebenso viele, die unter dem Gesammtnamen Havele bekannt sind. Ich glaube, man könnte von Eikiri aus viel leichter hierher gelangen als von Sogeri, berichten doch die Einwohner von Oriramamo, dem höchsten Dorfe, daß sie Eikiri in einem Tage erreichen können.

Die Eingeborenen von Meroka sind sehr gemischt, manche sehr dunkel, andere sehr hellfarbig. Einige Frauen ähnelten den ostpolynesischen Weibern, die Kinder waren wohlgebildet und wirklich hübsch. Ein paar Männer hatten blonde Backenbärte, die meisten lockiges, einige aber auch schlichtes Haar. Sie behaupten, keine Koiari zu sein; zu diesem Stamm gehören: Munikahila, Eikiri, Sogeri, Taburi und Makapili Pakari. Eikiri liegt nordwestlich von Oriramamo, der Bellamy-Berg westnordwestlich; einen hohen im Osten liegenden Berg habe ich Ben Cruachan getauft, westsüdwestlich davon liegt der Nisbet-Berg. Der hohe Fels auf der östlichen Seite des Nisbet-Berges, welcher gerade über dem Hause ist, in dem wir schliefen, wird in Zukunft als der Clachan bekannt sein. Die Eingeborenen behaupten, daß in diesen Bergen fünf Arten von wilden Thieren hausen und daß nur diese sie verhindern, über die Berge nach Kupele zu gehen. Jakoni, Gomina und Agila, so nennen sie diese großen und wilden Thiere; zwei kleinere, aber ebenso wüthende Arten heißen Papara und Gadana. Als sie uns Biscuit essen sahen, baten sie um ein kleines Stückchen für jeden, sie wollten es für den Schweinefang als Zaubermittel aufheben; ebenso beliebte Zaubermittel sind Barthaare. Da wir alles gesehen hatten, was wir zu sehen wünschten, und die Eingeborenen nicht zu bewegen waren, mit uns in die Berge zu gehen, um die wilden Thiere aufzusuchen, so beschloß ich, nach Orofedabe zurückzukehren; wir begaben uns wieder zum Dorfe zurück, schenkten den gekauften Taro dem Volke, bezahlten unsere Begleiter und was wir für das Haus schuldeten, in welchem unsere Sachen waren, und reisten ab. Unsere Freunde waren sehr erfreut uns wiederzusehen und überglücklich, als wir nun ihr Taro gegen Salz eintauschten. Jeden Nachmittag gab es Regen und Gewitter.

27. August. Maka balancirte einen 12 Fuß langen Stock auf seinem Finger; die Eingeborenen versuchten vergebens es

ihm nachzuahmen, und als Maka von neuem sein Kunststückchen wiederholte, kamen alle, die ihm zuschauten, zu der Ueberzeugung, daß ihm dieses Kunststück eine Kleinigkeit sei, da ihm ein Geist den Stock halte. An allen Orten, wo wir waren, benahmen sich die Eingeborenen sehr respectvoll bei unsern Gebeten, im tieffstem Schweigen beugten sie den Kopf. — Wir machten heute einen prachtvollen Spaziergang und nahmen später ein erfrischendes Bad im Laroki. Unsere Träger sind mit ihrer Bezahlung zufrieden. Zu unserer Freude fanden wir unsern alten Freund Oriope, wie seine Frau, wohlauf und alle zurückgelassenen Sachen gerade so, wie wir sie aufgehängt. Als wir uns wunderten, daß sich gar keine Eingeborenen sehen ließen, liefen sie fort, um sogleich eine große Menschenmenge herbeizuführen und uns dann zu fragen: sind's nun genug? — Ich schnitt Taback und breitete ihn auf einem Blatt inmitten der Menge aus und rief dann: „Für Sogeri!" Sie erwählten einen aus ihrer Zahl, der den Taback unter alle andern, die ruhig herumsaßen, vertheilte. Jetzt schüttete ich Salz auf ein Papier und machte es damit wie mit dem Taback. Alle standen auf, näherten sich einer nach dem andern dem Salze, nahmen etwas davon und gingen zurück, während sie den Rest, fast die Hälfte, einem sehr alten Manne überließen. Als ich die Perlen den Frauen gab, waren die Männer gar nicht damit einverstanden, sie hätten sie selbst gern gehabt. — „Komm und wohne bei uns", sagten mir die Sogerianer, „es gibt keinen so schönen Ort wie Sogeri, er ist gut, groß, hier herrscht Friede und große Fruchtbarkeit." — Ich saß auf der Hausleiter, das Volk ringsherum. Rua war mit seiner Flinte im Walde; er schoß nach Vögeln und es war sehr amüsant zu sehen, wie bei jedem Schuß die ganze Volksmenge gleichzeitig zusammenfuhr.

28. August. Heute Nacht schlief ein Häuptling aus Eribagu, Namens Biaiori, in unserm Hause, um uns früh am Morgen nach seinem und andern benachbarten Dörfern zu

führen. Als wir 1/28 Uhr aufbrachen, merkten wir schon, daß man ihn in der Nacht überredet hatte, uns nur nach seinem Dorfe zu geleiten. Nach einem Marsche von 3 km erreichten wir dasselbe, das wunderschön trocken liegt, viel günstiger als das soeben von uns verlassene Dorf, mit prächtigen Häusern, von denen sogar eins mit Cedernholz gedielt war und ringsherum eine schöne Veranda hatte. Ich wollte einen Häuptling, den ich gestern getroffen hatte, Jaroga mit Namen, gern sprechen, und da man mir sagte, derselbe sei im nächsten Dorfe, so nahmen wir unser Gepäck auf und marschirten eine halbe Stunde weiter bis dorthin. Ich bat Jaroga sogleich, uns zu den Orten zu führen, die er mir gestern genannt hatte, er war auch sofort dazu bereit und begann, nach den verschiedensten Richtungen deutend, mir mehrere Dörfer zu nennen, aber Zeichen und Worte der Umstehenden brachten ihn schnell zum Schweigen, und nun verweigerte er uns zu führen; wir beschlossen deshalb nach Epakari zu gehen, wohin uns ein junger Freund Maka's, der uns schon seit zehn Tagen begleitete, zu führen versprochen hatte. Wir mußten — gerade keine angenehme Zugabe — unsere Sachen selbst tragen. Unser Aufbruch erregte große Aufregung; unser alter Häuptling bestand auf unserer Rückkehr nach Uakinumu, aber wir sagten uns ganz von ihm los und waren fest entschlossen sogar allein unsern Weg zu suchen, falls auch Someri, Maka's Freund, uns untreu werden sollte. Ich befahl allen, gut auf ihn aufzupassen, und stellte ihn besonders unter Maka's Aufsicht. Someri verhielt sich sehr schweigsam und probirte bald langsam zurückzubleiben, bald schneller voraus zu marschiren. Als wir, gegen 5 km vom Dorfe entfernt, einen Abhang überschritten, ich als erster voran, hörten wir Maka plötzlich laut nach Someri rufen. Nua kehrte sofort zurück und fand, daß der Vogel das Weite gesucht hatte; das Bündel, das er trug, hatte er weggeworfen, den Tomahawk aber mitgenommen, den ihm Maka thörichter-

weise zum Schneiden eines Strickes geliehen hatte. Da es unnütz gewesen wäre, zur Wiedererlangung des Tomahawk umzukehren, setzten wir unsern Weg eine Zeit lang nach Südwest fort, bis wir zu einem verlassenen Dorfe kamen, von wo aus wir uns nach West wendeten. Mehrmals mußten wir den Laroki überschreiten, ehe wir das offene Land erreichten; beim letzten Uebergang des Flusses trafen wir eine Schar von bewaffneten Eingeborenen, die auf einen Angriff der Makapilibewohner lauerten. Sie nahmen uns unser Gepäck ab und führten uns nach einem kleinen Dorfe, wo wir einige unsrer Marivaeanumu-Freunde trafen, die uns zu ihrem Dorfe nach unserm alten Hause geleiteten. Man brachte uns ein kleines Kind, das wir beschenken sollten; der Vater erzählte, er habe das Kind nach Maka genannt, da er bei unserer letzten Anwesenheit dessen Freund geworden. — Vor uns liegt jetzt ein weites offenes Land, und wir denken ohne Mühe vorwärts zu kommen. Unter den Eingeborenen herrschte große Unruhe, jeder Mann, dem wir begegnen, ist bewaffnet. Ich habe heute eine weit bessere Aussicht über die Gegend als bei meinem letzten Hiersein. Marivaeanumu liegt auf einer Anhöhe in der Nähe der Eikiri-Hügel und nordwestlich von Sogeri. Letztgenannter District dehnt sich im Südwesten eines zwischen der Owen Stanley-Kette und dem Nisbet-Berge gelegenen Thale aus. Im Sogeri-District würde sich Eribagu am besten zu einer Station eignen, da es am Ausgang einer Ebene liegt, die sich einerseits bis zum Astrolabe, andererseits bis Vetura und Uakinumu, östlich bis zum Nisbet-Berg und südöstlich bis zu der Gegend hinter Mapakapa ausdehnt. Der Laroki entspringt auf der Owen Stanley-Kette und bewässert den Sogeri-District wie die ganze Ebene; er fließt in vielen Windungen sehr tief und langsam nach West.

29. August. Fast sechs Stunden sind wir jetzt mit unserm Gepäck unterwegs und ich muß ehrlich gestehen, daß ich sehr ermüdet bin. Wir befinden uns in einem neuen Dorfe —

man ist noch mit dem Bau der Häuser beschäftigt — auf der Spitze des grünen Hügels, der gegenüber von Munikahila das Kupa-Moumiri-Thal überragt. Das Dorf heißt Keninumu und besteht bisjetzt erst aus vier Häusern, von denen zwei auf hohen Bäumen, die andern beiden auf hohen Felsen errichtet sind. Wir haben unser Zelt in nächster Nähe aufgeschlagen und beabsichtigen bis Montag auszuruhen, dann wollen wir nach der Ebene aufbrechen, einem prächtigen aber wenig bevölkerten Lande. Dieser Theil der Ebene ist trocken und dürr, mit verkrüppelten Gummibäumen bewachsen. Nahe beim Dorfe begegnete uns ein Trupp Eingeborener; eine Frau unter ihnen, die auf ihrer Schulter ein Kind trug, sah mir wol an, wie müde ich war und bestand darauf, mir meinen Reisesack abzunehmen. Ich sah auf das Kind, neugierig, wie sie das wol anstellen würde, aber sie wußte sich schnell zu helfen; sie setzte das Kind auf ihre linke Schulter, hielt es bei den Haaren, dann nahm sie mein Bündel und marschirte ab. Aus den Districten, die wir zu besuchen wünschten, sind einige junge Leute hierhergekommen; ich hoffe sie hier zu halten bis wir abreisen, es würde in dieser unruhigen Zeit für uns von großem Werthe sein, durch sie bei den Ihrigen eingeführt zu werden. — Wir sind 440 m über dem Meeresspiegel.

Vor 14 Tagen fand in Moumiri große Wallabyjagd statt, an welcher Eingeborene aus allen umliegenden Districten theilnahmen. Dabei verwundete ein Eingeborener aus Munikahila einen Mann aus Tabori mit dem Speere, sodaß dieser bald darauf starb; nun haben sich Makipili, Epakari und Efari mit Tabori verbunden und planen einen gemeinschaftlichen Angriff auf Munikahila. Alle Bewohner dieses Orts verdammen übrigens den von ihrem Stammesgenossen vollführten Mord.

31. August. Große Aufregung unter den Eingeborenen, da ein Angriff auf Munikahila zu erwarten stand. Jeden Abend gehen alle Männer bewaffnet dorthin, während sich die

Frauen und Kinder mit den Hunden und Schweinen in den Busch zurückziehen. Es thut mir leid, daß unsere Keninumufreunde es für ihre Pflicht halten, den Mördern beizustehen. Die Eingeborenen des Districts, dem der Ermordete angehörte, warten ruhig ihre Zeit ab und jagen in unserer Nähe auf Wallabys. Die freundliche Frau, die mir neulich mein Gepäck trug, hat einen Sohn aus erster Ehe, der in Keninumu lebt, und den sie nun schon längere Zeit nicht gesehen hat, weil er sich fürchtet hierherzukommen. Sie wußte, daß Maka gestern zurückkehren sollte, und erwartete sicher, ihr Sohn würde ihn begleiten. Als Maka nicht mehr weit von hier entfernt war, feuerte er einen Schuß ab, um uns seine Ankunft zu melden, wir antworteten auf dieselbe Weise, zum Zeichen, daß alles in Ordnung sei. Als die arme Frau den Schuß hörte, wurde sie ganz aufgeregt, setzte sich zu uns, lief wieder fort, brachte uns Feuerung und sagte zu Kena, er solle für Maka Taro kochen, rannte wieder davon, neue Feuerung zu holen und setzte sich dann an den Ausgang des Weges, andauernd und ängstlich nach den Reisenden ausschauend. Arme Seele, die Erwarteten kamen bald in Sicht, aber ihr Sohn war nicht unter ihnen. Sie schien sehr enttäuscht zu sein, stand auf, ging in ihr Haus und ließ sich erst am nächsten Morgen wieder sehen.

1. September. Diesen Morgen brachen wir um 7 Uhr auf und erreichten um 4 Uhr nachmittags Makapili; unterwegs machten wir öfters Rast; Salz, Taback und Perlen verschafften uns auf dem ganzen Wege Hülfe. Was uns von weitem als eine schöne Ebene erschien, erwies sich als ein herrliches Hügelland mit fruchtbaren Thälern, in denen alle Arten heimischer Gemüse in reichem Ueberfluß gedeihen. Von unserm Ausgangspunkt bis hierher könnte man ganz gut in kurzem Galop längs der Anhöhen von einem Thal zum andern reiten. Es ist dies das schönste Land, das ich bisjetzt in Neuguinea gesehen habe, und die Eingeborenen scheinen gut

und freundlich gesinnt zu sein. Wir hatten den Laroki gerade da zu überschreiten, wo er kleine Stromschnellen bildet, indem wir uns an einer langen, auf beiden Seiten an Pfählen befestigten Leine festhielten, die von den Eingeborenen zu diesem Zwecke angebracht ist. Wir besuchten einige der auf den Hügeln liegenden Dörfer, während wir andere, auf breiten Felsplateaux gelegene zur Seite ließen. Solch ein Felsplateau mit 20 oder 30 Häusern darauf macht einen malerischen Eindruck! In Chokinumu, einem Dorfe, das gegen 500 m über dem Meere 10 km südöstlich von Marivaeanumu liegt, erschreckten wir die Einwohner so, daß sie davonliefen und uns das Dorf überließen. Bald kam ein Mann zurück, der ganz unbefangen that, wobei er Betelnüsse kaute; wir waren schnell befreundet, er rief die andern und auch sie kamen zurück. Wir sagten ihm, wohin wir wollten, und er erwiderte, daß er und seine Frau uns begleiten würden, weil wir die ersten Fremdlinge wären, die je in sein Dorf gekommen seien; er wolle uns nicht verlassen. Auch aus andern Dörfern rückten sie bei unserer Ankunft mit fürchterlichem Geschrei aus. Gimenumu, 580 m über dem Meere und 3 km östlich von Chokinumu, wird sich prächtig zur Missionsstation eignen; es ist ein großes Dorf, mit schönen Pflanzungen und reich an Wasser. Wir überschritten mehrere Flüsse, die auf dem Astrolabe entspringen und in den Laroki fließen, der alle Gewässer der Astrolabe-Kette gleich den andern dieses Landstriches in sich aufnimmt. Wir befanden uns jetzt auf einem wirklich reizenden Fleckchen Erde, in Vaiako im Makipili-District, 680 m hoch.

Dieser District ist sehr volkreich. Ungefähr 6 km von hier passirten wir ein auf einem Felsvorsprung gelegenes Dorf, das jetzt verlassen, einst aber die Heimat dieses Volkes war; ein Ueberfall der Sogeri-Eingeborenen, bei welchem elf von ihnen getödtet wurden, hatte sie zu dem Entschluß gebracht, sich anderswo niederzulassen. Wir genießen jetzt einen prachtvollen Blick

auf den Owen Stanley-Berg; nördlich von uns erstreckt er sich weit hinein klar und deutlich über einer dichten Wolkenmasse. Der Bellamy-Berg steht ganz allein, ganz kahl auf der Südostseite, gerade gegenüber dem Nisbet-Berg, hinter welchem das von den hiesigen Einwohnern so gefürchtete Sogeri liegt. Alle sich von hier westwärts bis hinter Kapakapa erstreckenden Hügel sind bevölkert. Eine Frau, die herkam, um uns zu sehen, riß sofort aus, als sie unsern schwarzen Hund, Misi Dake, erblickte, und erklomm mit ihrer Last auf dem Rücken einen Baum, schneller als ich jemals einen Eingeborenen klettern sah. Bei einem Strom, eine Stunde von hier, trafen wir einen alten Patriarchen, dessen Wiedersehen mit unserer Freundin aus Chokinumu wahrhaft rührend war; sie begrüßten sich, indem sie ihr Kinn berührten und einander weinend in die Arme fielen. Der Greis setzte sich mit ernster Würde neben mich, die Chokinumu-Frau ihm gegenüber, weinend und singend. — Auf dem Wege pflückten wir Erdbeeren, die aber lange nicht so gut schmecken und so köstlich duften wie unsere heimischen; auch gibt es viele Himbeeren.

2. September. Kurz nach Sonnenaufgang sammelte sich eine große Menge vor unserm Zelt, um einen Blick von uns zu erhaschen. Um 8 Uhr brachen wir nach dem Gipfel des Astrolabe auf, um von dort aus das Meer zu sehen. Das Gebirge ist sehr zerklüftet; mehrmals mußten wir auf- und abklettern, ehe wir bis über Kaili hinausgelangten, wo aber zu unsrer Enttäuschung ein dichter unter uns lagernder Nebel die Aussicht aufs Meer verhüllte. Auf sehr gewundenem Pfade kehrten wir zurück, vorüber an verschiedenen, auf Bäumen und Felsen erbauten Dörfern. Auf einem breiten Felsplateau, auf welchem ein freundliches Dörfchen ausgebreitet lag, erhoben sich am östlichen Ende vier große schön geschnitzte Pfosten. Hier werden an Festtagen alle Speisen aufgebaut und wird auf den vier Pfosten eine Plattform zum Tanz errichtet. Um 3 Uhr nachmittags waren wir wieder zu

Hause. Der alte Häuptling, Namens Kunia, kam zu uns ins Lager und brachte uns ein reiches Geschenk an Speisen, wobei er die Hoffnung aussprach, daß wir bald wiederkommen würden. Ich hoffe dasselbe. Nach einiger Zeit, damit es nicht aussah, als wollten wir ihn für sein Geschenk bezahlen, machten wir dem Alten unser Gegengeschenk in einem Tomahawk. Vor Freude weinte er darüber, sah erst seine Freunde an, dann uns, preßte den Tomahawk an seine Brust und küßte ihn.

3. September. Heute Morgen um 8 Uhr verließen wir Makipili und wanderten langsam nach Chokinumu, das wir um ½11 Uhr erreichten. Der Häuptling dieses Dorfes und seine Frau, die mit unter unsern Begleitern waren, baten uns dringend, eine Nacht in ihrem Dorfe zu verweilen, und um sie nicht durch eine ablehnende Antwort zu erzürnen, willigten wir ein. Einer brennenden Hitze folgte heute Nachmittag ein heftiges Gewitter mit starkem Regen. Der Häuptling und seine Frau zeigten sich außerordentlich aufmerksam und freundlich gegen uns und weilten stets in unserer Nähe, bis wir abreisten. Das Makipili-Volk thut mir leid; sie fürchten sich so vor Sogeri, daß sie ihre Häuser verlassen haben und im Walde oder unter dem Schutze von Felsen leben; sie behaupten, daß die Sogeri-Leute auf keine Friedensvorschläge hören wollen, daß alle bisher versuchten Vermittelungen erfolglos geblieben seien. Man hatte uns in verschiedenen Orten vor Makipili gewarnt; aber wir sind doch hierhergegangen, sind freundlich behandelt und dringend ersucht worden, wiederzukommen.

4. September. Unsere Betttücher, die wir gestern als Fahne für unser Zelt benutzt hatten, sind so durchnäßt, daß wir einen Tag brauchen, um sie zu trocknen; so entschlossen wir uns denn, den unfreiwilligen Rasttag zum Besuche der Larokifälle zu benutzen, von denen wir vor zehn Tagen erfahren hatten, daß sie sich hier in der Nähe befänden. Man

nennt sie hier „Round.“ Wir fanden die Fälle in einer tiefen Schlucht, die durch das westliche Ende des Astrolabe und das Ostende der Vetura-Kette gebildet wird. An beiden Seiten der Schlucht fällt der Fels steil ab, an manchen Stellen drohen überhängende Felsstücke. Die Fälle liegen östlich von Port Moresby, ostsüdöstlich von Moumili und in südöstlicher Richtung vom eigentlichen Vetura. Sie sind hoch und sehr sehenswerth, gern hätte ich sie auch von unten betrachtet. Noch eine ganze Strecke aufwärts stößt man auf kleinere Fälle und Stromschnellen. Das Wasser kommt wogend heran und fällt in furchtbarem Sturz mehrere hundert Fuß hinab auf einen Felsen, von dort in die tobende Brandung hinunter. Der Lärm ist betäubend. Wir standen ungefähr in gleicher Höhe mit dem Wasser, 410 m über dem Meeresspiegel, und ich schätze die Tiefe von hier bis hinab auf 275 m. Ich halte es für möglich, von Norden her bei Mangara die Fälle zu erreichen, dann würden wir die Höhe derselben richtig beurtheilen können.

5. September. Diesen Morgen um 8 Uhr verließen wir Chokinumu und erreichten, langsam den Astrolabe hinaufsteigend, nach dreistündigem Marsche den Gipfel hinter Tupuselei, in Höhe von 900 m. Als wir uns vor dem Hinuntersteigen ausruhten, näherte sich uns etwas furchtsam ein Trupp Eingeborener. Sie erzählten, wie sie bei ihrem Heraufsteigen ein Geräusch wie vom Holzfällen gehört (wir hatten Bäume markirt); näher gekommen, hätten sie einen weißen Mann erblickt, worauf sie sich sofort zurückgezogen hätten, dann aber, da es ihnen vorkam, als ob Eingeborene mit dem weißen Manne in der Koiari-Sprache redeten, wären sie zurückgekommen und hätten sich entschlossen uns entgegenzugehen. Ein ihnen gespendetes Geschenk von Salz erregte große Freude. Wir stiegen an der Westseite des Astrolabe hinab; da der Weg steil und beschwerlich war, brauchten wir längere Zeit dazu. Am Nachmittage erreichten wir Janara,

in der Nähe von Efari, hinter der Pyramidspitze, von welcher der Astrolabe nördlich gelegen ist. Außer von Lohiamalaka werden wir vom Häuptling von Geminumu Monito und drei jungen Leuten begleitet. Noch nie bin ich einem freundschaftlichern und bravern Häuptling begegnet als Lohiamalaka. Janara ist ein weit ausgedehnter District, der sehr bevölkert zu sein scheint. Das Dorf, in dem wir uns befinden, liegt 180 m über dem Meere. Ein in Janara oder in Efari stationirter Lehrer hätte stete Verbindung mit Tupuselei, unserer nächsten Missionsstation. Ich war der erste, der das Dorf betrat. Die Bewohner hatten gehört, wie wir miteinander sprachen, es ließ sich daher nur ein einziger Mann blicken, der sich den Anschein gab, als sei er ganz unbekümmert, indem er versuchte seine Bambuspfeife anzuzünden; es wollte ihm bei seiner Erregung aber doch nicht gelingen. Die Frauen hatten sich mit den Kindern in den Häusern eingeschlossen, die Männer waren mit ihren Waffen ins nahe Gehölz gelaufen.

6. September. Der Weg von Janara nach Epakari führt hinauf und hinab über steile Bergrücken, besonders war der letzte Aufstieg sehr steil; wir brauchten daher drei gute Stunden, um Karikatana, das erste der sechs Dörfer dieses Districts, zu erreichen. Der Häuptling Nikanivaipua empfing uns sehr zuvorkommend und bestand darauf, daß wir sein Haus als Wohnung wählten. Wir bezahlten die Freunde, die uns hergeleitet hatten, und die nun sehr beglückt zurückreisten. Die Dorfbewohner brachten uns gekochte Speisen und geräuchertes Wallabyfleisch. Sie waren auf unsere Ankunft vorbereitet, da unser Freund Lohiamalaka sie bereits eine Stunde vorher durch Zurufen davon benachrichtigt hatte. Das Dorf scheint eine sehr gute gesunde Lage zu haben; dicht am Westende des Astrolabe und durch diesen vor Nordostwinden geschützt, zeigt es die prächtigste Vegetation. Auf dem Wege hierher überschritten wir einen ziemlich breiten Gebirgsstrom, der süd-

westlich nach Bootleß-Inlet fließt. Wir sind 210 m hoch; nordöstlich von uns liegt die steil abfallende Seite des Astrolabe, südsüdwestlich Bootleß-Inlet, ostsüdöstlich die Kaili überragende Spitze des Astrolabe.

7. September. Gestern Abend tauchte unser Freund Lohiamalaka wieder auf; er konnte sich noch nicht von uns trennen, diesen Morgen ist er jedoch wirklich abgereist, mit dem Versprechen im October uns in Port Moresby zu besuchen; er drückte dies in seiner Weise folgendermaßen aus: „Nicht während dieses Mondes, noch im nächsten, aber in dem, der dann folgt." Als ich den Wunsch äußerte, ein Stückchen Ingwer zu essen, brachten sie mir ganze Bunde davon; noch grün schmeckt er, mit Salz gegessen, wirklich recht gut. Eine große Anzahl Eingeborener wohnte unserm Gottesdienste bei, und zwar mit großer Aufmerksamkeit, im tiefsten Schweigen senkten sich alle Köpfe beim Gebet. Als Lohiamalaka neulich auf dem Astrolabe seine Befürchtungen für uns äußerte, falls wir nach Janara gehen wollten, hatte ihm Rua durch Kena geantwortet, er brauche keine Sorge um uns zu haben, denn der große Geist begleite und beschirme uns. Gestern Abend nun erzählte Lohiamalaka den hiesigen Eingeborenen, was er gefürchtet und was Rua geantwortet: „Und wie wahr es sei, daß der große Geist oder sonst etwas mit ihnen sei." Auch in allen Dörfern hatte Lohiamalaka wiederholt, was er von dem ihm Gesagten im Gedächtniß behalten hatte, und von unserm Singen und Beten erzählt. Jeden Abend pflegte er vor der Thür des Zeltes zu sitzen und uns zu veranlassen, den draußen versammelten Eingeborenen etwas vorzusingen, welche, nachdem sie von ihm von unsern musikalischen Leistungen gehört hatten, sich weigerten, bei Sonnenuntergang nach Hause zu gehen, ehe sie nicht unser nako (Singen) gehört.

Wenn die Koiari die Küste besuchen, verlegen sie sich aufs Betteln und bekommen gewöhnlich auch was sie haben wollen, denn die Motu fürchten die geistige Ueberlegenheit der Koiari,

denen sie die Macht über Sonne, Wind und Regen zuschreiben; sie verstecken bei deren Nahen alle Werthsachen. All die jungen Stutzer hier tragen Kopfschmuck aus Hundezähnen, die sie von den Küstenbewohnern erhalten und zwar, wie man uns in Eikiri erzählte, durch Raub und Mord. — Wir können in Wahrheit sagen, wir sind in diesem Hause „unter Waffen", denn über uns hängen 62 Speere, 4 Schilde lehnen an der Wand und 2 Steinkeulen bewachen die Thür. — Eine Frau aus Makipili hat Kena erzählt, wie sie hierhergekommen war. Ihr Volk und die hiesigen Bewohner lebten früher in Feindschaft. Makipili bat um Frieden, besaß aber keine Schweine, die übliche Kriegsentschädigung, da wurde sie gewählt, die fehlenden Schweine zu ersetzen, und auch mit einigen Nahrungsmitteln als Friedensgabe angenommen. Als sie aufwuchs, bestand der alte Mann (nicht ihr Gatte) darauf, daß sie bei ihm wohne.

8. September. Wir mußten sechs Stunden tüchtig marschiren und lagern nun im Schatten von Vetura. Das ganze Land von Epakari bis hierher ist sehr hügelig und sehr kahl, sobald man die Anhöhe von Epakari verlassen hat. Eine große Gesellschaft von Männern, Weibern und Kindern, die von einem Tanz zurückkehrten, erschraken so vor unserm plötzlichen Anblick, obgleich wir ihnen zuriefen: „Naimo!" („Freunde"), daß sie eiligst davonliefen und durch kein Zureden zurückzubringen waren. Bei uns sind sieben Eingeborene, die uns der alte Häuptling mitgegeben hat, um uns sicher bis Keninumu zu geleiten. Wir kamen durch ein schönes Dorf, Umiakurape, auf einem Hügel, westlich von Karikatana; der Name seines Häuptlings ist Vaniakoeta. Es würde sich prächtig zur Station eignen. Der hohe Gebirgskamm im Rücken von Epakari, bei dem wir entlang kamen, ist 300 m hoch und gewährte uns eine herrliche Aussicht über die Fisherman-Insel, Redscar-Bai, Bootleß-Inlet und die ganze Küste östlich bis Round-Head.

9. September. Wir erreichten Keninumu um 1/2 11 Uhr vormittags und fanden alle wohl. Die Eingeborenen sind fortwährend auf einen Angriff der Tabori auf Munikahila vorbereitet.

14. September. Gleich nach unserer Rückkehr haben wir mit dem Hausbau begonnen, kommen aber nur langsam vorwärts. Ich fürchte, wir sind sechs Wochen zu spät nach dem Kupele-District gekommen und werden unsere Niederlassung bis zur nächsten Saison aufschieben müssen. Es würde sehr unangenehm sein, wenn wir in die nasse Jahreszeit hineingeriethen und bis zum Ende derselben hier bleiben müßten.

Von unserm Freunde, dem Häuptling Poroko, wurde mir erzählt, daß er zwei Frauen gehabt, von denen er eine kürzlich getödtet hatte. Der Grund dazu war folgender: Als die Frau in der Pflanzung beschäftigt war, kamen einige junge Leute des Wegs; mit diesen setzte sie sich nieder, um zu rauchen und zu schwatzen. Poroko erfuhr davon und als sie abends nach Hause kam, tödtete er sie. Eine Frau in Favelle sagte: „O, der Koiari-Mann hält es für nichts, sein Weib zu tödten.“ — Für Niesen sagt man in der Koiari-Sprache „akiso“; verreisen sie oder verabschieden sie sich abends, so rufen sie auch „kiso“, und oft ertönt aus ihren Häusern ihr „kiso“ („Gute Nacht“). — Eine der hiesigen Frauen trägt tiefe Trauer um ihre Tochter; sie hat sich sämmtliche Schmucksachen, die einst der Verstorbenen gehörten, um den Hals gehängt und dazu deren Kinnbacken. Gelegentlich besucht sie den kopflosen Leichnam und reibt sich mit dem Ausfluß desselben ein!

18. September. Ein großer Haufe Eingeborener von Kupele, dem dem Owen Stanley-Berge nächstgelegenen Districte, ist hierhergekommen. Sie gehören zu derselben Rasse wie die Leute in Meroka, einige sind sehr dunkel, andere hellfarbig. Sie führen dieselben Waffen und Kleider wie die Koiari. Zwei Männer unter ihnen sind in Trauer und tragen aus

Netzwerk gefertigte Jacken. Der Häuptling ist fast hübsch zu nennen, er hat sich verschwenderisch mit Kasuarfedern geschmückt. Alle tragen ein Bündel Gras, das an einem Ende an den Gürtel befestigt ist und hinten herunter hängt; sie benutzen dasselbe als Sitz. Mit etwas Phantasie könnte man dieses Grasbündel für einen Schwanz halten. Die Kupele-Leute wünschen dringend, daß wir uns ihnen auf ihrer Rückkehr anschließen möchten; sie wollen uns viele Dörfer und Leute zeigen. Gestern hatten wir in den Dörfern großen Schmaus von Yams und Taro. Einem östlichen Polynesier würde es lächerlich erscheinen, dies einen Schmaus zu nennen, denn es gab kein Schweinefleisch. Abends wurde mit Speer und Schild gefochten, sie stritten gegen einen eingebildeten Feind, vor dem sie zeitweise zurückwichen. Sie haben schnelle und anmuthige Bewegungen, gehen vor, ziehen sich zurück, treten wieder vor, verfolgen einander, wenden sich nach rechts, nach links, wehren mit dem Schilde nach der Seite ab, nach oben und unten, beugen die Knie, rufen, alles mit der größten Behendigkeit, und ich wundere mich gar nicht, daß im Kampfe so wenige getödtet oder verwundet werden. Sie sind stolz auf Schilde, die viel Spuren von Speeren tragen.

19. September. Heute besuchte uns unser alter Freund Oriope und brachte uns den Tomahawk, der bei unserm letzten Ausflug von dem Ausreißer gestohlen wurde. Er erzählte uns, daß er, sobald er gehört, wie uns Someri gedient hätte, nach den Sogerileuten gesandt und den Tomahawk verlangt habe, indem er ihnen sagen ließ, wie schlecht es wäre, so gute Freunde von ihm zu bestehlen. Einer der Leute aus Kupele stahl uns ein Messer, doch mußte er es unsern Freunden von Keninumu zurückgeben, die es uns wiederbrachten. — Ich hätte gern in Chokinumu eine Station gegründet, um so in dieser nassen Jahreszeit das Klima auf beiden Seiten des Districts zu erproben.

23. September. Es ist unmöglich, die Männer zur Hülfe beim Hausbau zu bewegen, solange wir selbst in so großer Zahl noch hier sind, wir wollen daher zum Hafen zurückkehren, hoffentlich kommen wir bald nach Chokinumu hinein. Als die Leute sahen, daß wir wirklich fortgehen wollten, baten sie sehr, wir möchten Jakoba als Lehrer dort lassen, und versprachen, ihm treulich beim Bau des Hauses zu helfen. Da derselbe gern dort bleiben wollte, so willigte ich ein.

24. September. Gegen 2 Uhr nachmittags kamen wir in Mounmiri an und hörten da, daß die Tabori- und Makipili-Leute zwei Männer und drei Frauen getödtet hatten; bei ihrer Rückkehr von der Wallabyjagd hatte das Zusammentreffen stattgefunden. Sie berichteten auch, daß das eigentliche Kupele (ein kleines Dorf) nicht mehr existire; die Koiari westlich von uns sind dort eingedrungen und haben alle Einwohner bis auf fünf getödtet, welche nun nach einem andern Dorfe gezogen sind.

26. September. Heute kehrten wir nach Port Moresby zurück, fanden alle wohl und gute Nachrichten von allen Stationen.

Viertes Kapitel.

Die Erforschung des Golfs von Papua.

Forschungen im Golf von Papua. — Maiva. — Der Coombes-Fluß. — Der Tempel von Motumotu. — Silo. — Kerema. — Bailala. — Treachery-Point. — Die Kannibalen von Maiva. — Kleidung und Schmuck der Eingeborenen. — Einheimischer Handel. — Die Götzen von Port Moresby. — Was die Eingeborenen über das Leben nach dem Tode denken. — Fingerzeige für Seeleute.

Am 22. November 1879 verließen wir Boëra, um einen längst besprochenen Besuch nach dem Golf von Papua zu machen, begleitet vom Missionar Beswick und Piri, dem aus Boëra gebürtigen Lehrer, zwei Eingeborenen aus Port Moresby, die als Lootsen dienen sollten, und drei Eingeborenen aus dem Golf von Papua, die nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Port Moresby nun in ihre Heimat zurückkehrten. Schon im Jahre 1875 hatte MacFarlane einen Theil des Golfs auf dieser Seite besucht, doch weiß ich nicht, wie weit er gelangt ist. Im Jahre 1878 hatte Ingham, der von den Eingeborenen der Brooker-Insel ermordet wurde, die ganze Küste in seinem kleinen Dampfboot vom Fly-Flusse aus befahren; ich fürchte aber, daß alle auf dieser Reise gemachten Entdeckungen verloren gegangen sind. Goldie erforschte kurz vor uns die Küste von der Yule-Insel bis zur Freshwater-Bai, doch glaube ich, er landete nur in Maiva. Unsere Ausflüge erstreckten sich nach Bald-Head an der Deception-Bai, die entfernteste, die die Eingeborenen von Port

Moresby kennen. Wir haben zwei Besuche gemacht, einen auf unserm Wege nach der Thursday (Donnerstag)-Insel, den andern auf der Heimfahrt. Der Kürze wegen ziehe ich beide in einem Kapitel zusammen. Auf der Yule-Insel, die von den Eingeborenen Lavao genannt wird, wurden wir von der Bevölkerung in freundlicher Weise empfangen.

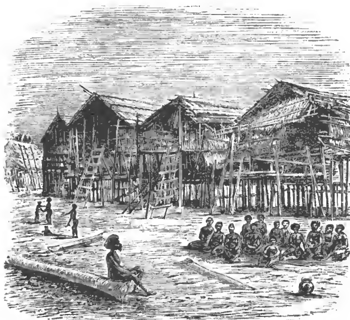
Frühmorgens am 25. November verließen wir die Yule-Insel und kamen nach zwei Stunden (15 km) in einen sehr stark bevölkerten großen District, Namens Maiva, der elf Dörfer umfaßt, von denen fünf an der Küste, sechs ungefähr 1 km nach dem Innern des Landes zu gelegen sind. Zwischen dem Meere und dem niedrigen Hügel im Rücken ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ km guter Boden, wo alle inländischen Früchte gepflanzt werden können. Die tiefer im Lande liegenden Dörfer sind, wie ich fürchte der nahen Sümpfe wegen, sehr ungesund, die Eingeborenen an der Küste jedoch sehen so vorzüglich aus, wie nur irgendwelche, und ihre Häuser sind auf derselben Art Sand gebaut, wie die im Aroma- und Kerepunu-District, sodaß sie ziemlich frei von Fiebern sein dürften. Die Eingeborenen sind von schöner, starker und gesunder Rasse, den Bewohnern der Hood-Bai und von Aroma sehr ähnlich und reich mit Kindern gesegnet. Sie haben schöne große, wunderbar reinlich gehaltene Häuser, in denen allen sich Schlafbänke befinden. Vor den meisten Häusern sind gut gepflegte Blumengärten. Die größern Häuser stellen in ihrer Bauart einen Alligator mit offenem Rachen vor; die Veranda vor dem Hause ist die untere, das vorspringende Schutzdach über derselben die obere Kinnlade, sodaß man, wenn man auf der Veranda steht, sich im Rachen des Alligators befindet, wobei das dahinterliegende Haus als der Körper des Thieres erscheint. Eins der Häuser in einem der im Innern gelegenen Dörfer, welches als Tempel benutzt wird, war ungefähr 45 m lang, sehr hoch, mit geschnitzten Pfosten und einem wunderschön geschmückten Schutzdach, von dem die verschieden-

sten Sorten Blätter herabhingen. Das Hinterland dieses Küstenstriches ist sehr hügelig, aber fruchtbar; auf den Abhängen der Hügel sind viele gut gehaltene Pflanzungen. Außer dem Hinterlande der Astrolabe-Kette kenne ich keins in Neuguinea, das sich mit diesem vergleichen ließe. Auf den Seekarten sind die Dörfer ungefähr 3 km zu weit westlich gezeichnet.

Erst über Possession-Cap hinaus, nahe bei Wedge-Hill, beginnen die nächsten Dorfschaften; es ist dies der District Diapu, der aus drei Dörfern besteht, von denen wir zwei besuchten. Sie sind klein, die Häuser in sehr verwahrlostem Zustand; Männer, Frauen und Kinder drängten sich um uns, alle sehr freundlich, denen in Maiva ähnlich. Unser Erscheinen rief große Aufregung hervor, da wir die ersten Fremden waren, die bei ihnen landeten. Sie jauchzten und klatschten vor Freude in die Hände und waren sehr enttäuscht, daß wir sie so bald verließen. Ehe wir fortfuhren, geleiteten sie uns zu ihrem Tempel; eine Matte wurde ausgebreitet, auf die wir uns setzen mußten, um den Zweck unsers Besuchs zu erzählen. — Wir betrachten nur dann ein Volk als von uns besucht, wenn wir unbewaffnet dort gelandet und einige Zeit unter ihm verweilt haben. — Von den drei Dörfern hat das östliche einen schlechten Ruf; seine Bewohner gelten als kleine Seeräuber, die die Handelsschiffe bei ihrer Rückkehr aus dem Westen plündern.

Einige Kilometer weiter liegt Jokea, ein sehr hübsches Dorf, auf der Spitze zwischen North-West Hill und One-Tree-Hill; längs des Hügels dehnen sich wohlgepflegte Pflanzungen aus. Die Eingeborenen empfingen uns sehr freundlich, nirgends sahen wir Waffen; das Dorf ist reinlich und scheint gesund zu sein. 50 m von der Küste entfernt, hatten wir fünf Faden Tiefe; aber beim Herumsteuern ostwärts nach dem Cap zu müssen die Schiffe sehr Acht geben, da sich dort Riffe und Sandbänke vorfinden.

5 km weiter westlich entdeckten wir einen breiten Fluß, den wir Coombes nannten; bei niedrigem Wasserstand ist er 150 m von der Mündung 4½ Faden tief, während er, allmählich versandend, nahe bei der Sandbank nur noch 1 Faden Tiefe hat. Im Innern ist eine große Bucht, 2½ und



Ein Dorf in Neuguinea.

3 Faden tief. Nach Süden zu ist ein breiter Bach mit einer kleinen Insel in der Mitte. Den Bach rechts lassend schifften wir den Fluß hinab, ungefähr 1½ km in südöstlicher Richtung, und gelangten bei 2—3 Faden Tiefe bis zur linken Sandbank. Sie ist ungefähr 70 m breit, große Sümpfe befinden sich an beiden Seiten. Das Wasser an der Sandbank ist frisch. Eine kurze Strecke aufwärts von der

Bucht fließt ein kleiner Fluß hinein, der aus Nordwesten kommt. Von den Eingeborenen erfuhren wir, daß der Coombes in der Yule-Kette entspringt und an mehrern größern Dörfern vorbeifließt, in denen Sago in großer Menge gewonnen wird. Die im Innern liegenden Dörfer heißen Hinavi, Mekeo und Poro, ihre Bewohner sind hellfarbig, einige wenige dunkel, wie die Eingeborenen von Port Moresby. Indem wir unsere Reise nach Westen fortsetzten, erreichten wir das große Dorf Lese, wo die Einwohner auf unser Kommen vorbereitet waren und uns in ihrem höchsten Putz empfingen, die Damen mit rothem, mit Oel vermischtem Ocker beschmiert. Der Ort ist bekaunt wegen der vielen Mosquitos und Alligatoren.

Hinter dem Dorfe ist eine sehr schöne Lagune, die wir Macey-Lagune nannten; sie beginnt bei Cliff-Head, breitet sich von dort bis jenseit des Dorfes aus und endigt in zwei großen Buchten, deren Ufer mit Mangrovebäumen bewachsen sind. Wenn wir einen Eingang schaffen können, der tief und weit genug ist, werden wir hier westlich von der Yule-Insel einen guten Hafen erlangen, der bei jedem Wetter Schutz gewährt. Vor dem Hause des Häuptlings wurde eine Matte ausgebreitet, auf welche wir zum Niedersitzen eingeladen wurden. Eine große und lärmende Volksmenge umgab uns, während unsere Geschenke mit vielem Dank angenommen wurden und wir dagegen eine geweihte Betelnuß, einige Kokosnüsse, sowie einige Bunde Sago empfingen. Auch eine dringende Einladung zu einem Mahl von Sago und Wallaby ward uns zutheil, da aber die Sonne zum Untergang sich neigte, hielten wir es für besser, die Einladung abzulehnen.

Zwischen Cliff-Head und Motumotu ist ein großer Fluß, Maratu genannt, der tief und breit ist; weiter im Lande liegen drei kleine Dörfer, deren Einwohner demselben Stamm wie die in Port Moresby angehören; Sago und alle Sorten von Nährpflanzen wachsen hier in Fülle. Nachdem wir so

6 km weiter westlich gesteuert waren, landeten wir in Motumotu, einem sehr schönen großen Dorfe an der Frischwasser-Bai, wo die uns am Strande erwartende Menge sich so stürmisch bei unserm Empfang zeigte, als ob sie uns mit sammt dem Schiffe entführen wollte. Nachdem das Schiff in tiefem Wasser geborgen war, wurden wir durch das Dorf oder vielmehr durch eine Reihe von Dörfern geführt, hinauf zu der Terrasse eines großen Tempels, der dem Semese geweiht ist. Kein Weib hat je den Tempel betreten oder auf jener Terrasse gestanden. Hoch oben über dem Eingang hängt das Bild eines Meerweibes, halb Fisch, halb Mensch; es sah ziemlich alt aus, keinesfalls als sei es in den letzten Jahren gefertigt. Auf unsere Frage, was es vorstelle, sagte man uns, daß diese Meerweiber manchmal im gegenüberliegenden Meere erschienen. Im Innern des Tempels waren auf beiden Seiten Schlafbänke und an jedem Pfosten ein Götzenbild, die Figur eines Mannes, Semese darstellend. Inwendig hingen Schildkrötennetze, Stöcke, an denen Bündel von leeren Nüssen befestigt waren, die beim Tanzen gebraucht werden, und Trommeln. Der Tempel hat keine Fenster und nur eine Thür, die sich von der Terrasse aus öffnet. Wir machten dem Häuptling Geschenke und legten auch solche für den Tempel auf die Terrasse nieder. Der Häuptling holte zwei Priester Semese's herbei und bat uns auch sie zu beschenken.

Dieser Stamm und die Eingeborenen von Port Moresby heirathen untereinander. Wir begegneten vielen Leuten aus den Orten Boliapata, Pari und Vapukori, die im gleichen District liegen. Piri, der hier wie überall an der Küste dem Namen nach sehr bekannt ist, fand die herzlichste Aufnahme. Ein breiter Fluß, den Goldie Williams-Fluß genannt hat, fließt bei dem Dorfe vorbei; es ist dies ein Arm des Arubada, der weit im Innern auf dem hintern Gebirgskamm, der vielleicht eine Fortsetzung der Owen Stanley-Kette bildet, entspringt. Ungefähr 45 km oberhalb Motumotu theilt sich der

Arubada in zwei Arme, von denen der eine der Williams-Fluß ist, der andere sich unter den Namen Kaurepinu in die westliche Seite der Freshwater-Bai ergießt.

Als wir Motumotu verlassen und das Cap umschifft hatten, sahen wir die „Alice Meade“ in der Freshwater-Bai vor Anker liegen. Mr. Goldie kam zu uns an Bord und erzählte uns, daß er eine Lagune entdeckt und dieselbe Alice Meade-Lagune genannt habe. Bei unserer Heimreise besuchte sie unser Kapitän und sagte, daß sie wol Eingang für kleine Schiffe böte und solche dort bei südöstlichen Winden sicher liegen könnten, die Schwierigkeit aber wäre hineinzugelangen, da, nach den Berichten der Eingeborenen, heftiger Seegang davor herrscht. In der Freshwater-Bai gibt es keine Dörfer, nur wenige Häuser finden sich vereinzelt hier, die von den Eingeborenen bei Fischzügen benutzt werden.

Den Kaurepinu-Fluß hinauf hatten die Eingeborenen aus Port Moresby drei Tage lang zu gehen, um zum Dorfe Moveave zu gelangen, das am Fuße eines Berges liegt, den wir bei unserer Rückreise sahen und Chapman-Berg benannten. Er liegt 60 km nordöstlich von den kleinen Inseln in der Bucht und ist ungefähr 2450 m hoch; ein runder Kegel auf der Westseite, drei Spitzen mit einem Sattel dazwischen im Osten und dann ein runder Gipfel. Die Stämme im Inland und die an der Küste führen beständig miteinander Krieg. Von Moveave holen sich die Eingeborenen von Port Moresby Sago und die verschiedensten Nahrungsmittel, von deren dortigem Ueberfluß sie nicht genug zu erzählen wissen. Die Bewohner daselbst sind schwarz mit wolligem Haar und keine Menschenfresser; sie haben schöne große Tempel.

Längs der Küste, 8 km vom Kaurepinu, zieht sich der Karama-District mit drei Dörfern hin. Ihre Bewohner stehen bei unserer eingeborenen Mannschaft in so schlechtem Ruf, daß sich dieselbe in die Matrosenkajüte versteckte, als wir uns den von der Küste uns entgegenfahrenden Canoes

näherten, und den Steuermann bat, die Luken zu schließen. Da wir sahen, daß alle in den Canoes mit Keulen, Pfeilen und Bogen bewaffnet und die Bogen zum Schuß bereit waren, hielten wir es für gerathen, uns nicht mit ihnen einzulassen, sondern, nachdem wir ihnen einige Geschenke gegeben, sofort weiter nach Namai und Silo zu dampfen.

Unsere Eingeborenen waren aus letzterm Orte, wir wurden daher, als wir mit ihnen landeten, wie wirkliche Freunde empfangen, und die in unserer Begleitung Heimgekehrten priesen uns bei den Ihrigen als große Friedensfürsten: „Groß, wie die Sonne in ihrer höchsten Pracht, wie der Vollmond, wenn er im Zenith steht." Wir wurden erst nach dem Tempel, dann durch das ganze Dorf geführt, damit alle die großen Personen sähen, die ihre Freunde heimgebracht, in einem Schiffe, „das ohne Wind fahren kann und geradeaus, und hierbei selbst starken Wind ausbläst." Bei unserm ersten Besuch verschafften wir uns den Hut der Göttin Kaevakuku, bei dem zweiten versuchten wir zwei Götzenbilder, Semese und Tauparau, anzukaufen; aber die Leute wollten sich um keinen Preis von ihnen trennen. Als wir in einem der Dörfer des Silo-Districts zum Tempel geführt wurden, bestanden die Frauen und alle diejenigen, welche sich nicht dem heiligen Orte nähern dürfen, darauf, daß wir in einiger Entfernung davon auf eine Matte niederhockten, damit sie uns ordentlich betrachten könnten. Bei unserer Rückkehr erhielten wir große Geschenke an Sago, und die Leute halfen uns unser Schiff mit Holz zu versehen.

In einiger Entfernung von der Küste erhebt sich eine schöne Hügelkette, die sich von der Frischwasser-Bai bis hinter Pier-Point ausbreitet; wir nannten sie Ingham-Hills. Zwischen der sandigen Erhöhung an der Küste, auf welcher die Dörfer gebaut sind, und dem Fuße der Hügel ist ein breiter Sumpf, der mit Sagopalmen bedeckt ist. Die Häuser sind klein und niedrig gebaut, nicht auf Pfählen wie weiter im Osten.

Als wir um den Cupola herum nach Pier-Point fuhren, trafen wir verschiedene Canoes mit Eingeborenen, die laut nach Piri riefen. Sie waren aus dem Dorfe Pesi, das in der kleinen Bucht liegt, in welche der Fluß Vaibada sich ergießt. Weiter hinauf liegt an diesem Flusse Opao, ein District von mehrern Dörfern, in denen man Sago und alle Arten Nährpflanzen baut. Auch diese Leute sind keine Menschenfresser und gehören zu derselben Rasse wie die in Port Moresby.

An Pesi schließt sich der Kerema-District an, der aus drei Dörfern besteht, die uns alle freundlich gesinnt sind; wir konnten aber des niedrigen Wasserstandes wegen nicht landen. Unsere Steuerleute erzählten uns, daß das Land tiefer hinein sehr sumpfig sei. Dem Kerema-District folgt der Keuru-District mit drei Dörfern, die sich etwas tiefer ins Innere des Landes erstrecken. In diesem Districte gibt es keine Flüsse; die auf der Karte gezeichneten Mündungen sind nur Salzwasserbuchten, die sich im Mangrovesumpfe verlieren. Die Bewohner sollen schlecht und falsch sein und man rieth uns sehr, uns von ihnen fern zu halten; aber da wir bei unserer Rückkehr knapp an Feuerungsmaterial waren, warfen wir in der Nacht eine Strecke davon Anker, in der Absicht am Morgen ans Land zu gehen und zwei Bootsladungen Holz einzunehmen. Als wir morgens um $\frac{1}{2}$3 Uhr die Muschelhörner blasen hörten und überall längs der Küste Lichter auftauchen sahen, hielten wir es doch für besser, den Anker zu heben und nach Silo zu unsern Freunden zu eilen, um uns lieber dort mit Holz zu versorgen. An der Westseite des Maclatchie-Point liegt Vailala, ein ausgedehntes Dorf oder vielmehr eine Reihe von Dörfern mit mehrern sehr großen Tempeln. Die Leute waren sehr aufgeregt und folgten uns bewaffnet in großer Anzahl. Als wir aus einem der Tempel herauskamen, trat der alte Häuptling aus Port Moresby dicht an mich heran und agte: „Tamate, hier ist kein Häuptling, nur unnütze Burschen

treiben sich herum; ich halte es für besser, wieder auf das Schiff zu gehen.“ Da ich seinen Rath wohl verstand, kehrten wir schnell zum Schiff zurück.

Vailala ist auf einer Landzunge erbaut; auf der Westseite ergießt sich ein breiter Fluß, den wir Annie benannten, ins Meer; im Osten ist die See. Zwei an diesem Fluß gelegene Districte, Heran und Keuru, umfassen viele große, reichbevölkerte Dörfer. Die Eingeborenen sollen sehr starke Leute sein, Männer wie Frauen, und so hellfarbig wie die östlichen Australier; die Elephantiasis scheint viel unter ihnen zu herrschen; sie sind keine Menschenfresser. Das Hinterland ist sehr sumpfig; Sago und alle Arten Früchte gedeihen so reichlich wie in den andern Districten des Innern. Nahe der Küste erstrecken sich einige niedrige Hügel.

Auf der Westseite des Flusses, 6 km längs der Küste, zieht sich Woody-Hill hin. Die ins Meer hinausragende Spitze ist bei den Eingeborenen unter dem Namen Aumana bekannt; jenseit der Bai liegt der große District Orokolo, der die sechs Dörfer Namea, Haremamu, Kaeva, Kamu, Marea, Huku und Kavara umfaßt. Wir nannten die Bucht Orokolo-Bai; sie erstreckt sich von der Aumana-Spitze 1 km weit bis zur Treachery-Spitze. Unsere Eingeborenen von Port Moresby riethen uns, hier nicht anzulegen. Als wir in die Bucht einfuhren und uns den Dörfern näherten, waren wir bald von einer großen Zahl stark bemannter und gut bewaffneter großer Doppelcanoes umgeben. Da die Sache nicht besonders friedlich aussah, die Bogen schußfertig gehalten wurden und die Leute sich auf den mit den Canoes verbundenen Auslegern aufstellten, hielten wir es für besser nach Vertheilung einiger Geschenke uns schnell davonzumachen. „Volldampf!“ hieß es und bald waren die uns begleitenden Boote außer Sicht. Auf der Heimkehr besuchten wir wieder die Bucht, und als sich uns ein paar unbewaffnete Boote näherten, ließen wir die Insassen an Bord kommen und verbrüderten

uns mit ihnen. Als wir aber zwei große Doppelcanoes bemerkten, von denen das eine zu unserer Linken, das andere zu unserer Rechten zu gelangen suchte, und unsere Eingeborenen Zeichen wahrnahmen, die zwischen den verschiedenen Booten ausgetauscht wurden, riethen sie uns aufzupassen und uns schnell jener falschen Burschen zu entledigen. Wir riefen letztern zu, sie sollten sich beeilen fortzukommen, da wir weiter wollten; sie zögerten aber noch einige Zeit, bis wir die Anker gelichtet. Sie leben anscheinend in tödlichem Streit mit allen Eingeborenen aus dem Port Moresby-District, weil einer ihrer Häuptlinge, der in einem Boëra-Canoe nach Maiva fuhr, bei seiner Landung dort ermordet ward. Die Eingeborenen von Orokolo halten die Boëraner für die Schuldigen, sie haben Rache gelobt und wollen nicht eher Frieden geben, bis viele Köpfe dafür gebüßt haben.

Bei den Dörfern entlang dampften wir durch ein trübes Fahrwasser, das von einem großen Fluß herrührt, der sich eigentlich im Innern verliert und die See nur durch verschiedene große Kanäle oder Arme erreicht, die theils in den Meerbusen, theils westlich davon einmünden. Der erste Mündungsarm heißt Alele und an ihm liegt in kurzer Entfernung aufwärts der aus drei großen Dörfern bestehende District Jare. Die aus dunkel- und hellfarbigen Eingeborenen bestehende Bevölkerung gehört zu den Kannibalen. Auf dem östlichen Ufer liegt der District Muro, welche über alle Beschreibung reich an Sago und andern Nährpflanzen ist.

Das westliche Ufer des Alele erstreckt sich bis zu einer Spitze, die wir Treachery-Point (Verräther-Spitze) nannten, wegen eines Versuchs der dortigen Bewohner, unsere holzladenden Leute zu überrumpeln. Nachdem wir bei Orokolo vorüber waren, trafen wir, soweit wir kamen, keine Dörfer mehr an der Küste an; aber Eingeborene aus dem Innern kommen zeitweise den Fluß oder die Kanäle herunter, um an

dieser Küste zu fischen. Unser Matrose ging mit fünf Leuten im Boote ans Land, um Holz zu fällen. Als sie damit beschäftigt waren, kam ein Eingeborener durch den Sumpf heran, that sehr freundschaftlich und versuchte sie zum Mitgehen ins Innere zu bewegen, um Kokosnüsse zu holen; da niemand auf ihn hörte, verschwand er. Bald jedoch sah man einige unbewaffnete Eingeborene den Strand entlang kommen, und nicht lange, so erspähte man im Dickicht des Waldes eine bewaffnete Abtheilung von ungefähr 50 Mann. Unser Matrose rief seinen Leuten zu, sich eiligst ins Boot zu begeben, es gelang ihnen dies auch, aber die unbewaffneten Eingeborenen stürzten ihnen nach, um sich des Bootes zu bemächtigen, während die andern ihre Bogen spannten. Doch glücklich wurde das Boot flott und bald aus dem Bereich seiner Angreifer hinausgerudert. Von Treachery-Point nach Bald-Head sind auf den Karten die Osteingangsinseln und die Westeingangsinseln gezeichnet, dieselben existiren aber nicht mehr; vielleicht haben sie sich mit dem Festlande verbunden, vielleicht hat die Gewalt des Wassers sie fortgespült. Zwischen Treachery-Point und Bald-Head sind vier Mündungen, von denen die Eingeborenen sagen, daß sie Arme eines tief im Innern fließenden Stromes seien. Sie geben hierüber folgende Erklärung.

Der erste und wasserreichste Arm heißt Aivei, welcher eine kurze Strecke im Innern eins mit dem Alele ist. Nicht weit von der Mündung liegt an diesem Flusse das große Dorf Maipua, dessen Bewohner schwarz sind und wolliges Haar haben und solche Kannibalen sind, daß sie Menschenfleisch, roh oder gekocht, jeder andern Nahrung vorziehen. — Der zweite Mündungsarm heißt Panaroa; er trennt sich schon lange vorher vom Hauptfluß. An seiner Mündung wachsen ungeheuer viel Kokosnüsse, Zuckerrohr und Taro; seine Ufer sind jedoch unbewohnt, weshalb er auch nicht von den Port Moresby-Eingeborenen befahren wird. — Der dritte Arm,

der lange, tiefe und breite Urita, trennt sich schon weit im Innern von dem Hauptstrom. Nach zweitägigem angestrengten Hinaufrudern auf dem Urita erreicht man den Kailu-District, dessen Bevölkerung, ganz schwarz mit wolligem Haar, ebenfalls aus Menschenfressern besteht. In reicher Menge wachsen hier Sago und alle andern Früchte. Westlich von Kailu liegt ein anderer stark bevölkerter District Kerepenairu. Die Berge sind sieben Tagereisen von Kailu entfernt. In allen Districten bekriegen sich die Eingeborenen untereinander.

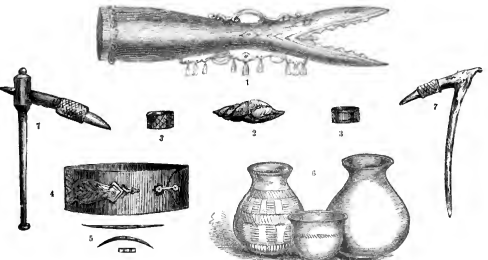
Der vierte Mündungsarm, Airai, ist groß, breit und tief. Zwei Tage angestrengten Ruderns führen nach Ukerave, einem ausgedehnten District mit schwarzen Einwohnern, die alle Menschenfresser sind. Auch dieser District ist reich an Sago und einheimischen Nährpflanzen. Die Eingeborenen sind mit denen von Port Moresby sehr befreundet. An allen Sandbänken kann man frisches Wasser erhalten.

Bei Bald-Head, an der Ostseite, erblickt man die Mündung eines großen Flusses, des Maivau. Als wir an demselben vorüber waren, sagte uns unser alter Häuptling, daß wir nun die Grenze des Elema-Districts, den entferntesten Punkt, den sie an der Küste kennen, erreicht hätten. Er und sein Volk fahren den Maivau hinauf, um aus Dörfern, die tief im Innern liegen, Sago zu holen. Sie verlassen Port Moresby mit ihren großen Handelsbooten im September, während der Südostpassatwind am stärksten weht, und fahren dann, nach mehrern auf der See verbrachten Tagen und Nächten, in die Mündung dieses Flusses hinauf, um nach sieben Tagen ihre Freunde zu erreichen; auf der ganzen Strecke ist der Fluß tief und breit. Die Eingeborenen sind schwarz, mit wolligem Haar, Backen- und Schnurrbärten; sie sind sehr freundlich, aber schreckliche Kannibalen, die ihre Freunde von Port Moresby auslachen, weil dieselben so delicate Nahrung wie Menschenfleisch nicht essen. Sie haben gut gebaute Häuser und große Tempel, glauben fest an die Macht ihrer

Götter Kaevakuku, Semese und Tauparau. Solange der Südostmonsun weht, verweilen die Bewohner von Port Moresby dort, schlagen Holz und bauen sich große Boote, die sie an ihre alten anbinden. Manchmal haben sie so bis zu funfzehn aneinander befestigt, die ein sehr großes und merkwürdig aussehendes Floß bilden. Sobald der Nordwestpassat einsetzt, laden sie ihren Sago ein, besuchen den Tempel Kaevakuku's, um Opfer zurückzulassen, dann sagen sie ihren Freunden Lebewohl, fahren zur Küste hinab, nehmen dort Bedarf an Taro, Kokosnüssen und Zuckerrohr ein und kehren mit dem starken Nordwest nach Port Moresby zurück. — Wir versuchten in Deception-Bai einzulaufen, da aber das Wasser zu flach war, mußten wir davon abstehen und warfen vor der Bai in tiefem Wasser für die Nacht Anker. Abends erblickten wir weit im Innern in die Wolken hinaufragend undeutlich eine lange Gebirgskette, und weiter westlich nach Aird zu drei Spitzen. Als wir auf der Rückfahrt am frühen Morgen bei schönem klaren Himmel nach Bald-Head kamen, erkannten wir diese Gebirgskette ganz deutlich; wir gaben ihr den Namen Sir Arthur Gordon-Kette. Sie liegt 60—80 km im Innern hinter dem flachen Lande, das sich zwischen Maclatchie-Point und Bald-Head erstreckt; den Kegel am westlichen Ende benannten wir Chester-Berg.

Wir erkannten, daß die drei westlich von der Gebirgskette und zwischen dieser und Aird-Hill gelegenen Bergspitzen drei besondere Berge waren, und benannten von diesen den fast nördlich von Bald-Head gelegenen Gill-Berg, den von Bald-Head nordnordwestlich gelegenen Alexander-Berg und den höchsten der drei, der im Nordwesten von Bald-Head gelegen, Charlton-Berg. Sie schienen uns jeder allein für sich zu stehen und nicht durch Bergrücken miteinander verbunden zu sein.

In den Orten hinter Maiva gehen Männer wie Weiber sehr wenig bekleidet; nur die jungen Männer sowie die



Geräthe und Schmucksachen.

1. Trommel, mit Iguanahaut überzogen. — 2. Muschel-Kriegstrompete. — 3. Rohr- und Haar-Armbänder. — 4. Pfeilhalter aus harter Baumrinde. — 5. Nasenzierathe. — 6. Thongefäße. — 7. Steinerne Tomahawks.

S. 123.

Mädchen etwas mehr. Zum Kopfputz werden vielfach Muscheln verwandt; die kleinern werden zurechtgeschnitten, durchbohrt, aufgezogen und ums Haar befestigt; die größern werden geschnitten und abgerundet, und nachdem geschmackvoll geschnittene Schildkrötenschalen in die Höhlung gelegt sind, werden die größern auf der Stirn, die kleinern auf den Schläfen getragen. Ihre Halsketten sind ebenfalls aus Muscheln, ihre Ohrringe prachtvoll aus Schildkrötenschalen verfertigt. Ihr Nasenschmuck besteht auch aus Muscheln, oft im Umfang von $2^1/_2$ cm im Durchmesser. An den Armen tragen sie breite Muschelarmbänder, um den Leib aus Baumrinde kunstgerecht geschnittene Gürtel, einige der jungen Stutzer trugen feste Binden von einheimischem Stoff, der aus der Rinde des Maulbeerbaums gemacht und hübsch gefärbt wird; wollte man das feste Einschnüren der civilisirten Völker mit der Tracht dieser Wilden vergleichen, so würden letztere sicher hierin die Palme davontragen. Sie bemalen ihr Gesicht mit schwarzen, weißen, rothen und gelben Streifen. Wenn sie trauern, malen sie sich ganz schwarz und tragen fein in Netzarbeit gearbeitete Kragen. Wenn sie sehr tiefe Trauer haben, so umwickeln sie sich mit einem sehr festen geflochtenen Stoff, der vom Hals bis zu den Füßen so knapp anliegt, daß es ihnen nicht möglich ist, ordentlich zu gehen. Ueberall längs des Golfs wachsen Nährpflanzen in reicher Fülle und selbst auf der Yule-Insel dürfte es keine Kokosnußhaine geben, die sich mit denen in Maiva vergleichen lassen; überall ist großer Reichthum an Sagopalmen, Yams und Zuckerrohr. Wohin man geht, erblickt man Brotfruchtbäume und weit ausgedehnte Bananenpflanzungen.

Während des Nordwestmonsun kommen die Golfbewohner gen Osten nach dem Port Moresby-District mit Schiffen voll Sago und kehren heim beladen mit Töpferwaaren, Armschienen, Halsbändern, Muschelkopfputz, Tomahawks, Messern, Perlen und rothem Tuch; im September oder später erwidern

die Eingeborenen aus Port Moresby den Handelsbesuch, um ihnen frische Zufuhr an Töpferwaaren u. s. w. zu bringen, wogegen sie wieder Sago, einheimische Nährpflanzen und Canoes austauschen und beim Beginn des Nordwestpassat heimkehren. Ein sehr großer Handel wird im Golf noch durch Fremde mit Sago und Kopra betrieben.

In allen Dörfern westlich von Maiva sahen wir über den Gräbern der Todten breite Sandwälle und auf denselben oder dicht daneben kleine Häuser errichtet, in denen die nahen Verwandten schlafen, um bei ihren verstorbenen Freunden zu wachen.

Sie sprechen einen andern Dialekt als die Eingeborenen von Port Moresby; doch besuchen sie sich gegenseitig so häufig, daß diese Sprachverschiedenheit beim Reisen keine Schwierigkeiten macht.

Ueber Motumotu hinaus sind die Eingeborenen viel dunkler, nur wenige unter ihnen sind hellfarbig. Ihre Art der Begrüßung ist die polynesische, indem sie die Nasen aneinander reiben, und es machte uns gerade kein Vergnügen, wenn wir einem zärtlichen Häuptling begegneten, der zur Feier des Tages oder vielleicht in eben angelegter Trauer sein Gesicht mit Farbe beschmiert hatte, die noch naß war, und nun darauf bestand, die Nasen aneinander zu reiben.

Das Volk von Port Moresby behauptet mit den Golfeingeborenen gleichen Ursprungs zu sein. Zwei Männer entsprangen der Erde, Kerimaikuku und Kerimaikape, aber keine Frau; eine Hündin war ihre einzige Gesellschaft. Da sie sich Kinder wünschten, wurde ihnen ein Sohn und eine Tochter geboren. Als diese beiden erwachsen waren, heiratheten sie einander und da ihnen Kinder geboren worden, bezifferte sich die Zahl der Eingeborenen auf vierzehn. Nun trennten sie sich; zwei gingen direct zurück in die Berge und von ihnen entsproß der große Koiari-Stamm; zwei gingen nicht so tief ins Innere des Landes, sondern wohnten in der

Niederung, und ihnen entsproß das Geschlecht der Koitapuans, ein Geschlecht von Zauberern; die übrigen gingen alle nach Elema, wo sie während mehrerer Generationen verblieben. Da entstand zwischen zwei Brüdern ein Streit; der jüngere zog mit großem Anhang gen Osten und als er nach Taurama (Pinnacle-Point) gelangte, beschloß er sich dort anzusiedeln. Als er fortzog, sagte ihm die Göttin Kaevakuku: „Geh und gedenke mein, beim Tanz, beim Fest, beim Pflanzen und Ernten; stets gedenke mein und ich werde dich beschützen!" Das Gleiche sprachen zu ihm Semese und Tauparau. An einem Festtage ziehen Gesellschaften in den Busch, um sich mit Blättern verschiedener Art zu putzen und mit geschmückten Stäben kommen sie ins Dorf, Kaevakuku darstellend.

Die Götter leben in Elema, wo ihnen zu Ehren Tänze und Festlichkeiten veranstaltet werden; Hymnen und Lieder werden zu ihrem Preise angestimmt, ihre Priester und Tempel sind heilig und kein Weib noch Jüngling darf sich ihnen nahen. Wenn jemand erkrankt ist, wird dem Götzenbild Speise dargebracht und Gebete werden angestimmt, damit der Kranke gerettet werde. Sowie die Boote aus Port Moresby in Elema ankommen, begeben sich ihre Führer sofort in den Tempel, breiten Armringe, Töpferwaaren u. dgl. opfernd aus, ebenso machen sie vor Antreten ihrer Rückreise dem Tempel einen Besuch, um neue Opfer darzubringen und hierbei guten Wind und glückliche und schnelle Heimkehr zu erflehen. Wenn ihre Priester vernachlässigt werden, sind die Götter sehr beleidigt. Der Mittelpfosten eines jeden Hauses ist Kaevakuku geweiht, hier wird ihr bei jedem Feste ihr Antheil an den Speisen zuerst dargebracht. Die ersten Früchte gehören ihr; jedes Pflanzen ist unnütz, wenn nicht die Götter es segnen. Die Sonne gehört Kaevakuku; Regen, Blitz und Donner Semese und Tauparau. Als wir uns in Vailala aufhielten, wurde Semese's Tempel geschlossen und er gefangen gehalten, bis ein großer Tanz und ein Fest, das

bald stattfinden sollten, beendet wären, dann erst sollte er in Freiheit gesetzt werden, um in die Berge zu gehen und dort nach Belieben mit Blitz, Donner und Regen zu schalten.

In Port Moresby und andern Küstenorten haben sie manche Zaubermittel, die sie beim Pflanzen, Fischen u. s. w. benutzen. Sie erhalten dieselben aus Vailala, wo die Götter sie gesegnet haben. Kaevakuku wird dargestellt durch eine große Figur aus Weidengeflecht, ihr Hut ist breit und ähnelt in der Form einer wilden Ananas; wenn sie in schwierigen Dingen befragt wird, gibt sie Antwort, indem sie den Kopf schüttelt oder unbewegt bleibt. Eine Partei, die in den Kampf ziehen will, wird zuvor mit einer Opfergabe in den Tempel gehen und fragen, ob sie kämpfen soll oder nicht und ob die Göttin ihnen Beistand gewähren will? Ist es ihr recht, so schüttelt die Göttin den Kopf, sonst rührt sie sich nicht. Semese und Tauparau werden aus Holzblöcken gemacht, sie stehen außerhalb einiger Tempel und an allen Pfosten, die von der Mitte aus entlang laufen.

Die Eingeborenen von Port Moresby glauben, daß die Seele, sowie sie den Körper verläßt, nach Elema sich begibt, wo sie für immer mitten unter Speisen und Betelnüssen verweilt und ihre Tage und Nächte in endloser Freude mit Essen, Betelkauen und Tanzen verbringt. Die Seelen schlechter Menschen werden nach Poava und Idia, zwei kleine Inseln nahe von Boëra, verbannt, wo sie so lange bleiben müssen, bis die Göttin nach ihnen sendet.

Ich möchte hier einige Winke für Seeleute über die Küste von der Bramble-Bai nach dem Possession-Cap anfügen, die vom Kapitän des „Ellengowan" herrühren.

Der beste Landungsplatz ist westlich von der Maclatchie-Spitze, wo die ersten Küstendörfer liegen. In ungefährer Entfernung von 25—30 Seemeilen vom Lande wird man bei klarem Wetter die hohe Bergkette, Sir Arthur Gordon-Range

genannt, erblicken, mit den drei Bergen westwärts. Sie sind nicht zu verkennen, da sie wie drei Inseln erscheinen; die beiden östlichern sind sehr zackig, der mittlere ist von Bald-Head ungefähr 35′ Nordnordwest. Wenn man sich dem Lande nähert, kann man leicht erkennen, ob man sich östlich oder westlich von der Maclatchie-Spitze befindet, da westlich von Flat-Top und Woody-Hill kein Hochland nahe der Küste existirt, sondern nur flaches Land. Die Ost- und Westeingangsinseln waren nicht ausfindig zu machen. Wenn man nahe ans Land herangehen will, ist das Senkblei ein sicherer Führer. Das Wasser wird sehr allmählich nach dem Ufer zu flach; nirgends zwischen Bald-Head und Cliff-Point wird es mehr als einen Faden per Meile seichter, ausgenommen bei den Flußmündungen; an diesen ist es nöthig, in einer Entfernung von 3 Meilen vorüberzufahren. Der Alice Meade-Hafen, von welchem Goldie berichtet, kann nur von sehr kleinen Schiffen von nicht mehr als 6 m Tiefgang benutzt werden und man sollte den Zugang in den Hafen nicht bei schlechtem Wetter versuchen, da eine Strecke dort nur eine Tiefe von 4 m hat und heftige Brandung bildet.

Zwischen Cliff-Point und dem Dorf Jokea (North West Hill) fand man dicht am Ufer eine Tiefe von 5—6 Faden; hier flacht sich das Wasser schneller ab; bei dem Coombes-Fluß ist eine Tiefe von 4 Faden bis in eine Entfernung von 180 m von der Sandbank, wo die Tiefe 2 m beträgt; hat man das Dorf Jokea passirt, so muß man sich in einer Entfernung von 2 Meilen vom Ufer fern halten, bis in die Nähe von Possession-Cap, um das sehr seichte Wasser zu vermeiden. Die Sondirungen an den andern Theilen der Küste sind ganz genau angegeben.

Fünftes Kapitel.

Der Kabadi-District.

Manumanu. — Wunsch nach Lehrern. — Die Skittle-Rocks. — Der Aroa-Fluß. — Dörfer der Eingeborenen. — Guter Empfang. — Sitten der Eingeborenen. — Naturproducte. — Der Enona-Fluß und der Varemenana-Fluß. — Ungesunde Gegend. — Hängematten. — Sagen der Eingeborenen über den Ursprung der Menschen und der Flut.

Sonnabend 31. Juli 1880 verließen wir Port Moresby, um nach Boëra zu gelangen und von dort am nächsten Morgen nach der Redscar-Bai aufzubrechen. Als wir schon im Boot saßen und im Begriff waren, nach dem Riff oberhalb Boëra überzusetzen, erhielten wir Kunde von einem Angriff, der in Aroma auf eine chinesische Dschonke gemacht worden war, bei dem sieben Chinesen ermordet wurden. Darauf hin beschlossen wir uns sofort nach dem Orte zu begeben, wo die Gewaltthätigkeit stattgefunden, um die in der Nachbarschaft wohnenden Lehrer aufzusuchen; zu unserer großen Beruhigung trafen wir dieselben sicher und gesund an. Wir wendeten nun unsern Curs nach Boëra, das wir am 10. August erreichten, und begaben uns am nächsten Morgen auf den beabsichtigten Ausflug nach der Redscar-Bai. Die Nacht verbrachten wir in Manumanu inmitten von Mosquitos und widrigen Gerüchen. Der Ort zählt ungefähr 300 Einwohner, die zum Motu-Stamme gehören, deren Aeußeres gesund und stark ist, weit besser als ihre Nachbarn in Boëra und Port Moresby, obgleich das Dorf an der Mündung zweier großer Flüsse und

umgeben von ausgedehnten Mangrovensümpfen gelegen ist. Kinder sind zahlreich und man kann sie sich nicht fröhlicher und lebhafter wünschen.

Als vor ungefähr 40 Jahren in Hanuabada (Port Moresby) große Unruhen waren, wanderte ein großer Theil der Bewohner aus, von denen einige sich in Boliapata, die andern hier niederließen. Die Häuser sind hoch und stark, und da man Bauholz so nahe hat, auch weit besser gebaut als irgendwelche der benachbarten Ortschaften. Die Frauen verfertigen viel Töpferwaare.

Unser Besuch war der erste, der diesem Orte seit der Abreise der Lehrer im Jahre 1873 gemacht ward. Der alte Häuptling Naimi fragte uns, was er denn verbrochen hätte, daß man ihn so kalt behandelt habe? Wäre er nicht der Erste gewesen, welcher Lehrer bei sich aufgenommen hätte? Hätte er nicht dazu beigetragen, daß die Lehrer an der Küste bekannt wurden? Hätte er einen von ihnen getödtet? Wäre er nicht, als einige Eingeborene aus Furcht vor Krankheit die Lehrer tödten wollten, zu ihrer Rettung dazwischen getreten? — Ich antwortete: „Ja, das ist alles so, wie du sagst, aber euer Ort ist von Sümpfen umgeben, sodaß Fremde hier nicht leben können und in der kurzen Zeit, daß die Lehrer bei euch wohnten, eine ganze Zahl starb." — Er erwiderte: „Höre mich an, Tamate; das war in einem Jahre, wo viel Krankheit herrschte; wir alle waren krank, alt und jung; die Fremden kamen und auch sie wurden krank; einige von ihnen starben, aber sind an andern Orten nicht auch welche gestorben? Unser Ort ist nicht so ungesund wie du glaubst!" — Der alte Häuptling begleitete uns nach Kabadi, und während der ganzen Zeit, die er mit uns zusammenblieb, war dies seine beständige Klage. Er sagte oft: „Ich, der ich die Thür öffnete, bin unbedeckt gelassen; andere sind glücklich!"

Die Karten über diesen Theil der Küste sind ungenau. Galley-Reach ist eine Salzwasserbai; östlich davon ist ein

großer Einschnitt, die Mündung des Veoru (Brown), der im Kapele-District entspringt und nahe am Fuße des Owen Stanley, an der Gebirgskette entlang, durch ein sehr sumpfiges, wenig bevölkertes Land fließt. Oestlich davon ist die Mündung des Vanapa (Laroki), dessen Quellen in den Eikiri- und Sogeri-Districten liegen. In geringer Entfernung von der See stoßen beide Flüsse zusammen, um sich in zwei Armen ins Meer zu ergießen. An der westlichen Seite der Mündung liegt Morabi, eine für Anpflanzungen sehr geeignete Gegend, die auch durch die Eingeborenen von Manumanu viel cultivirt wird.

Am nächsten Morgen verließen wir Manumanu und segelten hinaus, bei den Kekeni- oder Skittle-Felsen vorüber, die nach der heimischen Tradition weit aus dem Innern den Fluß hinab geschwommen sind. An der Mündung machten sie halt und wollten nicht weiter, obgleich die dadurch in Gefangenschaft gerathenen Fische, die gern ins Meer gelangen wollten, sie oft dringend darum baten und hart bedrängten. Endlich beschlossen eine Menge großer Fische, sich den Ausgang zu erzwingen, und begannen den Grund des Berges anzufressen; da aber, ehe sie sich durchgebissen, kam eine große Flut und trieb die Kekeni-Felsen fort, dorthin, wo sie heute noch stehen.

Indem wir den größten der Skittle-Felsen rechts liegen ließen und gerade auf die Westecke des Einschnittes steuerten, fanden wir einen prächtigen Eingang in den Aroa-Fluß. Toutu ist der Name der andern Flußmündung, sodaß Mr. Gill also doch recht hat. Der Aroa ist breit und wimmelt von Alligatoren; ungefähr 15 km von seiner Mündung ergießt sich in ihn der Akevailui. Oberhalb dieses Zusammenflusses ist der Aroa sehr seicht, doch hatten wir trotzdem keine Schwierigkeiten, den Fluß hinaufzufahren. Während sich nahe der Mündung große Sümpfe mit Mangroven und Sagopalmen ausbreiten, wurde ein paar Meilen weiter hinauf

das Land sehr fruchtbar und fanden wir oberhalb jenes Zusammenflusses an beiden Ufern wohlgepflegte Pflanzungen, die sich bis zu den zwölf Dörfern erstreckten, welche den Kabadi-District bilden, der in einem schönen Flachland gelegen ist.

In dem größten der Dörfer, Keveo, residirt der Oberhäuptling des ganzen Districts, Naimiarua, welcher über alle Dörfer gebietet. Er ist ein schöner, gutherziger, väterlich gesinnter Mann; er besitzt ein großes schönes Rathhaus, das gut gebaut und prächtig ausgestattet ist. Die Dörfer werden jeden Morgen gefegt; durch die in großer Anzahl wachsenden Kokos- und Betelnußbäume sind sie an den heißesten Tagen kühl und angenehm. Die Häuser sind sämmtlich sauber gegehalten, die der Wohlhabenden zeichnen sich durch große bedeckte Verandas an der Frontseite aus, ganz verschieden von allem, was ich bisher gesehen. So viele Districte ich auch auf Neuguinea besucht habe, bin ich doch nirgends so freundlich wie hier von den Eingeborenen aufgenommen worden.

Als wir den Fluß hinauf fuhren, kamen die Leute in großer Menge herbei, um das erste Boot und die ersten Fremden, die jemals zu ihnen gekommen, anzustaunen. Der alte Häuptling des Dorfes Ukaukana, Naimieru, begrüßte uns bei der Landung; er ist ungefähr 55 Jahr alt, ein hübscher, klug aussehender Mann, dessen Gesichtsausdruck besagt, es sei besser, ihn zum Freunde als zum Feinde zu haben; uns war er ersteres, indem er uns wahrhaft freundschaftlich behandelte. Er räumte uns sein Rathhaus zum Wohnen ein und erlaubte uns, an seinem Herde zu kochen, wo seine Frau die Oberaufsicht führte, die, wie wir bezeugen können, schmackhafte Gerichte, besonders einen vorzüglichen Pudding zu bereiten verstand. Sie ist eine sehr reinliche, gewandte Person, aber von heftigem Temperament. Die Leute brachten uns täglich gekochte Speisen, so viel, daß wir trotz unserer

großen Zahl nicht alles verzehren konnten. Im Rathhaus gab man uns ein Galaessen; alle saßen in Gruppen von sechs bis sieben Personen um das Haus herum, in der Mitte jeder Gruppe waren die verschiedenen Speisen ausgebreitet, von denen alle zulangten. Nach dem Essen wurden Betelnüsse herumgereicht, dazu mit Pfeffer und Kalk gefüllte Kürbisschalen; alle kauten und schwatzten. Meine Reisetasche setzte sie sehr in Erstaunen, ihr Inhalt wurde mit großem Interesse gemustert, da sie noch nie vorher Nadeln, Schere, Zwirn gesehen hatten; am meisten aber bewunderten sie den kleinen Kasten, der nach Aussage der Port Moresby-Eingeborenen Dinge enthielt, die Wege, Wind, Höhen und Wetter anzeigen Ich öffnete den Kasten, und indem ich Barometer, Thermometer und Kompaß zeigte, versuchte ich ihnen deren Gebrauch zu erklären. „Mach zu, mach schnell zu, thue es fort, nur schnell fort, wir werden sonst alle krank!“ Ich that ihnen den Willen, indem ich ihnen versicherte, daß keine Krankheit dadurch entstehen würde.

Besucher, die auf die Kunde von der Ankunft der weißen Männer aus dem Naara-District eingetroffen, wurden ebenso gastfreundlich wie wir bewirthet; die Bitte ihres Häuptlings, ihn nach seiner Heimat zu begleiten, mußte ich ablehnen.

Die Männer im Kabadi-Lande haben die gleiche Tracht wie die Golfeingeborenen, während die Frauen sich mit niedlichen Unterröcken aus dem Laub der Sagopalme, roth, gelb, braun und schwarz gefärbt, bekleiden; die jungen Frauen benutzen zu ihrem Schmuck verschiedene Muschelsorten. Die Frauen rasiren sich nicht die Kopfhaare ab, wie es längs der Küste üblich ist, sondern lassen das Haar lang wachsen und binden es oben auf dem Scheitel zusammen. Wenn die Töchter der Häuptlinge 12 oder 13 Jahr alt sind, müssen sie 2—3 Jahre ganz im Hause bleiben; unter keiner Bedingung ist es ihnen erlaubt, dasselbe zu verlassen, und sind die Häuser so beschattet, daß kein Sonnenstrahl die

Mädchen treffen kann. Wenn dann der Augenblick gekommen ist, sie in die Gesellschaft einzuführen, so wird ein großes Fest veranstaltet, zu welchem die jüngern Leute der ganzen Nachbarschaft eingeladen werden. Vor dem Hause wird das Mahl hergerichtet, und sobald die junge Dame heruntergestiegen, werden die Speisen vertheilt. Nach dem Essen beginnt der Tanz; die während der letzten Jahre Eingeschlossene mischt sich unter die Menge und wählt sich einen Verehrer, indem sie ihm eine Betelnuß überreicht. Jetzt darf sie, wie alle andern Mädchen im Ort, ganz nach ihrem Belieben umhergehen.

Längs des Flusses sind Fähren in regelmäßigem Verkehr; stets sind Männer und Frauen bereit, jemand überzusetzen.

Dem Hund, der uns begleitete, wurde viel Ehre erwiesen. Als sie erfahren hatten, daß der Hund „Jeß" hieß, riefen sie schon von weitem: „Jess, Jess! Maino, maino!" („ruhig!"). Man bat mich oft, doch dem Jeß zu sagen, daß ganz Kabadi maino sei, er solle doch niemand erschrecken; da nun der Hund besonders alle haßt, die Waffen tragen, so sagte ich ihnen, daß nur solche Leute oder Diebe vor ihm Angst zu haben brauchten.

Es fand sich manchmal Gelegenheit, das Evangelium zu lehren, und an den Sonntagen hielten wir öffentlichen Gottesdienst ab, der gut besucht war. Am 19. August traten wir unter Führung des Häuptlings Naimieru ein Reise ins Innere an.

Nachdem wir eine schöne Ebene passirt hatten, die mit Bananen- und Yamspflanzungen reich besetzt war, gelangten wir in ein Dickicht von niedrigen Sträuchern, mit einem bis zu den Hügeln sich ausdehnenden Sumpf. Unser Lager schlugen wir bei Kokoubadina auf, einem Ort mit wenigen verfallenen Hütten, die von den Eingeborenen bei der Zubereitung des Sago benutzt werden. Der Ort ist ganz von Sumpf umgeben, mit zahlreichen Sagopalmen. Am nächsten Tage machten mir einen langen Marsch durch dichtes Gesträuch

und große tiefe Sümpfe. Wir überschritten den Akevailui auf einer von den Eingeborenen aus Rohr verfertigten Hängebrücke, die den Dyak-Brücken auf Borneo gleicht. Der tiefe und wasserreiche Fluß entspringt auf der Owen Stanley-Kette, fließt nach Westen und ergießt sich einige Kilometer unterhalb Kabadi in den Aroa. Etwas oberhalb Akevailui überschritten wir den Maikona an einer Stelle, wo er nur 1 m tief und nicht sehr breit ist; mit hellem blauen Wasser fließt er nach Westen, um sich in den Akevailui zu ergießen. Ungefähr 9 km unterhalb des Maikona stießen wir auf einen zweiten Nebenfluß des Akevailui, den Mabina. Ehe wir übersetzten, sahen wir am andern Ufer zwei Mädchen, welche stehen blieben, als sie unsern Führer erkannten; sie halfen uns, unser Gepäck die steilen Ufer hinab- und hinaufzutragen. Diese Flußpartie war wegen der vielen Alligatoren recht unheimlich, sodaß ich sehr froh war, als wir alle glücklich hinübergelangt waren. Um die Eingeborenen nicht zu erschrecken, ließen wir die Mädchen und einen unserer Träger vorausgehen, wir fanden aber das Dorf Revareva elend und verfallen, denn alle Bewohner waren in ein anderes Dorf weiter westwärts gezogen.

3 km jenseits Revareva überschritten wir den Enona, der über schlüpfrige Steine dahinfließt, breit und ziemlich tief ist und sich ebenfalls in den Akevailui ergießt. Als die einheimischen Frauen den Fluß durchwateten, lockten sie unter lautem Rufen einige kleine, uns folgende Ferkel an. Ein großer Lärm ließ mich, gerade als ich den Fluß hinuntersteigen wollte, befürchten, daß ihnen etwas zugestoßen sei. Bald sah ich, was sich ereignet hatte. Jeß war es nämlich nicht recht, daß die Ferkel vor ihm hergingen, und er ergriff eins, wobei er ihm beinahe das Ohr abriß. Das Ferkel wurde gerettet, Jeß aber wird an dieses Attentat zu denken haben! Durch diesen Zwischenfall verloren wir beinahe unsere beiden dunkeln Führerinnen. Weiter ging es, auf Moräste folgte ein

herrlicher Wald mit sehr hohen Bäumen, dann stiegen wir etwas aufwärts bis 20 m über dem Meeresspiegel, darauf wieder hinab, um den Varemenana zu kreuzen, einen breiten Strom, der anscheinend von der Yule-Kette kommt, im Rücken von Hall-Sound. Nachdem wir alle gebadet und geraucht hatten, setzten wir unsern Marsch durch Wald und Sumpf nach Iduna fort. Als wir uns dem armseligen, verfallenen Platz näherten, stürzten die Männer mit Speeren bewaffnet heraus, und obgleich unsere Führerinnen und ihr Häuptling ihnen beruhigende Worte zuriefen, warfen sie in ihrer Angst fast nach uns. Armes Volk! Sie hatten noch nie Fremde gesehen und noch niemals an solche gedacht, und nun waren die Weißen in ihrem Dorf! Ich habe keinen elendern Ort in Neuguinea je besucht. Ringsherum Gebüsch und Morast. Bald nachdem wir unsere Kleider gewechselt hatten, kauerten wir an der Erde ganz vertraut mit den Dorfbewohnern. Sie waren besonders entzückt von unserm Salz, da sie nur den Salzsand von der Küste von Toutu kennen, von welchem sie uns Päckchen zeigten, die sie von Kabadi-Eingeborenen bekommen hatten. Sie erzählten, daß nicht hier ihre eigentliche Heimat sei, sondern daß sie einem großen Districte auf der Yule-Kette angehörten und nur zu bestimmten Zeiten hier zu den Sagosümpfen hinabkämen, um bei den Kabadi Salz zu holen und Sago zu bereiten und dann wieder in die Berge zurückzukehren. Hunde, Ferkel und Menschen leben hier in schrecklichem Schmutz beieinander.

Wir schlugen unser Zelt auf, da aber die Mosquitos sehr zahlreich waren, zog ich vor, inmitten des Dorfes im Freien zu bleiben. Bei Anbruch der Dunkelheit wurde ein Dreieck von Stangen gebildet und drei Hängematten daran befestigt; von jeder nahm ein Jüngling Besitz. Auch in allen Hütten waren Hängematten angebracht, in welchen die Männer schlafen, während die Frauen auf der Erde ruhen. Dieselbe Sitte fand ich in Kabadi. Diese Hängematten werden

im Innern des Landes gearbeitet und gleichen denen, die in Aschanti benutzt werden. Sie verwenden roh aus Schiefer gemachte Handwerkszeuge, sicher die ärmlichsten, die ich je gesehen. Die Männer sind bekleidet, die Frauen dagegen tragen nur ein Stückchen selbstgefertigten Stoffes um die Hüften; für die Männer arbeiten letztere sehr schöne Kniebänder. Einige der Männer von Iduna trugen prächtigen Schmuck aus einer Art von Muscheln, die, wie ich weiß, an dieser Küste nicht zu finden ist; auf mein Befragen erfuhr ich, daß diese Muscheln von der andern Seeseite stammen. Es ist dies das erste mal, daß ich auf Handelsverbindungen zwischen dieser und der andern Küste stoße, und lassen mich die hier eingezogenen Erkundigungen hoffen, zu Fuß von hier aus nach dort zu gelangen. Unsere Kleider und Geräthe machten den Eingeborenen vielen Spaß; besonders mein Luftkissen, das sie wol niemals vergessen werden. Große Freude bereiteten wir ihnen durch Geschenke von Perlen, wogegen sie uns ein Ferkel, etwas Sago und eine Masse Federn verehrten und uns herzlich einluden, sie in ihrer Heimat in den Bergen zu besuchen. Die Frauen hatten gar keine Furcht vor uns und waren so bescheiden, wie irgend an der Küste. In Mittheilungen über ihren Glauben sind diese Bergbewohner sehr zurückhaltend. Alles was ich darüber erfahren konnte, war, daß der große Geist, den sie verehren, in den Bergen wohnt und Oarova heißt, er hat eine Frau, Ovirova mit Namen, und einen Sohn Kurorova.

Als wir am nächsten Tage zurückkehrten, trafen wir einen Orokolo-Eingeborenen, der mir interessante Aufschlüsse über seine Landsleute gab. Beim Zählen fangen sie mit dem kleinen Finger der linken Hand an, zählen den Arm hinauf, an Hals, Auge, Ohr und Nase vorbei und verfolgen auf der rechten Seite denselben Weg bis zum kleinen Finger der rechten Hand. Ueber ihre religiösen Anschauungen erfuhr ich Folgendes: „Der Geist Kanitu schuf zwei Männer und zwei Frauen, die der Erde entsprangen, der ältere Bruder hieß

Leleva, der jüngere Vovod; von diesen beiden stammen alle Menschen ab. Sie glauben an einen Gott, der im Geisterland in den Bergen wohnt und sich, wenn er zu ihnen hinabsteigt, auf den First des Tempels niederläßt. Im Tempel steht sein Bild aus Weidenzweigen geflochten; dort fragt man ihn um Rath, dort beschenkt man ihn.

„Ein tapferer Mann, Iko, zog ins Land der Geister und sah die Bewohner desselben tanzen und Gastmahle feiern. Er erblickte einen prächtigen Tempel, und da er den Wunsch ausdrückte, auszuruhen, sagte man ihm, er möge sich auf den Fußboden ausstrecken, der große Geist würde unterdessen auf dem Firste des Tempels weilen. Iko kehrte heim und berichtete seiner Frau, Namens Iva, und seinem einzigen Sohne, was er gesehen. Einige Zeit später wurde Iko ermordet, und als die Mörder nach ihrem Dorfe heimkehrten, sahen sie ihn auf einem großen Steine sitzen. Sie näherten sich ihm und sprachen: «Wir tödteten dich, wie kommt es, daß du noch lebst?» Er antwortete: «Ich bin nicht getödtet, ich lebe noch.» Sie holten einen Kokosnußbecher, gingen zurück bis dahin, wo sie ihn ermordet hatten, füllten den Becher mit seinem Blut, kehrten wieder zu ihm zurück und sagten: «Hier ist von deinem Blut, was sagst du nun?» Er aber sprach: «Genug davon; ich kann nicht mit euch leben und ihr nicht mit mir; aber gleich mir werdet ihr sterben und dies Leben verlassen, um niemals wieder dahin zurückzukehren; ihr werdet zu mir kommen in das Land der Geister, des Ueberflusses und der Freude, in das Land immerwährender Feste und des Tanzes; dies ist das einzige Leben, das werth ist, Leben zu heißen. O, wüßtet ihr, wie schön dies Leben ist, ihr würdet euch immer danach sehnen. Euer Leben ist zu schlecht und geht zu Ende; dieses allein ist gut und währet ewiglich.» Iko ist nun Kanitu und ist der Urheber jedes Wachsthums.

„Einstmals ward diese ganze Erde überschwemmt und nur die Spitzen der höchsten Berge sahen hervor. Lohero und sein

jüngerer Bruder waren böse auf das Volk um sie herum und warfen einen Menschenknochen in einen kleinen Fluß. Bald brachen große Wassermassen hervor, sie bildeten einen See, überschwemmten das flache Land und zwangen die Menschen, sich in die Berge zu flüchten; das Wasser schwoll immer mehr, die Menschen flüchteten immer höher hinan bis zu den höchsten Spitzen der Berge; dort lebten sie bis das Wasser zurücktrat, einige stiegen wieder in die Niederung hinab, andere blieben auf den Anhöhen, bauten sich Häuser und legten Pflanzungen an."

Ich fragte den alten Mann, ob er glaube, daß sein Volk mich freundlich empfangen würde, wenn ich nach Orokolo käme. Er steckte den Finger in den Mund, warf den Kopf herum und antwortete: „Ob sie dich aufnehmen? o gewiß und mit großer Freude wie einen der ihrigen. Komm nur, Tamate, begleite mich nach Hause und du wirst sehen, welche Aufnahme dir zutheil werden wird."

Sechstes Kapitel.

Einige neue Dörfer von Neuguinea.

Tobokau. — Ein Fest. — Das Debut einer Neuguinea-Schönen. — Der Dubu oder heilige Platz in Kevanai. — Der Brown-Fluß. — Einheimische Gastfreundschaft. — Beerdigungsceremonien. — Der Regenmacher. — Ein weiblicher Häuptling. — Tod des Häuptlings Ta. — Trauer um ihn. — Ceremonien im Dubu beim Tode eines Häuptlings. — Der Yule-Zauberer. — Die Neuguinea-Königin.

Im October 1880 machte ich mich auf, um Doura zu besuchen, einen District am Fuße des Owen Stanley-Berges; als ich aber in Manumanu in der Redscar-Bai ankam, theilte man mir mit, daß ein Trupp von Küstenbewohnern am Tage vorher den Fluß hinaufgegangen sei, das nächste Dorf überfallen, 20 Einwohner getödtet und alles, was sie tragen konnten, mitgenommen habe. Es wäre daher unnütz für uns gewesen, dorthin zu gehen, weil alle Bewohner der übrigen Dörfer wahrscheinlich in die Berge geflohen waren und fürs erste nicht zurückkehren würden; wir beschlossen deshalb, Naara zu besuchen, den District am Cap Suckling. Einige Meilen östlich von demselben ist eine kleine Salzwasserbucht, in der wir unser Boot zurückließen und uns zu Fuß nach dem Dorf Tobokau, 15 km im Inland, aufmachten. Nahe der Küste ist das Land sehr sumpfig, doch dehnt sich zwischen der Küste und den Hügeln eine schöne Niederung aus. Das Dorf liegt auf einer Anhöhe, 50 m über dem Meeresspiegel, von niedrigem, dichtem Gebüsch umgeben und ist ein für diesen Theil von Neuguinea immerhin großes Dorf. Hat ein Mann mehrere

Frauen, so gibt er jeder eins von den Häusern, die dicht aneinander grenzen und eine gemeinschaftliche Veranda haben; auch die Mahlzeiten, Kinder, Haus- und Feldarbeit jeder Frau sind für sich getrennt. Manchmal sind die Frauen miteinander befreundet und helfen sich gegenseitig, meist aber ist das Gegentheil der Fall, und der arme Ehemann wünschte, ihre Häuser wären in verschiedenen Dörfern, anstatt so nahe beieinander und unter einer Veranda. Ein Eingeborener erzählte mir, daß er einst zwei Frauen gehabt hätte, sie hätten ihm aber beinahe das Herz gebrochen. Fortwährend zankten sie sich, sodaß er eine fortjagte, indem er ihr sagte, sie solle sich nie wieder bei ihm blicken lassen. Neulich jedoch hätte sie zu ihm geschickt nach etwas Taback und um zu hören, ob er sie nicht wieder zurücknehmen wolle. Er hätte ihr aber beides verweigert.

Als wir in das Dorf kamen, feierten sie gerade ein großes Fest, wobei einige tanzten, andere Schweine schlachteten, sodaß sie uns erst bemerkten, als wir mitten im Dorfe waren. Sowie sie uns sahen, liefen die Männer nach ihren Waffen, während die Frauen und Kinder, schneller als es sonst ihre Art ist, auf die Veranden kletterten. Als sie hörten, wer wir seien, legten sie die Waffen beiseite und es sammelte sich darauf eine große Menge um uns herum. Einige waren ganz mit Blut bespritzt vom Schweineschlachten, andere sehr kostbar gekleidet. Ihre Kopfbedeckungen hatten die verschiedensten Formen, einige trugen Hüte von über 2 m Höhe, welche aus einem Holzgestell gebildet sind, das mit einer Unmasse von Federn und Federbüschen bedeckt ist. Einige waren mit großen Stücken selbstgefertigten Stoffes bekleidet, schön gemustert wie Tartan, bei andern hingen lange aus dem Pandanusblatte gefertigte Streifen von Hals, Armen und Beinen herab, und fast alle trugen Arm-, Hals- und Kniebänder aus Muscheln. Sie waren zu diesem Festtage mit ihrem ganzen Reichthum an Kleidern und Schmuck geputzt.

Da wir den Häuptling Naimieru in Kabadi getroffen hatten, so ließen wir uns bei ihm häuslich nieder. Seine Frau Nr. 1 bediente uns; einer lebhaftern Person bin ich in ganz Neuguinea nicht begegnet. Sie lärmte bei unserer Ankunft und lärmte, als wir abreisten, — ganz heiser war sie geworden. Am Abend wurde getanzt bis zum frühen Morgen. Man möchte glauben, sie warten auf die Morgensonne und auf eine Hitze von 15 Grad, um heimzugehen, denn nie hören diese Tänze auf, ehe die Sonne ganz aufgegangen ist. Viele halten diese Vereinigungen für ein unschuldiges Vergnügen, aber diese Leute kennen die Eingeborenen nicht. Sittlichkeit ist ihnen unbekannt, nur sehr junge Kinder sind moralisch rein, aber selbst deren Gemüth ist schon verdorben. — Ich schlief in der Nacht in einem der Häuser des Häuptlings, dicht neben mir lag ein Schwein, das mich durch sein fürchterliches Grunzen am Schlafen hinderte. Gern hätte ich es hinausgeworfen, doch dadurch hätte ich meinem Gastfreund eine tödliche Beleidigung zugefügt, die vielleicht damit geendet hätte, daß man auch mich in keiner sehr angenehmen Weise hinausgeworfen hätte.

Am nächsten Morgen schenkte uns der Häuptling ein Schwein (nicht das Lieblingsschwein der vergangenen Nacht), sowie Yams und Bananen, worauf wir ihm ein Gegengeschenk machten. Nachmittags begaben wir uns nach unserm Boot, da aber zu heftiger Wind war, legten wir uns für die Nacht am Strande nieder und kehrten erst am nächsten Tage nach Manumanu zurück, wo wir den Sonntag verbrachten. Unsern Andachten wohnte ein großer Theil der Bevölkerung mit Aufmerksamkeit bei. Ich hatte gehofft, am Montag den Fluß hinauf nach Doura reisen zu können, doch hörten wir am Sonnabend Nachmittag, daß kurz vorher ein anderer Trupp ins Land hineingegangen sei, infolge dessen kein Führer zu unserer Begleitung zu erlangen war.

Am 28. October 1880 verließ ich Kapakapa, das Dorf bei Round-Head, wo Joane Lehrer ist; in dessen Begleitung

beabsichtigte ich einen Ausflug ins Innere des Landes, nach dem Tarova-Districte zu unternehmen; zwei der dortigen Dörfer waren früher schon von Herrn Beswick besucht worden. Das erste Dorf, in das wir kamen, war Bonotupu, 9 km von der Küste entfernt, 88 m über dem Meeresspiegel mit ungefähr 700 Einwohnern. 2 km weiter liegt Kanotage, 112 m über dem Meere, mit sehr fest gebauten Häusern (wie in Kalo) und einer Einwohnerzahl von ungefähr 500. 3 km weiter kommt das in gleicher Höhe gelegene Dorf Kidobaba, mit 500 Einwohnern, dessen Häuser groß und gut gebaut sind. Dieses Dorf stand allein unter Aufsicht der Frauen, da alle kampffähigen Männer ausgezogen waren in den Krieg, um Taro zu erbeuten. Wieder 3 km weiter ist das größte der Dörfer, Rabiamaka, ebenfalls in gleicher Höhe, mit ungefähr 800 Einwohnern. Nördlich von Bonotupu, ungefähr 2 km entfernt und in derselben Höhe liegt Papaga, mit 400 Bewohnern. Der übelriechende Ausfluß eines in der Sonne trocknenden Leichnams trieb uns aus diesem Dorfe fort. In diesen fünf Dörfern ist Ueberfluß an Nahrungsmitteln aller Art, die auf den umliegenden Pflanzungen gewonnen werden. Ihr recht gutes Trinkwasser erhalten die Dörfer aus kleinen in den Thälern fließenden Gewässern.

Ungefähr 5 km weiter im Innern erreichten wir Gerise, gegen 300 m über dem Meere, mit 200 Einwohnern, wo gerade ein großes Fest abgehalten wurde und die Bewohner uns herzlich einluden, den beginnenden Tanz anzusehen. Von dem Ende des Dorfes her ertönte lautes Trommeln und bald näherten sich vier schön tätowirte Mädchen, die in wilder Weise voraustanzten, gefolgt von 30 trommelnden und tanzenden Männern; die Nachhut bildeten wieder zwei Tänzerinnen. Diese sechs Mädchen wurden hiermit in die Gesellschaft eingeführt. Sie waren sehr geschmackvoll mit Federn, Muscheln und kurzen Unterröcken geschmückt, die zu diesem Anlaß extra angefertigt waren. Sehr belustigend war es zu sehen, wie ängstlich die

weiblichen Verwandten der Mädchen aufpaßten, daß alles und jede Bewegung so correct wie möglich ausgeführt wurde. In der Mitte des Dorfes stand eine Art kolossaler Weihnachtsbaum, ungefähr 25 m hoch, dessen Zweige reich mit Kokos- und Betelnüssen, Bananen, Yams, mit Fahnen aus Pandanus- und Crotonblättern und mit Blumen behängt waren. Vor den Häusern waren alle möglichen Eßwaaren ausgebreitet; jede Veranda war schön mit Blumen, verschiedenen Blättern und Speisen geschmückt. Viele Eingeborene im Waffenschmuck waren aus den verschiedenen Districten hinzugekommen, und manche, die wir auf unserm letzten Ausflug getroffen hatten, begrüßten uns hier durch Kinnreiben. — In der Nähe von Gerise wachsen alle Nährfrüchte und auch gutes Wasser ist vorhanden.

Am 29. besuchte ich Veipuri, 9 km hinter Kaile. Am Ufer des Vailala-Flusses breiten sich einige schöne Pflanzungen aus, der Busch birgt viel gutes Land. Auf den Abhängen der Astrolabe-Kette liegen drei Dörfer. Sie scheinen Ueberfluß an Nährpflanzen und Betelnüssen zu haben. Die Bewohner gehören dem Koiari-Stamme an und wurden vor Generationen von ihren Feinden über das Gebirge getrieben, worauf sie sich hier niederließen. Das Dorf, das wir besuchten, liegt auf einer Anhöhe 206 m über dem Meeresspiegel, an einem breiten, schnellfließenden Flusse. Wir wurden sehr gut aufgenommen und kehrten mit Taro und Betelnüssen beladen zurück. In Vailala bestiegen wir unser Schiff, machten noch einen Abstecher nach Tupuselei und kehrten gegen Sonnenaufgang nach Port Moresby zurück.

Wir erfuhren hier, daß die Dörfer Doura und Lealea einen Friedensbund geschlossen, dagegen hatte uns Adu, der Häuptling der Doura, sagen lassen, daß er, solange er lebe, mit den Koitapuanern von Lokurukuna, die ihn und Manumanu angegriffen, nicht Frieden schließen wolle, da es ein Mann aus diesem Volke gewesen wäre, der die Angreifer den Fluß hinaufgeführt und ihnen den Weg durch den Busch

gezeigt habe, sodaß ohne dessen Führung die Koitapuaner das Dorf niemals aufgefunden hätten. Adu ließ uns bitten, ihn zu besuchen. — Ferner war von unserm Lehrer Jakoba die Nachricht eingelaufen, daß, während er einen Ausflug nach der Küste gemacht, die Munikahila-Eingeborenen in sein Haus eingebrochen seien und mit sich genommen hätten, was ihnen gefiel; das übrige aber hätten sie hinausgeworfen. Da die Koiari-Leute uns noch nie etwas gestohlen hatten, so war dieser Vorfall als Anzeichen einer feindlichen Gesinnung um so mehr zu bedauern.

Am Abend erreichten wir Lealea, wo wir in der vordern Veranda im Hause des Häuptlings unser Nachtlager aufschlugen. Einige Jahre vorher hatte hier einer unserer Lehrer gewohnt, doch war dieser versetzt worden, da der Ort von Sümpfen umgeben ist; das elende Aussehen seiner Bewohner zeigte uns, wie ungesund das Klima hier sein muß.

10. November. Früh am Morgen brachen wir unter der Führung eines Koitapuaners auf.

Nachdem wir eine ungefähr 8 km lange Salzwasserbucht hinaufgeschifft, ließen wir das Boot in einem Mangrovengebüsch zurück und wanderten über ein sehr ödes Land in Ausdehnung von ungefähr 8 km nach dem Laroki, der hier ein breiter Strom ist. Von einem Trupp Koitapuaner, dem wir begegneten, nahmen wir zwei in unsere Dienste, da dieselben, befreundet mit den Doura-Eingeborenen, uns gern dorthin begleiten wollten. Nachdem wir uns ein Doppelcanoe verschafft, ruderten wir ungefähr 30 km den Fluß hinauf, der überall breit und tief ist, viel tiefer als in Moumili, und verließen ihn durch einen großen Arm, der uns in ein Netz von Lagunen und durch diese nach Kevani, einem Koitapu-Dorfe, führte. In den Lagunen wimmelte es von wilden Enten und vielen andern Arten Vögeln, die hier reiche Nahrung an Fischen finden; zahlreiche Alligatoren leben im Laroki sowol wie in der Wasserstraße bis zu den Lagunen.

Wunderschöne weiß- und blaufarbige Lilien schmücken den nach Fieber riechenden Sumpf. Unter Stoßen, Steuern und Waten gelang es uns endlich, gegen 5 Uhr das Dorf zu erreichen, — in der That ein elender Ort! Man wies uns den „Dubu", den heiligen Raum, zum Schlafen an. Er ist ein ungefähr 6 m über dem Fußboden errichtetes Podium, dessen Pfosten auf jeder Seite grob geschnitzte, wenig Geschmack bekundende Darstellungen von Männern, Frauen und Alligatoren zeigen.

Die Eingeborenen waren außerordentlich freundlich und brachten uns rohe und gekochte Speisen herbei. Auf dem Wege zu ihnen hatten wir sie sehr erschreckt, indem wir auf Enten geschossen; als sie aber erfahren hatten, daß wir im Begriff seien, zu ihnen zu kommen, wagten es einige, sich in ihrem Boote uns zu nähern, um uns zu betrachten, die übrigen jedoch rannten mit ihren Waffen in den Busch. Als sie uns sahen und hörten, wer wir seien und was wir wollten, riefen sie es denen im Dorfe zu, sodaß wir dort bei unserer Landung als Freunde empfangen wurden.

11. November. Ringsherum nichts als übelriechende Sümpfe und so zahlreiche Mosquitos, daß ihr Summen außerhalb des Netzes uns am Schlafen hinderte, zumal als sie sogar durch die Lücken der Dielen des heiligen Platzes hindurch den Weg zu mir fanden. Es war eine romantische Nacht, heller Mondschein, wunderschöne Lilien, tropische Wälder mit gigantischen Bäumen, als wir auf der 6 m hohen Plattform ruhten, ringsum die grob geschnitzten Figuren, an den Pfosten Kinnbacken von Schweinen (die wir als Pflöcke für unsere Sachen benutzt hatten), summende Mosquitos außerhalb unsers Netzes, auch einige innerhalb desselben, die uns schändlicherweise bissen, während Männer, Frauen und Kinder husteten, letztere auch weinten, und häßliche Dingos voll böser Absichten unten versammelt waren und ein fürchterliches Geheul anstimmten.

Am nächsten Tage reisten wir frühmorgens in westlicher Richtung durch Niederungen, die an vielen Stellen sumpfig und mit dichtem Strauchwerk besetzt waren, und erreichten am Nachmittag die Ufer des Brown-Flusses. Derselbe ist ungefähr von gleicher Größe wie der Kemp-Welch. Einige Eingeborene, die gerade hinaufgerudert kamen, wurden durch uns sehr erschreckt, und erst nach vielem Hin- und Herreden entschlossen sie sich näherzukommen und uns überzusetzen. Seit dem Angriff der Koitapuaner auf das der Mündung zunächst gelegene Dorf haben die Bewohner der andern Dörfer ihre Häuser verlassen und sind flußaufwärts weiter gezogen. Zwei Eingeborene führten uns nun einige Meilen weiter hinauf durch den Busch, als der ältere einen sonderbaren Ruf ausstieß und wir bald von der andern Seite einen großen Lärm vernahmen. Als wir aus dem Gebüsch heraus ans Ufer gelangten, sahen wir, wie eine Anzahl Männer sich bewaffneten und Frauen und Kinder in großer Aufregung umherliefen. Unser Führer veranlaßte mich vorzutreten, dicht an den Strom heran, worauf er ihnen meinen Namen zurief und ihnen lachend sagte, sie sollten doch die Waffen weglegen. Bald kamen dicht bemannte Boote zu uns herüber; in dem einen befand sich der Häuptling Adu, der, als man ihm zeigte, wohin ich mich der heißen Sonne wegen zurückgezogen hatte, sofort auf mich zueilte, mein Kinn berührte, ebenso wie ich das seinige, mich dann bei der Hand nahm und eilends fortführte, voll Ungeduld, nach dem andern Ufer wieder hinüberzugelangen. Adu ist von angenehmem Aeußern, hellfarbig und groß, mit einem Bart, auf den er sehr stolz zu sein scheint.

Die jetzigen Häuser dieser Eingeborenen sind nur eine Art Schutzdächer; in der Nacht setzen sie über den Fluß bis zu einer etwas höher aufwärts gelegenen Sandbank, wobei sie ihr ganzes werthvolles Eigenthum mit sich führen. Sie wünschten sehr, daß wir uns ihnen anschlössen, um vor den Feinden sicher zu sein. Aber wir hatten für einen Tag genug ge-

leistet und wollten es darauf ankommen lassen, ob Feinde sich einstellten. Sie überließen uns drei Schutzdächer und viele Bananen.

12. November. Wir verbrachten den Tag, indem wir mit Adu die weiter oben am Flusse gelegenen Dörfer besuchten. Die Leute wohnen sehr verstreut. Adu erzählte uns, daß man von Veriveri aus den Gipfel des Owen Stanley-Berges, wo auch Dörfer liegen, erreichen könne. Er hat gehört, daß es dort schrecklich kalt sei. Wenn ich zurückkehre, will er mich nach mehrern Dörfern auf den Gebirgsabhängen führen. In allen Dörfern, die wir besuchten, beschenkte man uns mit gekochten Speisen; nur in einem Dorfe fürchteten sich die Bewohner so sehr vor uns, daß sie Adu baten, uns fortzuführen. Am Nachmittag kehrten wir zum Lager zurück.

13. November. Vor Sonnenaufgang zum Abmarsch bereit. — Kein Schlaf; Dingos und Mosquitos über jede Beschreibung; Netz ganz unnütz. Adu hätte uns gern noch da behalten; er brachte uns ein Ferkel, um uns zum Bleiben zu bewegen, aber alle Ferkel in Doura hätten uns nicht zurückgehalten.

„Bleib heute noch bei uns, Tamate."

„Nein, ich kann nicht; ich muß zurück."

„Aber hier ist ein Ferkel; du mußt es essen oder mitnehmen."

Er dachte, er hätte mich damit in die Enge getrieben, da er wußte, daß wir keinen Träger für das Schwein hatten und nun dableiben müßten, um es zu essen; denn wer ließ je ein Schwein im Stich!

„Adu, zeichne dies Ferkel als mir gehörig, und wenn ich zurückkehre, um die Orte zu besuchen, wie wir besprochen, so werden wir davon ein Festmahl herrichten."

„Kehrst du auch sicher zurück?"

„Siehst du jenen Berg und all diese Anhöhen und Spitzen? Wir haben sie noch nicht besucht, und du sagst, es lägen dort viele Dörfer. Wenn ich gesund bleibe, werde ich hierher zurückkehren."

„Ich glaube dir; wir wollen das Ferkel bei deiner Rückkehr verspeisen.“

Adu selbst begleitete mich den Fluß hinab bis auf den Weg und hätte mich gern weiter geleitet, um Port Moresby kennen zu lernen, aber ich fürchtete, er könnte bei der Heimkehr überfallen werden, und mir war es für jetzt nicht gut möglich ihn zurückzubringen. Als wir uns trennten, sagte er: „Ich wäre gern mit dir gegangen. Ich kann hier keine jungen Weiber bekommen; vielleicht bekäme ich sie in Boribori.“

„Warte Freund, bis ich die Koitapuaner gesehen und gesprochen habe.“

Er wird jetzt gern auf gewöhnlichem Wege Frieden schließen. Wir trennten uns als alte Freunde; er gab mir ein Abschiedsgeschenk, das ich erwiderte.

Wir reisten nun so schnell ohne Aufenthalt weiter, daß wir, als wir in Kevani anlangten, alle recht erschöpft waren. Nach genommener Mahlzeit bestiegen wir zum Verdruß unserer Führer sofort unsere Boote und eilten der Küste zu, wo wir in Lealea früh am Morgen des neuen Tages anlangten.

18. November. Wir erfuhren hier, daß Boote aus Maiva auf dem Wege hierher seien, auch hieß es, daß Lolo-Eingeborene (jene, die Dr. James und Kapitän Thorngren ermordet hatten) in großer Anzahl herabgekommen wären, um Manumanu anzugreifen, und daß verschiedene Canoes aus Port Moresby, die dort vor Anker lagen, nur Weiber und Kinder beherbergten, weil die Männer nach Kabadi gegangen wären. Ein Boot wurde abgeschickt und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß dies nur Händler wären, die nach Lealea wollten, und daß eine weitere Anzahl von Händlern unterwegs seien. Da wir mit ihnen nach Maiva zurückzukehren hofften, begaben wir uns eiligst nach Tupuselei, um die im Innern liegenden Dörfer zu besuchen. Ein starker Südostwind verzögerte unsere Ankunft bis 8 Uhr abends.

19. November. Hier war ein Kind vor einigen Tagen gestorben und noch immer dauerte das Wehklagen. Unglücklicherweise befindet sich die Leiche nicht weit vom Missionshause, sodaß dieses nahe Singen und Trommeln uns den Schlaf raubt. Sehr lautes Geräusch würde uns nicht so gestört haben wie dieser leise aufregende Ton. — Nach zeitigem Frühstück brachen wir mit den Führern nach Tabunari auf. Unmittelbar im Rücken der Küstenhügel ist ein ausgedehnter Sumpf, nach welchem wir einige Meilen lang eine gute, wohl bewässerte Gegend durchschritten und dann die Anhöhen hinanstiegen, welche den Astrolabe-Spitzen gegenüber liegen. Tabunari besteht aus sehr zerstreuten Häusern; auf jedem Hügel ist nur eins oder zwei. Die Leute gehören zu dem Koiari-Stamme; sie waren sehr freundlich, kochten uns Essen und beschenkten uns mit Speeren, Eßwaaren und Betelnüssen. Das Dorf, in dem wir waren, liegt 110 m über dem Meere, nahe bei einem schönen Fluß mit krystallhellem Wasser. Von dort aus wendeten wir uns westlich nach Fasili, das, 110 m über dem Meere, aus 40 Häusern besteht; die Bewohner sind ebenfalls Koarileute. Früh kehrten wir nach Tupuselei zurück und gelangten spät abends glücklich heim.

23. November. Auf unserm Wege nach Maiva hielten wir uns in Boëra auf, da wir unserm Freunde, dem Häuptling Oa, versprochen hatten, ihn vor Ende des Jahres zu besuchen. Als ich ihn vor einigen Wochen im Hafen traf, bat er mich, Renaki und Revakura von Hula zu bewegen, daß jeder einen Sohn nach Maiva sende; er würde sie gut empfangen und freundlich behandeln, nach der Sagosaison wolle er alsdann Hula besuchen. Die beiden jungen Burschen begleiten uns nun, aber sie thun es mit Furcht und Zittern. Auch unsere Schiffsleute machen diesen Ausflug nicht gern, da sie ihn nicht für ganz sicher halten. Von einigen Leuten aus Maiva hörten wir, daß Oa sehr krank sei, dagegen behauptete ein anderer, daß es Oa wieder besser ginge. (In Wirklichkeit war

er todt, doch fürchteten sie sich, uns dies zu sagen.) Piri, der jetzt bei den Golfbewohnern als ein großer Mann gilt, will mit uns reisen, und zwar mit seinem eigenen Boote, da er Sago einzunehmen hofft. Nur wenig gehörte dazu, daß unsere Leute umkehrten und uns allein reisen ließen.

24. November. Diesen Morgen verließen wir Boëra. Beim Durchkreuzen der Caution- und Redscar-Bai hatten wir eine starke Strömung gegen uns, sodaß wir erst beim Dunkelwerden Naara erreichten. Die Sonne brannte entsetzlich.

25. November. Die letzte Nacht schliefen wir am Strande nahe dem Cap Suckling und steuerten bei Sonnenaufgang westlich, bis wir einige Meilen jenseits des Caps drei Delena-Boote mit Töpferwaaren trafen, welche auf Namoa-Eingeborene warteten, die nach dort hinabkommen, um geräucherte Kängurus gegen Töpferwaare einzutauschen. — Es scheint, daß in frühern Zeiten die Delena- und Boëra-Leute einen Stamm bildeten; es sind viele Boëra-Frauen mit Delena-Eingeborenen verheirathet. — Wir landeten sämmtlich und beschlossen, nach dem Frühstück einen Ausflug nach Namoa zu machen. Im Begriff, mich auf den Weg zu begeben, sagte ich: „Ich fürchte, es wird regnen, ehe wir zurückkommen können.“

Eine Frau, die neben mir saß, antwortete: „Es kann ja vor unserer Heimkehr nach Delena nicht regnen.“

„Warum nicht?“

„Der Regenmacher ist ja mit uns, er allein hat die Macht dazu.“

„Wo ist er?“

Sie zeigte auf den Häuptling Kone.

„Kone, mein Freund, was ist's mit dem Regen?“

„Es kann nicht regnen; fürchte dich nicht.“

„Aber ich glaube doch, es wird heute Nachmittag regnen, und ich bin deshalb noch zweifelhaft, ob ich vor unserer Fahrt nach Maiva noch nach Namoa gehen soll.“

„Du brauchst nichts zu fürchten; laß uns nur aufbrechen.“

Da es sein dringender Wunsch war, daß wir schleunigst aufbrachen, so traten wir unsern Marsch von 5 km an. Als wir ein Stück in der Ebene marschirt waren, wandte ich mich wieder an den Häuptling mit den Worten: „Jetzt, Kone, wird es gleich regnen.“

„Es wird nicht regnen!“ erwiderte er, und rief sodann aus: „Regen, bleib in den Bergen!“

„Es nützt nichts, Kone“, sagte ich, „es kommt doch zum Regnen.“

Als wir Namoa erreichten, brach der Regen los, und so saßen wir hier nun fest. Kone aber war nicht kleinlaut, sondern sprach: „Glaubst du denn, ich hielt dich für einen Mann ohne Macht? Ich weiß, du bist ein Lohiabada (großer Häuptling), so wie ich, und diesmal hat der Regen dir gehorcht!“ — Als ich ihm erwiderte: „Freund, denke daran, was ich dir von dem großen und guten Geist und seiner Macht erzählt habe“, lachte er, doch fühlte er sich sehr erleichtert, als es anfing, sich aufzuklären und die Sterne hervorkamen. Wir wurden in das große Versammlungshaus geführt und als Zeichen der Freundschaft mit Betelnüssen und gekochten Speisen beschenkt.

Zum ersten mal in Neuguinea traf ich hier einen weiblichen Häuptling, eine vollständige Amazone, die ihren Mann so gut wie die andern beherrscht. Sie ist ungefähr 24 Jahre alt, ihr Gatte, der als ein hübscher Mensch gelten kann, ungefähr 26. Alle Eingeborenen sind sehr freundlich gegen uns, kommen mit Geschenken von gekochten Speisen und Betelnüssen. Alle Frauen haben ein sehr männliches Aeußere. — Zwei junge Mädchen sollen gerade in die Gesellschaft eingeführt werden; es wird darum heute Abend ein großes Festmahl und Tanz stattfinden. Beide Mädchen waren mit Federn, Muschelschmuck und Schweineschwänzen überladen; sie sahen blaß aus infolge der langen Einsperrung und waren nicht im

Stande, ordentlich zu gehen. Während des Nachmittags wurden sie von zwei alten Damen, die vor ihnen hergingen, im Dorfe auf- und abgeführt. Wir müssen diese Nacht hier draußen campiren, ohne Bettdecken und in feuchten Kleidern. Eine große Menge wohnte unserm Abendgottesdienste bei, wobei sich alle sehr ruhig verhielten.

26. November. Wir verbrachten eine ziemlich gute Nacht, unter der Obhut einer Schar von Eingeborenen, damit uns kein Leid geschehe. Die Frau Häuptling Koloka und ihr Gatte Boe waren auch zu unsern Diensten. Der Tanz, welcher um 7 Uhr begonnen hatte, war schon um 12 Uhr zu Ende, da ein Regen die fröhlichen Tänzer auseinander trieb. Hier erfuhren wir, daß unser Freund Oa gestorben, was unsere eingeborenen Begleiter unschlüssig machte, ob sie weiter reisen sollten oder nicht, da sie alle möglichen Unannehmlichkeiten fürchteten. Unsere neuen Freunde von Namoa wollten uns gern bis zum Mittag zurückhalten, unsere Ungeduld aber trieb uns schon am frühen Morgen zum Aufbruch. Koloka und Boe, viele Männer, Frauen und Kinder geleiteten uns zu den Booten, zu welchen uns vier Männer die Geschenke Koloka's, ein Schwein und verschiedene Speisen, brachten. Viele der Namoa-Leute trugen geräuchertes Wallaby-Fleisch, um dagegen an der Küste Töpferwaaren einzuhandeln. Sie sind insgesammt schlaue Kaufleute. Koloka und ihr Gatte bitten uns, auf unserer Heimreise wieder bei ihnen zu verweilen, sie wollen mit uns dann Port Moresby besuchen. Namoa ist ein schönes Dorf, ungefähr 110 m über dem Meere, mit ungefähr 300 Einwohnern.

Nachdem die Delena-Eingeborenen ihre Waaren abgesetzt hatten, begleiteten wir sie nach ihrer Heimat. Delena ist ein kleines Dorf auf dem Festlande, gegenüber der Yule-Insel. Früher lebten diese Eingeborenen auf derselben, da aber viele dort starben, übersiedelten sie hierher.

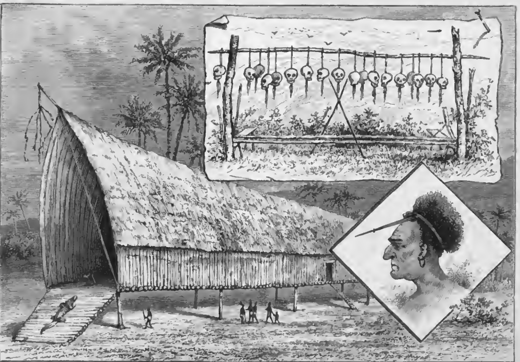
Zu beiden Seiten breiten sich ausgedehnte Mangrovesümpfe

aus, während sich im Hintergrunde ein Hügel von 30 m Höhe mit dichtem Gebüsch erhebt; dennoch behaupten die Leute, der Ort sei sehr gesund, es herrschten dort keine Krankheiten wie auf der Insel. Als wir uns dem Dorfe näherten, stießen zwei Boote mit Lolo-Eingeborenen vom Lande ab, doch ließ ich sie nicht an unsere Seite kommen, ehe nicht unsere Freunde sich genaht und wir eine Unterredung in Betreff der Mörder von Dr. James und Kapitän Thorngren geführt hatten. Nach der Landung beriefen wir eine Zusammenkunft, in welcher mir versichert wurde, daß nicht die Lolo-Bewohner den Mord vollführt hätten, sondern Eingeborene von Paitana, einem Dorfe nahe bei Lolo, das an einem der Bäche in geringer Entfernung von der Küste gelegen. Was man vor drei Jahren als Grund der Ermordung gehört, fanden wir im wesentlichen hier bestätigt. Aber auch die Lolo-Eingeborenen sind durchaus nicht vom Tadel freizusprechen, sie hätten die Paitaner am Angriff hindern oder Dr. James am Tage zuvor davon unterrichten sollen, daß ein Angriff auf ihn geplant sei. Sie sind sehr gut auf Dr. James zu sprechen; aber sie brauchen die stärksten Ausdrücke der Abneigung gegen einen andern Naturforscher und Sammler, der sich auf der Insel aufgehalten, und hoffen, daß er niemals zurückkehren möge. Er hätte sie immer bedroht und mehr als einmal auf sie geschossen. Auf meine Frage, warum er nicht ermordet wurde, antworteten sie, daß er fortzog, ehe die beabsichtigte Verschwörung ins Werk gesetzt wurde; wäre er aber nur kurze Zeit länger geblieben, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Solche Leute richten unglaublichen Schaden an und gefährden das Leben vieler.

27. November. Im Regen trafen wir diesen Abend in Maiva ein. An der Küste begrüßte uns ein großer Haufe Eingeborener, Männer, Frauen und Kinder, aber weder eine Keule noch Speer oder Bogen waren zu sehen. Schon seit längerer Zeit hatten sie uns erwartet. Aus Furcht vor dem Westwind ankerten wir ziemlich weit draußen und mar-

schirten nach geschehener Landung nach Oa's Dorf. Erst als wir nahe bei demselben waren, hörten dessen Bewohner unsere Ankunft. Paru, Oa's Bruder, lief uns entgegen, führte uns geradeswegs nach Oa's Haus und zog mich an der Hand hinein. In der Mitte des völlig finstern Hauses war der Häuptling beerdigt; über dem Grabe war eine Matte ausgebreitet; man bat mich dort niederzusitzen, während sie ein „Wehklagen" abhielten. Ringsherum saßen seine Frauen, Schwiegertöchter und Klageweiber; sein Sohn Meauri saß zu seinen Füßen, während neben mir einige männliche Angehörige standen. Es war unerträglich; manchmal laut, dann wieder leise und klagend sang der eine Theil eine Frage, die auf den Todten Bezug hatte, worauf die gegenübersitzenden Frauen antworteten, dann vereinigten sich alle zu lautem Ausbruch des Wehklagens. Sie schlugen sich auf die Brust und zerrten ihr Haar, indem sie sich nach rechts und links, vorwärts und rückwärts neigten. Ich sandte nach Piri und ließ ihn meinen Platz einnehmen. Oa hatte von mir als seinem besondern Freund gesprochen und sich kurz vor seinem Tode gewundert, daß ich nicht käme. Er war ein schöner Mann gewesen, etwas despotisch in seinem Orte, ein Kriegsmann von Jugend an und ein großer Zauberer. Er hatte einen wunderbaren Einfluß längs der Küste, nach Osten zu bis Port Moresby, sowie nach Westen bis Orokolo, in der Nähe von Bald-Head. Am Kopfende seines Grabes sind seine Pfeile und Bogen aufgestellt, und daran einige seiner Schmucksachen aufgehäuft, während der größere Theil seiner Kleinodien mit ihm begraben ist.

Man hat uns für unsern Aufenthalt den großen Tempel oder Dubu als Wohnung eingeräumt, doch darf unser Gefolge nicht mit eintreten. Der Tempel ist 50 m lang und 9 m breit. Am Eingang ist ein Schirm aufgestellt, der aus losen herabhängenden Sagopalmblättern verfertigt ist. Oben im Innern sind sechs Gestelle angebracht, die mit Federn verschiedenster Art bedeckt sind. Diese sind dem Geiste geweiht und



Dubus in Vailala und Moapa. — Koapena, Häuptling von Moapa.

S. 154

dürfen von keiner Frau, keinem unverheiratheten Mann oder Kindern betrachtet werden. Ich nehme Oa's Platz im Dubu ein. Alle Pfosten sind benannt, jeder Häuptling hat seinen besondern Pfosten. Ein breiter Vorderpfosten mit einem gut geschnitzten Alligator von Oa's Hand, den er kurz vor seinem Tode mit einem von mir geschenkten Tomahawk ausgeführt hat, trägt den Namen Tamate. Meauri rief mich abends heraus, um zu hören, ob ich es bequem hätte und ob er noch irgendetwas für mich thun könne. Da er in Trauer ist, durfte er nicht eintreten.

28. November. Bei unserm Gottesdienst am Morgen, dem ersten, der je an diesem Orte abgehalten, hatten wir viele Zuhörer. Rua, einer der Häuptlinge, erzählte mir, indem er an meiner Seite saß, daß es einer Frau oder einem Jüngling, der in den Dubu hineinblicken wollte, entsetzlich ergehen würde; eine schreckliche Krankheit würde sie befallen, von der sie nie wieder geheilt werden würden. In kurzem werden alle Männer sich im Dubu zu einem zweimonatlichen Aufenthalt einfinden, weder Frauen noch Jünglinge dürfen sie während dieser Zeit sehen, noch dürfen solche sich vor ihnen zeigen. Vom Dubu aus werden engumschlossene Wege nach dem Busche angelegt, welche die Männer mit Sicherheit ungesehen betreten können. Zu bestimmten Zeiten werden ihnen von den Weibern Speisen gebracht und in einiger Entfernung außerhalb des Dubu niedergelegt; wenn niemand in der Nähe ist, gehen sie hinaus und holen sie sich. Wer während dieser zwei Monate im Dubu krank wird, muß drinnen bleiben und darf auf keinen Fall zu Freunden hinausgehen.

„Nun aber, Rua, sage mir, was geschieht, wenn einer stirbt; was dann?"

„Niemand kann während dieser Zeit sterben."

„Aber angenommen, jemand stirbt, was würdet ihr thun?"

„Dann trägt man den Leichnam hinaus und überläßt ihn

seinem Weibe oder seinen Weibern und Kindern, daß sie ihn forttragen, beweinen und begraben."

Der Tabu (das Heiligthum) ist sehr streng, keiner wagt ihn zu brechen; wer dies thäte, den würde Aussatz treffen, der ihn verzehren würde. Wenn die zwei Monate um sind und der Tabu aufgehoben, gehen alle nach dem Meere, worauf sie baden, zum Dubu zurückkehren, um sich festlich zu kleiden, dann gehen sie hinaus zu einem großen Mahle, das ihnen von denen draußen hergerichtet ist; Tanz und Fest dauern mehrere Tage und Nächte fort. Ein Mann, der von einem Feinde verfolgt, im Dubu Zuflucht nimmt, ist dort vollständig sicher. Wer einen andern im Dubu tödten würde, dem würden Arme und Beine einschrumpfen, daß er sich den Tod wünschen möchte. Als Rua kürzlich in Port Moresby unsere neue Kirche erblickte, sagte er zu mir: „Tamate, euer «Dubu» ist schlecht."

„Nein, Rua, er ist zwar klein, aber hell, und wir fordern Männer, Frauen und Kinder auf, hineinzutreten und von Gott zu hören und seiner Liebe durch Jesum Christum, seinen Sohn. Euer Gotteshaus aber ist finster und weder Frauen noch Kinder dürfen es je betreten."

„Der Ort ist zu heilig, als daß diese hinein dürften."

„Nicht so heilig wie unserer; wir schlafen und rauchen nicht drinnen wie ihr. Wir verehren den einen großen Geist, indem wir uns alle vereinigen, um ihn in Gesang und Gebet zu preisen, sein Wort zu lesen und von ihm zu hören."

Meauri, Oa's Sohn, ist ein großer und starker Mensch von 26 Jahren. Er hat fünf Weiber, die alle sehr an ihm hängen. Meauri wie alle Bewohner von Maiva würden gern einen Lehrer bei sich aufnehmen. Ein Missionar mit einem Stab von Lehrern könnte hier viel wirken; man kann nur wirklich Gutes schaffen, wenn man unter den Leuten lebt. Die Heiden müssen unser tägliches Leben sehen, müssen uns lieben lernen, müssen von unsern Lippen die Worte des

ewigen Lebens hören und so dahin geführt werden, Christum zu lieben.

29. November. Vor Tageslicht machten wir uns auf den Weg nach Keveri, einem im Innern hinter Cap Possession liegenden Districte. Wir durchwanderten zwei tiefe Sümpfe und zahlreiche gut gepflegte Yamspflanzungen. Beim Licht des abnehmenden Mondes waren Frauen mit Gäten beschäftigt, was sie in der heißen Sonne zu thun fürchten. Wir trafen auf ausgedehnte Haine von Kokosnußbäumen, in den Sümpfen wuchsen Sagopalmen, Taro, Yams, Bananen und Zuckerrohr in großem Ueberfluß. Der Keveri-District ist von gleicher Größe wie Maiva, mit ebenso sauber und gut gehaltenen Dörfern. Vor den Häusern stehen zu beiden Seiten der Straße Kokosnußbäume, Brotfruchtbäume, Drachenbäume der verschiedensten Arten und Crotons in großer Mannichfaltigkeit und Schönheit. Wir wurden in der That vorzüglich aufgenommen, das ganze Volk lief herbei, die Fremden zu sehen. Paru, Oa's Bruder, diente uns als Führer und machte seine Sache sehr gut. Wir kehrten reich beschenkt zurück. Eingeborene aus Mekeo sind aus dem Innern mit Betelnüssen eingetroffen. Sie rauchen furchtbar viel. Als ich abends auf einer Veranda im Dorfe saß, überkam mich die Furcht, daß sie einstürzen würde, auch hatte ich eine sonderbare Empfindung, wie bei der Seekrankheit; es waren die Wirkungen eines starken Erdbebens.

Meauri und seine Freunde versprachen, daß sie alles aufbieten würden, um untereinander mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Unsere Absicht, morgen aufzubrechen, hat im Dorfe großes Bedauern hervorgerufen und viele haben uns eingeladen, doch bald wiederzukommen. Einige im Dubu baten um die Erlaubniß, die ganze Nacht am Feuer zu sitzen, zu reden und zu singen, um uns dadurch wach zu erhalten; ich war aber entschieden dagegen.

30. November. Heute wurden wir vor unserer Abreise

reich beschenkt, und alle kamen heraus, um von uns Abschied zu nehmen. Ein guter Westwind brachte uns bald hinüber nach der Yule-Insel, wo wir vier große Boote aus Boëra trafen, die nach Marva wollten, doch da der große Yule-Zauberer mit dem erhaltenen Muschelschmuck nicht zufrieden war, so sagte er ihnen, sie dürften nicht dorthin gehen, sie würden sonst alle getödtet werden. Sie hatten deshalb beschlossen, wieder umzukehren. Ich traf den Zauberer — einen kleinen, gemein und schlecht aussehenden Burschen — es wäre ihm aber lieber gewesen, mich nicht zu treffen. Die Leute fürchteten ihn sehr. Er war außer sich vor Wuth, als ich ihm in Gegenwart des ganzen Volks sagte, daß er ein mörderisches, räuberisches und lügnerisches Gewerbe betreibe, und daß er besser thäte, dasselbe aufzugeben und nicht länger das Volk zu täuschen. Er bekommt von allem das Beste — das beste Schwein, die beste Kost, den besten Tomahawk, die besten Muscheln. Wenn man all diese Leute unschädlich machen könnte, gäbe es viel weniger Mordthaten an der Küste. Sie verstehen Gifte anzuwenden und hetzen durch ihren Einfluß einen Stamm auf den andern. Als der Zauberer mich verließ, mußte ich auf seine Rache und sein baldiges Wiedererscheinen gefaßt sein. Am Abend beschenkte ich die Häuptlinge und bereitete für den nächsten Tag einen Besuch nach Mekeo vor, für den Fall, daß es nicht zu sehr regnen sollte.

1. December. Berichte von Eingeborenen aus Mekeo, die während der Nacht eingetroffen, meldeten, daß in den Districten des Innern Unruhen herrschten und es unsicher für uns sei, uns jetzt dorthinein zu begeben; wir beschlossen daher heimzukehren. Man beschenkte uns mit Federn, Schweinen und Eßwaaren. Mit leichtem Wind fuhren wir nach dem Namoa-Creek, wo wir landeten. Als wir durch die Pflanzungen gingen, trafen wir unsern Freund Naime, Koloka's Onkel, der sich mit seiner Frau Nr. 1 uns anschloß. Nur ein einziger Bewohner, ein alter Mann, war im Dorfe zurückgeblieben,

Koloka und ihr Gatte waren mit Männern, Weibern und Kindern hinaus in die Pflanzungen gezogen. Naime's Frau kochte sogleich für uns Essen — Sago und Yams, und ein heimkehrender Jüngling ward abgeschickt, um der Frau Häuptling unsere Wiederkehr anzuzeigen, und bald erschien dieselbe auch mit ihrem Manne. Nach eingenommener Mahlzeit baten sie uns dringend, sie nach dem Orte zu begleiten, wo das Volk arbeitete. Wir gingen dahin und fanden Männer und Frauen eifrig beschäftigt, mit langen Stöcken die Erde umzuwühlen; nahebei im Schatten kochten ein Dutzend Frauen das Essen. Wie in Kabadi sind hier Hängematten gebräuchlich, von denen eine Anzahl an den Bäumen befestigt waren. In diesen verträumten wir behaglich den Nachmittag. Ihre Königliche Hoheit lag in einiger Entfernung ebenfalls in einer Hängematte, bedient von einer Zahl Frauen, die ihre Befehle entgegennahmen und dieselben den Köchen überbrachten. Sie gab alle Befehle sehr genau und ruhig. Wenn sie reist, wird sie, wie uns die Leute erzählen, in einer Hängematte getragen. Ihr wird unbedingt gehorcht und sie scheint große Macht zu haben. Nachdem wir mit dem Volke geschmaust hatten, kehrten wir in der Abendkühle ins Dorf zurück. Koloka wollte es nicht dulden, daß wir zum Schlafen uns in den Dubu begaben. Es interessirte sie sehr, von den Schiffern über die Heirath Maka's mit einer Tochter Nuatoka's erzählen zu hören; alle Geschenke ließ sie sich aufzählen. Sie wünschte, Maka und seine Frau möchten hier bei ihnen wohnen. Ihr Gatte erzählte uns ernsthaft im Vertrauen, während er sich in seiner Hängematte schaukelte, daß er für Koloka eine enorme Summe gezahlt habe, nämlich zehn Armmuscheln, drei Perlenmuscheln, zwei Reihen Hundezähne, verschiedene Hundert Kokosnüsse, eine große Menge Yams und zwei Schweine.

2. December. Kurz nachdem wir uns am gestrigen Abend zur Ruhe gelegt hatten, wurden wir von Mäusen heimgesucht, — Mäuse liefen über uns fort, Mäuse von allen

Seiten, Mäuse zu unsern Füßen, zu unsern Köpfen, — Mäuse überall. Um Mitternacht endlich rückten wir aus und stahlen uns nach dem Dubu, um einen ruhigen Schlaf zu genießen; aber ach! wir waren gesehen worden. Erst kam einer und warf sich neben uns hin, dann erschienen Naime und seine Frau Nr. 2 und zündeten ein Feuer an, um die wirklichen und eingebildeten Feinde zu verscheuchen. Ich sagte ihnen offen, es wäre mir lieber, wenn sie fortgeblieben und die Feinde nur ruhig hätten kommen lassen. Auch Boe, der aufwachte, um sein Mitternachtspfeifchen zu schmauchen, hatte um Mitternacht unser Fortgehen bemerkt und auch er mußte kommen, uns zu stören. Ich schickte ihn fort, da er zu viel schwatzte. Sie konnten sich nicht genug über unsern angenscheinlichen Leichtsinn wundern, überall ohne irgendwelche Wachen, ja selbst ohne Waffen zu schlafen. Nach einem zeitigen Frühstück geleitete uns das ganze Volk zur Küste.

Koloka und Boe entschlossen sich zurückzubleiben, um ihre Feldarbeiten zu beenden, sie wollten auch im Dorfe anwesend sein, wenn die Boëraner zu Besuch kämen. Bisjetzt hatten sie viele Jahre lang in Feindschaft mit Boëra gelebt. Auf unserer Herfahrt waren mehrere unserer Schiffsleute aus Boëra mit uns in Namoa gewesen und dort gut aufgenommen worden; sie bewogen deshalb einige ihrer Führer in Delena, hierher zu kommen, um Frieden zu schließen. Wir ließen den Boëranern einen unserer Leute, der nun mit Kone und den Führern der Boote nach Namoa reist, um den Frieden zu vermitteln. Sie werden Geschenke austauschen; Boëra gibt Arm- und Perlenmuscheln, Namoa Schweine, Früchte und Betelnüsse.

Mit sanftem Wind kreuzten wir die Redscar- und Caution-Bai und trafen wohlbehalten in Boëra ein.

Siebentes Kapitel.

Friedenstiften.

Die Eingeborenen bitten Chalmers, nach Elena zu gehen. — Befürchtungen der Eingeborenen; Schwierigkeiten bei der Abreise. — Namoa. — Telena. — Ein Handelsboot aus Motumotu. — Unterredung mit Semese, Häuptling von Lese. — Christliche Eingeborene. — Freundschaftliches Zusammentreffen mit einem Kriegscanoe. — Ankunft in Motumotu. — Freundlicher Empfang. — Eingeborene in Toilette. — Sonntagsgottesdienst unter freiem Himmel. — Sago als Handelsartikel. — Friedensbedingungen. — Rückkehr nach Boëra.

Als ich mich im Jahre 1880 in Kabadi aufhielt, baten mich die dortigen Bewohner, die Elena-Eingeborenen, welche jetzt in dem Busch nahe dem Hügel wohnten, davon abzuhalten, sie von neuem heimzusuchen. Ueberall längs der Küste waren die Leute in großer Angst vor einem Ueberfall, auch aus Maiva kam die Nachricht, daß Motumotu und Lese große Vorbereitungen zu einem Einfall in Motu träfen, um Tamate und Ruatoka zu tödten und nach allen Seiten einzudringen. Als sie im letzten Jahre fortzogen, gelobten sie wiederzukehren und ihre Rechnung zu begleichen, d. h. erst die Fremden zu tödten und dann alle Eingeborenen, deren sie habhaft werden könnten. Unter diesen Umständen beschloß ich nach Motumotu zu reisen und dem Löwen in seiner Höhle zu trotzen. Für mich selbst fürchtete ich von ihnen nichts, wol aber, daß sie Kabadi und den Küstendörfern Unheil zufügen würden. Es war keine Zeit zu verlieren, da es in diesem

Monat viel Regen und Stürme gibt und die Küstenlinie lang und unwegsam ist; hatte ich doch nun einmal beschlossen die Reise zu wagen, obwol die Jahreszeit nach der Meinung der Eingeborenen hierzu schon zu weit vorgerückt war.

Am 5. Januar 1881 eröffneten wir die neue Kirche in Port Moresby und tauften die ersten drei bekehrten Eingeborenen von Neuguinea. Die Kirche war überfüllt und alle Zuhörer schienen großen Antheil an der Feier zu nehmen. Ich verabredete mit Piri und seiner Frau, mich in ihrem Walfischboot nach dem Golf zu begleiten. Unsere Eile ließ es nicht zu, bei unserer Hinfahrt in Kabadi vorzusprechen, einige der hiesigen Eingeborenen aber wollen die Kunde unserer Abfahrt nach dort bringen.

Am 10. Januar zeigte die am Boote aufgehißte Fahne, daß wir in See stachen. Als Ersatz für unsern Führer, der sich in der letzten Nacht aus Furcht aus dem Staube gemacht, erbot sich sogleich einer der drei Getauften, Namens Huakonio, mit uns zu gehen, allgemein aber ward doch unsere Bemannung als Thoren betrachtet, die dem Tode in die Arme liefen. Während nun Weiber, Kinder und Freunde weinend um uns versammelt waren, zeigte die Mannschaft dagegen volles Vertrauen zu uns. „Seht ihr nicht", äußerte sich einer derselben, „daß, wenn Tamate lebt, auch wir leben werden, sollte er ermordet werden, nun so werden auch wir ermordet werden; laßt uns ihn begleiten, ihr werdet uns wohlbehalten mit Sago und Betelnüssen zurückkehren sehen." Im Boot erzählte mir Huakonio, wie man außer Gewalt alle denkbaren Mittel versucht habe, um unsere Leute von der Reise zurückzuhalten, „aber", fügte er hinzu, „wir wissen, daß wir recht thun; der Geist, der bisher über dich gewacht hat (und er erwähnte hierbei die verschiedenen Reisen), wird dich auch weiter schützen; und wenn wir wohlbehalten heimkehren, wie wird sich das Volk seiner Furcht schämen!"

Gegen 9 Uhr vormittags verließen wir Port Moresby

mit leichtem Winde, fanden jedoch außerhalb des Hafens eine starke östliche Strömung vor. Bei unserer Ankunft in Boëra um 5 Uhr nachmittags erwarteten uns Piri und seine Frau, bereit zur sofortigen Abreise. Piri's Bootsleute sind aus Boëra, von wo auch wir unsere Mannschaft durch zwei Mann verstärkten. Die Eingeborenen hier schienen ganz sorglos zu sein; viele von ihnen hätten uns gern begleitet. — Eine schöne klare Mondnacht war es, als wir mit einer leichten Landbrise in die See stachen; nach einiger Zeit jedoch mußten wir die Ruder gebrauchen, um nach der Varivari-Insel in der Redscar-Bai zu gelangen, wo wir gegen 2 Uhr früh Anker warfen. Um 6 Uhr morgens brachen wir nach Cap Suckling auf, da aber ein starker Nordwest wehte, mußten wir bei Manumanu einlaufen. Die Händler aus Motu thaten hier alles mögliche, um uns zu bewegen, Motumotu aufzugeben und nach Kabadi zu gehen; auch die Bemannung beider Boote hätte sehr gern von der Weiterfahrt Abstand genommen, zumal ihre Freunde ihnen zuredeten, uns zu verlassen und mit ihnen in ihren Handelscanoes zurückzukehren. Sie kamen zu zu mir und sagten: „Das schlechte Wetter hat begonnen, Wind und Regen herrschen jetzt, wir können nicht mehr vorwärts.“ Ich erwiderte darauf: „Kinder, denkt an die Schande! Wir reisen ab, um nach Motumotu zu gelangen und beim ersten widrigen Wind kehren wir um. Das darf nicht geschehen, laßt uns noch einige Zeit ausharren; wenn der Wind stärker wird, können wir umkehren, ohne uns zu schämen.“

„Du hast recht“, antworteten sie, „wir wollen mit dir weiterreisen.“

Als wir beim Sonnenuntergang alle wieder unsere Boote bestiegen hatten und zur Abfahrt bereit waren, dachte ein Bursche, der gerade von Kabadi gekommen war, mich zu überreden, indem er sagte: „Tamate, in Kabadi wartet man sehnsüchtig auf dich, sie halten dort ein großes Geschenk für

dich bereit, viele Federn und Sago; deine beiden Boote können nicht die Hälfte davon fassen." — „Ich gehe nach Motumotu und weder alle Federn noch aller Sago werden mich von dem Versuch, nach Motumotu zu kommen, abbringen; werde ich zurückgetrieben, nun so will ich Kabadi besuchen."

Ich glaube wol, daß unser Schiffsvolk sich mit diesem Manne verabredet hatte.

Es war am 12. Januar um 5 Uhr früh, als wir in Namoa, nahe bei Cap Suckling, anlangten. Boote aus Maiva, die mit Wallabys aus Namoa kamen, fuhren an uns vorüber. Als wir gerade unser Frühstück am Ufer zubereiteten, kam Koloka mit ihrem Manne aus ihrem Dorfe herab, um sich in einem der großen Canoes nach Maiva einzuschiffen; eine große Menge begleitete sie, um ihrer Abfahrt beizuwohnen. Erst nachdem die Bambuspfeife die Runde gemacht, betraten sie das Canoe, wobei die Männer und Frauen weinten, als wenn sie für immer Abschied nähmen.

Nach diesem Zwischenfall sagten wir dem Volk, wir wollten schlafen, worauf sie uns ungestört ließen. Am Nachmittage setzten wir unsere Reise nach Delena fort, wo wir herzlich bewillkommnet wurden und die Eingeborenen sehr erfreut darüber fanden, daß wir nach Motumotu gehen wollten, da sie einen Angriff von dort fürchteten und nun hofften, unser Besuch würde ihnen zugute kommen. Sie glauben zuversichtlich, daß die Bewohner von Motumotu uns gut empfangen und wir die Angelegenheiten friedlich ordnen werden, sobald jene gehört, daß wir die Reise nur zu dem Zweck unternommen haben, um sie zu besuchen. Das Schiffsvolk, von neuem mit frischem Muth erfüllt, hält noch am Lande einen großen Abschiedsschmaus mit Dugong, Sago und Betelnüssen. Mit Behagen rauchten sie ihren Tabac und spotten nun über die Angst ihrer Freunde. Der Zauberer ist nicht in Delena anwesend, aber auch er hätte wol nichts

gegen unsere Weiterreise eingewendet. — Bei leichtem Wind ruderten wir von Delena ab und erreichten gegen 8 Uhr früh den Strand von Keveri bei Cap Possession. Nahe von Maiva begegneten wir einem Motumotu-Canoe. Zuerst fürchteten sie sich an uns heranzukommen, nach kurzem Gespräch aber kamen wir nahe zusammen, tauschten Geschenke aus und waren bald Freunde. Sie schienen erfreut, daß wir ihre Heimat besuchen wollten; nach ihrer Ansicht würde Friede geschlossen werden, da ihre Landsleute hierzu bereit wären, sobald wir sie besuchen würden.

Es scheint, daß es ihnen sehr an „uros" (irdenen Töpfen) fehlt, was ihnen von den längs der Küste westlich von ihnen wohnenden Stämmen zum Vorwurf gemacht wird. Dieser Tadel ist wohlbegründet, denn nur aus Furcht vor Motumotu sind die Handelsschiffe aus Pari, Vapukoki, Port Moresby, Boliapata und Boëra in der letzten Saison nicht die Küste hinabgefahren. Da der Führer jenes Canoe hörte, daß wir alle, außer unserm Bootsmann Bob Samoa, in Motumotu Freunde hätten, so befreundete er sich mit demselben durch Nasereiben und überreichte ihm seine Kürbisflasche, die dieser bei seiner Ankunft zeigen sollte, damit der Vater und die Freunde des Motumotu-Mannes Bob als ihren Freund empfangen sollten. Sie setzten dann ihre Fahrt fort, um aus Lolo „uros" zu holen, während wir uns anschickten ans Land zu gehen, um unsere Mahlzeit zu kochen.

Ich legte mich am Ufer zum Schlafe nieder und war nicht wenig erstaunt, mich bei meinem Erwachen von einer Menge Eingeborener umgeben zu sehen, neben mir meinen Freund, den Kavari-Häuptling Arana. Zwei Knaben, die gerade am Ufer fischten, hatten unsere Landung bemerkt und waren nach Hause gelaufen, um unsere Ankunft zu melden. Arana war sogleich hinabgestiegen unter Begleitung von zwei seiner Frauen, die Speisen trugen, sowie vielen Männern und Weibern aus den Dörfern. Seine zwei Frauen sind jetzt mit

Kochen beschäftigt, während er mich zu bereden sucht, ihm auf der Rückreise einen Besuch zu machen, um mir Geschenke an Sago und Speisen zu holen. Da ich es aber nicht versprechen konnte, schien er sehr enttäuscht.

Wir verließen die Küste von Kavari und ruderten um Cap Possession herum, wobei wir bei Oiapu vorbeikamen. Es war ein so heftiger Seegang, daß ein Boot, das vom Ufer aus auf uns zukam, untersank. Viele Leute liefen am Ufer entlang, die Piri und mich beim Namen riefen und uns aufforderten, doch bei ihnen zu landen und zu schmausen; unsere Schiffsmannschaft aber hegte zu große Angst und wir fuhren daher weiter. Auch bei Jokea kamen alle Männer, Frauen und Kinder ans Ufer; auch sie riefen uns beim Namen und baten uns zu landen. Hier hätten wir es gern gethan, das Meer war aber zu bewegt und brach sich mit so großer Kraft an dem überhängenden Riff, daß mehrere Canoes, die vom Lande abstießen, vergebens versuchten, uns zu erreichen, nur einem gelang es. Die Bemannung desselben bat uns, doch auf unserm Rückweg bei ihnen vorzusprechen und ihnen das Resultat unsers Besuchs mitzutheilen; sie riethen uns auch Lese zu besuchen. Von ihnen erfuhren wir, daß die Motumotu-Bewohner bereits wüßten, daß wir auf dem Wege zu ihnen seien, sie hätten deshalb die Entscheidung hinausgeschoben. Nach dem üblichen Nasereiben kehrten sie zum Ufer zurück, während wir unsern Weg fortsetzten nach dem Hafen an der Mündung des Coombes-Flusses; da aber das Meer sehr bewegt war, zogen wir es vor, um Mitternacht außerhalb des Hafens vor Anker zu gehen.

Um 5 Uhr früh brachen wir wieder auf und weiter ging es nach Lese. Zwei Canoes aus Naima, die aus Lolo zurückkehrten, wo sie versucht hatten Uros zu bekommen, fuhren dicht an uns vorbei. Auch sie freuten sich über die Aussicht auf Frieden und Uros. Um 7 Uhr waren wir in Lese, wo uns eine aufgeregte, zum größten Theil bewaffnete Menge empfing.

Wir warfen etwas weiter draußen Anker und erlaubten keinem Boote, sich an unsere Seite zu legen. Ich rief nach Eeka, worauf ein sehr alter Mann uns durch das Wasser entgegenschritt, mit dem ich Hand in Hand ans Ufer ging. Peri und seine Frau mit einem Theil der Mannschaft und den Boëra- und Port Moresby-Häuptlingen folgten mir. Je weiter wir ins Dorf kamen, desto mehr wuchs die uns folgende Menge an. Piri bemerkte einen eingezäunten Platz, ging hinein, um zu schauen, was dort sei und rief mir zu, es mit anzusehen. Ich ging hinein, doch weder Frauen noch Jünglinge folgten. Inwendig waren zwei große Häuser mit Reihen von Masken und Hüten, letztere wie kleine Boote, ungefähr 3 m lang, aus sehr leichtem Holz und heimischem Stoff gefertigt. Beim Herauskommen ergriff mich ein ältlicher Mann bei der Hand und zog mich mit zornigem Eifer mit sich fort. Alles was ich verstehen konnte war, daß jemand ein Dieb und ein Lügner sei. Ich fragte den hinzutretenden Boëra-Häuptling, was dies zu bedeuten habe, worauf er sagte: „Dies ist dein Freund Semese, der Häuptling, dem du bei deinem letzten Hiersein ein Geschenk gabst; er ist böse, daß Eeka dich jetzt in Beschlag nimmt.“ Um den Eifersüchtigen zu beschwichtigen, rief ich Piri herbei, damit er mit Eeka gehe und ihn beschenke, während ich an der Seite Semese's blieb.

Als wir bald darauf auf der Plattform kauerten, war der Zorn des alten Häuptlings verraucht, während ich mit Geduld mir seine Bewirthung gefallen ließ.

„Aber, Semese, ich möchte nun eiligst nach Motumotu, da ich fürchte, schlechtes Wetter zu bekommen.“ — „Morgen kannst du nach Motumotu, heute bleibst du in Lese; erst mußt du dein Schwein erhalten.“

Ich bat ihn, das Schwein für einen andern Besuch aufzuheben, aber es nützte alles nichts; ein schönes großes Schwein wurde mit dem Speer getödtet und mir zu Füßen

niedergelegt. Semese und das Volk waren in bester Laune. Eeka war von Piri entzückt und beschenkte ihn ebenfalls mit einem Schwein. Nachdem wir unsere Geschenke vertheilt, machte ich unsern Freunden den Vorschlag, wir wollten die Schweine nach der andern Seite der Einfahrt, nach der Macey-Lagune bringen, da wir zu ermüdet seien. Semese zeigte sich jetzt, da der Frieden geschlossen, höchst liebenswürdig und mit allem einverstanden; wir verabredeten, daß er und seine Leute mit Sago zu uns nach Port Moresby kommen sollten. Beide Schweine, die zum Kochen fertig zubereitet waren, wurden nun ins Boot getragen, während die aufgeregte, diesmal unbewaffnete Menge am Ufer unserer Abfahrt beiwohnte. Sie versprachen, Kabadi nicht mehr zu belästigen, indem sie unsern Besuch als Friedensschluß mit allen Küstendörfern betrachten wollten.

Die Macey-Lagune würde einen prächtigen Hafen für kleine Schiffe abgeben; sehr große Schiffe können den Eingang nicht passiren. Auf der Ostseite erstreckt sich ein Damm fast $1\frac{1}{2}$ km weit in die See hinaus, welche sich an ihm bricht; nahe bei dem westlichen Ufer ist eine gute Einfahrt.

Um am nächsten Morgen nach Motumotu zu gelangen, gingen wir abends 3 km vom Dorfe entfernt vor Anker. Trotz einiger Angst schliefen alle bald ein. Unsere Leute staunen über das zu dieser Jahreszeit selten so schöne Wetter und erblicken darin eine günstige Vorbedeutung; der große und gute Geist, der uns bis hierher so sicher gebracht, würde uns nicht heute noch morgen verlassen. Bei keiner Mahlzeit, ob an Bord oder am Lande, versäumten sie zu beten, und auch unserm alten Freunde Hula war es sicherlich Ernst, als er heute früh für die Motumotu-Bewohner erflehte, daß unser Besuch ihnen Segen bringen möchte. Derselbe alte Mann hatte vor einigen Wochen am Ende einer Unterredung mit uns in Port Moresby gesagt: „Hört mich an; ihr glaubt, wir Männer aus Motumotu achten nicht auf eure Worte;

aber ihr irrt euch. Ehe ihr kamt, kämpften wir fortwährend und waren allen im Westen und Osten ein Schrecken; jetzt ist das anders. Wir sind mit allen ringsherum im Frieden; wir gehen unbewaffnet umher und schlafen gut in der Nacht. Bald werden wir alle alten Gebräuche unserer Väter aufgeben und ihr werdet uns alle, jung und alt, herbeikommen sehen, um das Wort des großen und guten Geistes zu hören."

Um 2 Uhr früh wurde ich durch lautes Rufen geweckt und erblickte ein großes doppeltes Kriegscanoe dicht neben Piri's Boot, in dem noch alle fest schliefen. Jetzt wachten auch sie auf, erschreckt über den Anblick, der sich ihnen bot.

Von der Verbindungsbrücke jener Canoes erscholl der Zuruf: „Wer seid ihr?" Wir antworteten: „Tamate und Piri, die nach Motumotu wollen!" Darauf war bald die Freundschaft hergestellt, was sich in gemeinschaftlichem Betelkauen und Tabackrauchen bekundete. Jedes Canoe enthielt mehr als 30 Mann; auf der die Canoes verbindenden Brücke befanden sich bewaffnete Männer und ein großer Vorrath von Sago und Betelnüssen. Sie waren auf der Fahrt nach Lese, um Uros einzukaufen. So längs unsers Bootes liegend, empfingen und theilten sie Geschenke aus, bis auf den Befehl eines auf der Brücke Stehenden das Doppelcanoe in voller Eile seinen Weg fortsetzte. Es war ein prächtiger Anblick, die Boote so im Mondlicht davoneilen zu sehen, während fast 80 Ruder wie mit einem Schlage das Wasser berührten. Wir legten uns hierauf nochmals nieder, um noch ein oder zwei Stunden zu schlafen.

Um 6 Uhr lichteten wir die Anker und fort gings nach Motumotu. Am Ufer war eine große Menge; aber alles schien friedlich gesinnt, da wir Knaben und Mädchen so lebhaft wie die Erwachsenen umherlaufen sahen. Ein Häuptling kam uns durch das Wasser entgegen mit dem Zuruf: „Kommt mit Frieden her, kommt als Freunde und wir wer-

den euch als Freunde empfangen!" Wir ruderten um den Vorsprung herum und liefen in das tiefe Wasser des Flusses ein, dicht bei dem östlichen Damm, in der Nähe des Dorfes, jedoch erlaubte ich niemand ans Land zu gehen, bevor wir uns nicht mit dem Häuptling, der zu uns an Bord kam, ausgesprochen hatten. Er berichtete uns, daß man ihnen gesagt, wir würden sie feindlich empfangen, wenn sie zu uns kämen, auch daß alle Weiber und Kinder den Keiari-Leuten überliefert werden sollten, die mit den Fremden verbündet seien. Dann hätten sie wieder gehört, daß ich ermordet sei, und wären sehr betrübt darüber gewesen, aber nun sähen sie, daß ich am Leben und einen weiten Weg zu ihnen gemacht, und zwar in einem „Mond", in dem weder sie noch ihre Vorfahren je gereist wären. Daher wollten sie nun gern Frieden schließen.

Ich erlangte hierauf von ihm die Zusage, daß die Motu-motu-Leute nie wieder Kabadi überfallen und überall längs der Küste Frieden halten sollten.

„Du hast recht", antwortete er, „wir werden Kabadi nicht mehr bekriegen. Die Lealea-Bewohner waren es, die, nachdem sie uns mit Schweinen bewirthet hatten, in uns drangen, die Kabadi-Leute anzugreifen, um sich für einen frühern Angriff derselben auf sie zu rächen. Es paßte uns, weil sich jene etwas auf ihre Stärke einbildeten, aber nun soll Frieden zwischen uns herrschen."

Ich landete hierauf mit einigen und ging unter Führung des Häuptlings durch die Dörfer; dann kehrten wir in die Boote zurück, wo uns gesagt wurde, zunächst in denselben zu bleiben. Nicht lange darauf wurden drei Schweine gebracht und unsere Gegengeschenke an Uros und anderm entgegengenommen. Bob's Flaschenkürbis hat ihm eine Menge Freunde verschafft. An dem einen Ende des Dorfes soll Piri mit seinen Freunden, am entgegengesetzten soll ich in dem Dubu meines Freundes Rahe wohnen. Semese ist sein



Fischen bei Nacht in Neuguinea.

S. 171.

Vater, ein sehr alter Mann. Die Anzahl alter Männer und alter Frauen, ebenso die Zahl der Kinder ist wirklich erstaunlich. Kein Feind wagt sich in die Nähe ihrer Dörfer; noch niemals sind ihre Häuser niedergebrannt worden. Der Boëra-Häuptling, ein Prachtexemplar, spricht den hiesigen Dialekt sehr geläufig. Unsere Leute fürchteten sich anfangs sehr, jetzt aber sind sie beruhigt und streifen umher.

Plötzlich ertönte das Horn, nicht das an der Küste so oft von uns gehörte, das zur Saujagd ruft, sondern das Kriegshorn. Ich war verwundert, was das bedeute; die Jugend wurde eingeübt. Zwei ganz neue Boote mit festlich gekleideten Jünglingen und vielen Rudern kamen den Fluß hinab. Eine Anzahl bemalter und sehr auffallend gekleideter Jünglinge waren darunter; sie haben vor kurzem einige Bewohner von Moveave getödtet und werden seitdem von alt und jung bewundert. — Ich mußte Strümpfe und Schuhe ausziehen und meine Füße anstaunen lassen; auch meine Brust mußte ich zeigen, alle jubelten vor Entzücken darüber; jeder neue Ankömmling wollte einen Blick darauf werfen. Die Sonne brannte sehr. Einige Männer waren an der Brandung mit Fischfang beschäftigt; sie standen auf einem Querholz, das mit einem langen Pfosten im Sande befestigt war; den Kopf bedeckte ein einheimischer Stoff, Bogen und Pfeil hielten sie immer in Bereitschaft.

Eine Anzahl Leute kamen von Vailala hierher und luden mich ein auch sie zu besuchen; die Jahreszeit aber ist zu sehr vorgerückt, um so weit im offenen Boote zu reisen. Nach einer neuen Unterredung, die ich mit den leitenden Männern von hier hatte, darf ich hoffen, daß der Friede gesichert ist. Mein Freund Rahe scheint eine sehr angesehene Persönlichkeit zu sein mit unzähligen Verwandten. Er wollte hören, ob ich lieber im Dubu allein sein möchte; ich brauchte es nur zu sagen, alle Männer würden es dann verlassen. Mir ist

es lieber, wenn sie bleiben, ich selbst werde mich auf der Plattform behaglich einrichten.

Am Abende stolzirten Männer und Frauen in den Dörfern umher, nach ihrer Ansicht elegant gekleidet. Der Körper mit rothem Pigment beschmiert, während Kopf, Arme und Beine mit Croton- und Dracaenablättern und mit Federn verschiedener Vögel geschmückt waren. Alle sind in Waffen, überall sind gespannte und ungespannte Bogen zu erblicken, überall Bündel von Pfeilen. Nahe war eben bei mir, mich um die „Bootsmedicin“ zu bitten.

„Was meinst du damit, Nahe?“

„Ich bitte dich, mir von der Arznei zu geben, die du brauchst, damit dein Boot segelt.“

„Ich brauche keine Arznei, nur Motu's starke Arme.“

„Ihr hättet ohne Arznei doch nie zu dieser Zeit hierher kommen können!“

„Wir brauchen keine Arznei und sind doch wohlbehalten hier angelangt.“

Ich schlief die Nacht vorzüglich, da die in großer Zahl mich bedienenden Eingeborenen sehr aufmerksam gegen mich waren und keinen Lärm in meiner Nähe duldeten. Mein Mosquitonetz, sowie meine Decke erregten große Verwunderung. Unser Morgengottesdienst hatte durch große Unruhe zu leiden, indem jeder für Ruhe sorgen wollte und seinem Nachbar fortwährend sagte, er solle still sein. Unser alter Häuptling aus Port Moresby betete im Motumotu-Dialekt, der Boëra-Häuptling verdolmetschte es mir und Piri. Sie sind sehr begierig, von der Auferstehung zu hören und wohin die Veritane-Geister nach dem Tode kommen. Am Nachmittage hielten wir wieder Gottesdienst ab und zwar in der Hauptstraße. Der Gesang lockte eine große und lärmende Menge herbei, als aber unser alter Freund zu predigen begann, war es als sei eine Bombe geplatzt, Männer, Frauen und Kinder rannten nach Hause, als gelte es ihr Leben. Nach Beginn

eines andern Gesangs kamen sie, zum Theil bewaffnet, wieder herbei. Wir nahmen oft Anlaß, mit den Leuten über den Frieden zu sprechen; sie wünschten, ich möchte mit ihnen nach dem Moveave-District gehen, um auch dort Frieden zu stiften. Einen Theil dieser Dörfer hatten sie nämlich ganz verwüstet. Ich bat sie, Moveave in Ruhe zu lassen, bei günstiger Jahreszeit wollte ich den Fluß mit ihnen hinaufgehen und Frieden schließen helfen; auch suchte ich diejenigen auf, welche in vergangener Woche mehrere Moveave-Leute getödtet hatten, und sie mußten mir versprechen, jeden weitern Angriff zu unterlassen.

Auch Semese ermahnte sie fast die ganze Nacht hindurch, Frieden zu halten; nun, da wir sie besucht hätten, sollten sie doch sich selbst nicht mehr zum Kampfe gegen ihre Nachbarn aufreizen, noch gegen die Motu-Leute Böses reden. Nahe stellte mir seinen Sohn vor, den er Tamate genannt hat; zweifellos wird mir daraus eine kostspielige Ehre erwachsen.

Wenn ein Jüngling eine Jungfrau heirathet, so ist es hier Sitte, nichts für sie zu entrichten, hingegen hat man für eine Witwe sehr viel zu zahlen. — Ueberall sieht man reichen Kabackschmuck.

Heute fuhren wir den William-Fluß hinauf, an dessen Mündung auf der Westseite zwei Inseln, Iriho und Biaveveka, liegen; zwischen der letztern und dem Festlande ist eine Einfahrt in den Alice Meade-Hafen. Der Fluß ist breit und tief, beide Ufer sind mit Sagopalmen besäumt. Die Bevölkerung hier nährt sich hauptsächlich von Sago, der mit Schellfisch gekocht, mit Bananen eingesotten, auf Steinen geröstet, in Blättern eingewickelt, in der Asche gebacken und auf viele andere Arten zubereitet wird. Wir sind reich mit Sago beschenkt worden; beide Boote haben soviel wie nur möglich aufgeladen.

In diesem Augenblick läuft ein Mann in großer Aufregung durch die Straßen; er ist wüthend darüber, daß er

auf seiner Pflanzung ein Bündel Bananen vermißt; er ruft laut seinen Verlust aus und fordert den Dieb heraus.

Eine Versammlung alter Männer währte bis tief in die Nacht hinein und schloß mit laut gesungenem Wehklagen, wobei Pauken den Takt schlugen. Lange vor Sonnenaufgang schon war Semese bereit mich zu geleiten.

Mit schnellem Winde gelangten wir am nächsten Morgen zurück nach der Yule-Insel, wo uns bei Sonnenuntergang ein schrecklicher Sturm und furchtbares Gewitter heimsuchte. Wir mußten in der Nähe des Landes Zuflucht suchen und vier Stunden in pechschwarzer Nacht, im ärgsten Regen, bei leuchtenden Blitzen und betäubendem Donner aushalten. Piri's Boot warf dicht neben uns Anker. Als sich das Wetter ein wenig aufgeklärt hatte, kreuzten wir über Hall-Sound nach Delena, wo wir von den Eingeborenen mit Fackeln empfangen und in ihre Häuser geleitet wurden. Nachdem wir die Kleider gewechselt, fühlten wir uns alle ganz behaglich.

Wir verbrachten die Mitternachtsstunden mit den Delena-Häuptlingen Kone und Levas, um ihnen über unsern Besuch im Westen und den Erfolg unserer Friedensmission zu berichten. Sie waren sehr erfreut darüber und werden mich mit ihrem Besuch in Port Moresby beehren, d. h. sie werden mich um einige Tomahawks erleichtern. Mit frischem Winde und glatter See hatten wir eine sehr angenehme Fahrt nach Boëra, wo wir bei Sonnenuntergang unter großer Freude des ganzen Dorfes anlangten.

Am 20. Februar erreichten wir Port Moresby; am 6. März tauften wir hier Kohu und Nahela, die ersten zum Christenthum bekehrten Frauen aus Neuguinea.

Achtes Kapitel.

Das Blutbad in Kalo.

Ermordung von zwölf Lehrern und ihren Freunden in Kalo im Jahre 1881. — Die Warnung. — Das Blutbad. — Angst um die Lehrer in Koma. — Mr. Chalmers' Ansicht darüber. — Reise westwärts mit der „Mayri". — Ein Sonntag in Delena. — Besuch der Königin Koloka. — Drohender Angriff durch Lolo-Eingeborene. — Der Kampf. — Frieden. — Miria's Dorf. — Schlechter Charakter der Motu-Eingeborenen. — Besuch beim Motu-Häuptling Lavao. — Wie Dr. Thorngren ermordet wurde. — Friedenstiften unter den Dörfern.

Am 7. März 1881 ermordeten die Eingeborenen von Kalo, einem Dorfe an der Spitze der Hood-Bai, nahe der Mündung des Kemp Welch-Flusses, ihren Lehrer Anederea, seine Frau und seine zwei Kinder, ebenso Materua, den Lehrer von Kerepunu nebst Frau und zwei Kindern, Taria, den Lehrer von Hula, Matatuhi, einen Lehrer im Innern des Landes und zwei Knaben aus Hula, zusammen zwölf Personen.

Die erste Nachricht von dieser Tragödie brachte uns der folgende Brief des Rev. T. Beswick, datirt vom 24. März von der Thursday-Insel in der Torres-Straße:

„Am Freitag den 4. dieses Monats verließ unser Hula-Lehrer Taria, mit Matatuhi, einem Lehrer aus dem Innern des Landes, Port Moresby, weil letzterer den Lehrer in Kalo wegen etwas einheimischer Arznei aufsuchen wollte. Als Taria am Abend des 4. März Hula erreichte, hörte er von dem

Gerücht, daß die Kalo-Eingeborenen ihren Lehrer und dessen Familie zu ermorden trachteten. Demzufolge begab er sich am nächsten Morgen in Begleitung von Matatuhi dorthin und suchte den Kalo-Lehrer und seine Familie zur sofortigen Abreise zu bewegen. Dieser aber schenkte dem Gerücht keinen Glauben und befragte deshalb sogar den Häuptling des Ortes und vorgeblichen Freund, der ihm versicherte, daß nicht ein Körnchen Wahrheit an dem Gerücht sei. Der Hula-Lehrer kehrte nun zurück, während Matatuhi dort verblieb. Am Montag den 7. März begab sich Taria wieder mit fünf Hula-Knaben in einem Boote nach Kalo und Kerepunu in der Absicht, die Lehrer und ihre Familien wegen Erkrankungen unter ihnen nach Hula zu bringen. Auf seinem Heimweg sprach er in Kalo vor und benachrichtigte den Lehrer von seiner Absicht, auf dem Rückwege bei ihm zu verweilen. In Kerepunu nahm er den Lehrer mit Frau, zwei Kindern und einem eingeborenen Knaben an Bord. Die Gesellschaft begab sich dann nach Kalo. Während sie dort warteten, kam der Häuptling und vorgebliche Freund des Kalo-Lehrers ins Boot, um zu schwatzen; bei der Ankunft Matatuhi's und des Kalo-Lehrers, dessen Frau und beiden Kindern verließ er jedoch das Boot. Dies war das verabredete Zeichen zum Angriff für die am Ufer versammelte Menge. Vor Ausbruch warnte der Häuptling seine Leute, die Hula- und Kerepunu-Knaben nicht zu verletzen, aber diese Warnung hinderte nicht, daß zwei von denselben getödtet wurden. Die andern vier Knaben retteten sich durch Schwimmen. Die Missionare sahen sich im Boote so bedrängt und die Speere flogen so schnell und dicht, daß jeder Widerstand fruchtlos und ein Entkommen unmöglich war. Taria widerstand eine Zeit lang, doch ein vierter Speer machte seinem Leben ein Ende. Die andern wurden mit wenig Mühe ermordet. Ein einziger Speer tödtete Mutter und Kind zugleich. Die einzigen Leichen, die wiedererlangt wurden, waren die der Frau des Kerepunu-

Lehrers und ihres Kindes, welche die Eingeborenen von Hula und Kerepunu beerdigten; alle übrigen Leichen wurden eine Beute der Alligatoren. Für die beiden ermordeten Hula-Knaben leisteten die Kalo-Eingeborenen sofort Entschädigung und lieferten auch das Walfischboot den Hula-Eingeborenen aus."



Ein Hula-Mädchen.

Diese traurige Nachricht erreichte Port Moresby am Morgen des 11. März, gerade als die „Harriet" im Begriff war nach der Thursday-Insel abzugehen und die „Mayri" mich nach Hula bringen sollte, während eine Gesellschaft Fremder nach dem Ostende aufbrach. Natürlich stieß diese Neuigkeit alle Pläne um, und nachdem der erste Moment der Erregung vorüber, war unsere nächste Sorge die Sicherheit der beiden Lehrer in Aroma. So schnell wie möglich, aber mit

den ärgsten Befürchtungen, brachen wir in einer starken Abtheilung nach Aroma auf. Wir erreichten es am 14. März um 10 Uhr vormittags, und während unsere Boote etwas entfernter liegen blieben, um keinen Argwohn zu erregen, ging ich mit einem Lehrer ans Land. Mit Dankbarkeit gegen Gott nahm ich hier wahr, daß die Lehrer sowol wie die Eingeborenen noch nichts von dem Blutbad in Kalo wußten; so konnten beide Lehrer mit ihren Familien in weniger als einer Stunde unbehelligt in ihrem Walfischboot eingeschifft werden, wobei sie nach den gegebenen Anordnungen nur den kleinern Theil ihres Eigenthums mitnahmen. Dadurch erhielten wir die Eingeborenen in vollständiger Unwissenheit über den Grund dieser Abreise und schienen sie auch gar keinen Argwohn zu hegen.

In Kerepunu wartete unser großer Lärm und vielerlei Plackerei. Auch hier hielten wir es für gerathen, nur wenig von den dem ermordeten Lehrer gehörenden Sachen mitzunehmen. In Hula war man in mein Haus eingebrochen, doch erhielt ich die wenigen gestohlenen Sachen größentheils zurück. Hier haben wir gleichfalls allerhand zurückgelassen, bis wir endgültig über unser weiteres Verhalten entschieden haben werden. Merkwürdig, gerade in Hula, wo wir nicht die geringste Störung und Gefahr erwartet hatten, war es am schlimmsten; bei ein oder zwei Gelegenheiten sah die Sache sehr ernst aus. Der Hauptgedanke der Eingeborenen war, unsere Schwäche und unsern Kummer zu ihrem Vortheil zu benutzen. Nach kurzem Aufenthalt in Hula verließen wir es am 15. März und erreichten Port Moresby am folgenden Tage; am 17. März brach ich dann nach der Thursday-Insel auf. Die Eingeborenen der Hood-Bai schreiben dieses Blutbad dem Einfluß des Aroma-Häuptlings Koapina zu; er hat dem Kalo-Volk versichert, daß man Fremde ungestraft tödten könne, als ein Beispiel führt er das Blutbad in Aroma vom vergangenen Juli an und stellte ihnen zugleich dar,

welcher Ruhm seinem eigenen Volke daraus erwachsen sei. Die Eingeborenen von Kalo haben nur zu schnell seinen Rath befolgt. Zwei Wochen nach der Mordthat besuchte ich wieder Hula und Kerepunu und an beiden Orten machte mir das Volk einen so friedfertigen Eindruck, daß ich beide Stationen gern sofort wieder eingerichtet hätte.

Gern hätte ich auch Kalo besucht, da aber möglicherweise die Eingeborenen für ihre Gewaltthätigkeit bestraft werden sollen, wollte ich keine Zugeständnisse vorher machen. Ich fürchte, auch wir sind nicht ganz frei von Tadel; die Lehrer sind sehr oft unbescheiden im Umgang mit den Eingeborenen und nicht vorsichtig genug mit ihren Reden; oft auch haben wir mit unsern Ausgaben zu sehr gegeizt. Wenn wir in den ersten Jahren nur einige wenige Pfund mehr in Kalo ausgegeben hätten, so wäre mancher Aerger und vielleicht auch dieses Blutbad vermieden worden. Die Eingeborenen in Kalo fühlten, daß Hula und Kerepunu den meisten Taback und die meisten Tomahawks bekamen, während ihnen nur ein geringer Antheil zufiel. Statt das Dachstroh, das wir für alle andern Stationen brauchten und das nur in Kalo zu haben ist, dort zu kaufen, trugen wir den dortigen Lehrern und ihren Knaben auf, es selbst zu beschaffen. Wir glaubten gut daran zu thun, weil wir Geld sparten. Die Erfahrung empfiehlt jedoch, den Eingeborenen, die nicht unserer Hauptstation Port Moresby verbunden sind, möglichst viel zuzuwenden. In dieser werden in den nächsten Jahren die Ausgaben ganz bedeutend sein, für Häuserbau, für neue Culturanlagen und für Geschenke an die fortwährend eintreffenden Besucher; dadurch wird aber auch ein großer Landstrich civilisirt und dem Christenthum gewonnen werden.

Am 24. Mai 1881 verließ ich Port Moresby mit der „Mayri", nahm in Boëra vier Eingeborene an Bord und setzte meinen Curs nach Westen fort, um am nächsten Tage in Hall-Sound, gegenüber Delena, Anker zu werfen. Am 26. Mai

früh stellten sich Kone und Lavao, unsere alten Freunde, bei uns ein und versicherten uns, daß es unnütz sei nach Maiva zu gehen, da wir dort nicht landen könnten; doch wenn wir uns selbst davon überzeugen wollten, ständen sie zu unserer Begleitung bereit. — Ich sollte ans Land kommen, um Schweine zu essen, d. h. sie in Empfang zu nehmen und sie meinen Begleitern zu übergeben. Nachdem ich gelandet, führten sie mich den Hügel hinter dem Dorfe hinauf, wo ich zu meinem Erstaunen einen schönen Landstrich vor mir hatte, der eine prächtige Lage für ein Haus abgeben würde. Kone bot mir auch sogleich so viel Land an, wie ich nur irgend wollte. Nachdem ich die Sache an Bord reiflich überlegt hatte, beschloß ich dort oben zu bauen, ich ließ Zelte ans Land bringen und sie auf dem Hügel über dem Dorfe aufrichten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Orte, die dem Südostwind sehr ausgesetzt, ungesünder als Sumpfland sind; hatten sich doch auf Rarotonga auf der Windseite die meisten Todesfälle gezeigt.

Am Sonntag nach unserer Ankunft gingen wir hinunter und hielten Gottesdienst ab, wobei Kone den Dolmetscher machte. Als wir den Leuten sagten, daß wir am Sonntag keine Arbeit für sie hätten, äußerte Kone: „Ja, wir wissen, auch wir sollen morgen helaka (heilig) sein.“

Ich habe hier eine sehr aufmerksame Klasse von Kindern, von denen ich hoffen kann, daß sie vor unserer Abreise gut lesen werden können. Doch was für Unsinn könnte man über unsern hiesigen Erfolg melden, wenn man z. B. berichtete: „Beim heutigen Morgengottesdienste hörten alle aufmerksam zu und machten, wenn man mit ihnen sprach, Notizen darüber; die Kinder kommen alle zur Schule, sie sind sehr intelligent und anscheinend sehr eifrig im Lernen, also alles in allem sind glänzende Aussichten geboten!“ Dann würde es bei uns zu Hause heißen: „Seht nur, sie sind schon bekehrt; welch schneller Triumph!“ Aber ach, es sind ja nur

Wilde, einfach und kindlich, die sich freuen über die Aussicht, Taback, Perlen und Tomahawks zu bekommen.

Paura, ein Motu Lavao-Häuptling, ist hierher gekommen. Es scheint, daß die Leute ihm gesagt haben, daß ich ihn nicht empfangen würde, weil heute Helaka-Tag sei; er unterließ deshalb seinen Besuch bei mir. Er ist ein fast hübsch zu nennender Mann, mit mildem, offenem Blick. Kone sagte ihm, er möge den Paitana-Eingeborenen, die James und Thorngren ermordeten, melden, daß, wenn sie Frieden und Freundschaft wollten, sie herkommen müßten, um darum zu bitten; ich könnte nicht zuerst zu ihnen gehen, da sie die Beleidiger und Mörder wären.

Es wurden nun sofort Anstalten getroffen, um in Delena ein Holzhaus, 12 m lang und 6 m hoch, zu errichten; Material dazu ist leicht zu beschaffen. — Am 30. Mai kam die Königin Koloka mit ihrem Gatten und zahlreichem Gefolge von Männern und Frauen. Der Prinz-Gemahl kam zuerst und zeigte sich sehr verbindlich; eine halbe Stunde später folgte seine Frau mit ihren Ehrendamen. Nachdem ich sie feierlich empfangen, überreichte ich ihr ein Geschenk meiner Frau. Ich öffnete das Packet und bediente sie wie eine ihrer Ehrendamen. Ihre Majestät kaute Betelnüsse, doch das hinderte mich nicht, ihr das Kleid anzuziehen; beim ersten Versuch natürlich alles verkehrt, den Rücken nach vorn und die Vorderseite nach hinten. Endlich aber kam ich damit zu Stande, machte das Kleid vorn zu und band ein sehr hübsches Tuch um den königlichen Hals. Große Aufregung wurde hierdurch hervorgerufen; jeder hatte einen Daumen im Munde, nach einem Augenblick tiefster Stille sprachen alle auf einmal. Es war sehr amusant zu sehen, wie Koloka's Gatte, ihre Onkel, Ehrendamen, alte Männer und Frauen, junge Leute und Mädchen sich um die Herrscherin drängten, voll Staunen und Bewunderung, und dann ausriefen: „Oh misi haine O!“ (Frau Lawes). — Ach, Koloka, wie wirst du heute Abend wie-

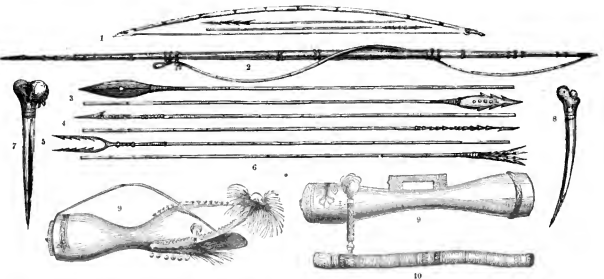
der aus dem Kleide herauskommen, wirst du Knöpfe, Haken und Oesen öffnen können?

Während meines Aufenthalts in Delena fand einer jener Einfälle feindlicher Stämme statt, die in Neuguinea so allgemein sind. Meiner Gegenwart und meinem Einfluß gelang es aber glücklicherweise, bald eine befriedigende Einigung wiederherzustellen. Ich lasse mein Tagebuch darüber berichten:

2. Juni. Unsere Freunde erscheinen unruhig und ihr Eifer bei unserm Hausbau erlahmt etwas, da sie gehört haben, daß der Lolo-Stamm einen Angriff auf sie vorbereite. Gilt es ihnen oder uns? Ihre größte Hoffnung ist, daß wir von unsern Gewehren Gebrauch machen und dadurch die Angreifer erschrecken werden. Ich erklärte ihnen aber, daß wir dies nicht thun könnten, da wir Männer des Friedens seien und niemand Furcht einflößen wollen. Es scheint, daß ganz Maiva in Aufruhr ist; überall kämpft man, um Oa's Tod zu rächen, und bald sind auch hier die Feinde zu erwarten. Maiva würden wir nicht zu fürchten haben, aber Lolo ist nicht zu trauen; wir müssen deshalb diese Nacht gut aufpassen.

Unsere Freunde werden immer unruhiger und aufgeregter. Ich habe befohlen, daß wer sich unserm Lager nähert, meinen und seinen Namen zu rufen habe; übrigens kann sich niemand uns nähern, ohne daß wir es merken, denn mein kleiner Dachshund Flora ist ein vorzüglicher Wächter. Diesen Abend passirten einige Frauen unser Lager, um ihre werthvollere Habe im Busch zu verbergen. Unsere Flinten sind alle in Bereitschaft; ich denke aber, wir werden nicht belästigt werden.

3. Juni. Vergangene Nacht schlief ich ruhig, bewacht von Flora, neben mir Bob, der einen sehr leisen Schlaf hat; nach Mitternacht hielt er Wache. Zu beiden Seiten jenseit der Zelte stellten wir Lichter auf, sodaß ihr Schein auf jeden,



Waffen und Geräthe.

1. Kleiner Bogen aus Bambusrohr mit Pfeilen. — 2. Langer Bogen aus Palmenholz, durch Ringe aus frischer Schweinshaut verstärkt. - 3. Pfeile zum Jagen von wilden Schweinen. — 4. Kriegspfeile, mit Knochenstückchen besetzt, welche beim Herausziehen in der Wunde bleiben. — 5. Doppelspitziger Kriegspfeil. 6. Fischpfeil zur Erlegung kleiner Fische an der Wasseroberfläche. — 7. Dolch aus Knochen. — 8. Dolch aus Kasuarbeinknochen. — 9. Trommeln. — 10. Pfeife.

S. 183.

der sich unserm Lager nähern wollte, fallen mußte. Gegen 2 Uhr nachts kam Lavao's zweite Frau mit ihrem Enkelkind, ihren Gütern und beweglichem Vermögen zu uns, um sich in Sicherheit zu bringen. Die Koloaner sind im Anzuge; wir sind zu ihrem Empfang bereit. Sehr lautes, lärmendes Schwatzen tönt vom Dorfe her. Um 4 Uhr riefen wir nach Kone, der herauf kam und uns meldete, daß der Angriff in erster Linie uns, dann Delena gelten solle. Als ich hierauf in das Dorf ging, begegnete ich dem alten uns befreundeten Häuptling von Lavao. Ich sagte ihm, daß wir jeden Koloaner, der bewaffnet den Hügel hinaufkäme, als Feind betrachten und demgemäß empfangen würden. Um 5 Uhr kamen eine große Menge Kinder und Frauen mit all ihren Habseligkeiten in unser Lager und baten um Schutz. Sicherlich werden wir unser Möglichstes für sie thun. Die Männer stürzen umher und pflanzen an dazu geeigneten Stellen im Busch Waffen auf. Sie ermahnen uns gut aufzupassen, was wir befolgen. Da jetzt heller Tag ist, sind wir ohne Sorge. Im Dorfe hat der Kampf begonnen; einige Koloaner stürmen hinter fliehenden Delenaern den Hügel hinauf, wir warnen sie näher heranzukommen, worauf sie sich zurückziehen. Immer lauter wird der Ruf vom Dorfe her, wir sollten kommen und mitkämpfen. Ich lasse Bob mit Flinten und Munition zurück, um das Lager zu bewachen, ich selbst aber habe mehr Vertrauen, mich unbewaffnet ins Gefecht zu wagen, und will nicht, daß die Wilden glauben, ich sei gekommen, um zu kämpfen. Ich rufe laut „Maino", und bald tritt eine Pause in dem schrecklichen Sturme ein. Man läßt mich ruhig durch das Dorf gehen und einige entwaffnen, und als ich zu meinem Freunde Kone ans Ende des Dorfes gelange, flüstert er mir zu: „Dort ist Arua!" womit er den Häuptling oder „vata tauna" (Zauberer) meinte. In ihm erkenne ich den Mann, der mir schon bei einem frühern Besuch vorgestellt wurde und der voll Wuth mir den Rücken zukehrte. Jetzt hält er gewiß

den Augenblick für gekommen, sich an mir zu rächen; ich aber nehme ihm seine Waffen weg und steige mit ihm Arm in Arm den Hügel hinan. So mache ich ihn unter freundlichem Zureden zugänglich und betheuere ihm, daß wir maino seien; dagegen warne ich ihn ernstlich, seine Leute unter keiner Bedingung den Hügel zu uns hinaufsteigen zu lassen. Er verspricht mir hierauf, dem Kampfe Einhalt zu gebieten. Während ich mich hinsetze, um dieses aufzuschreiben, stürmen sie wieder zu mir hinauf mit der Meldung, man wolle Kone tödten. Ich lasse Bob mit den geladenen Gewehren zurück und eile in bloßem Kopfe hinunter ins Dorf. Es sind noch mehr Boote angekommen; welch eine Menge bemalter Teufel! Ich werde umzingelt, mir bleibt kein Weg zur Flucht. Um mich herum rasseln Stöcke und Speere. Ein Schlag trifft mich auf den Kopf, das Stück eines Stockes fällt auf meine Hand, mein alter Lavao-Freund zieht mich heraus und bringt mich in Sicherheit. Arua und Laumo aus Lolo versichern mir, daß sie den Hügel nicht hinaufsteigen würden, ich sollte mich aber nicht in ihren Kampf mischen. „Wohlan, Freunde, laßt den Streit ruhen und versprecht mir unter keiner Bedingung meinem Freunde Kone ein Leid zuzufügen."

Mit den Waffen in der Hand hätten wir ihnen sicher großen Schreck eingejagt, aber dann hätten wir nicht wagen können, noch 24 Stunden länger hier zu bleiben; unbewaffnet kann ich den Eingeborenen viel mehr nützen. Es macht mir Freude, daß ich mich unter beide Parteien mischen kann; ein Beweis, daß sie uns nicht übelwollen, und von guter Bedeutung für die Zukunft. — Endlich haben sie Frieden geschlossen. Niemand war getödtet worden, aber einige schwer verwundet; mehrere Häuser waren zerstört. Ich habe mit allen im Dorfe eine Zusammenkunft gehabt, in welcher die Lolo-Leute versprachen, Ruhe zu halten. Ich sagte ihnen, wir könnten nicht bleiben, wenn sie fortwährend den Ort bedrohen. Als nachmittags alle Häuptlinge zu uns kamen, gab

ich ihnen die Zusage, sie alle zu besuchen. — Mein Kopf schmerzte etwas. Wäre ich getödtet worden, es wäre nur meine Schuld und nicht die der Eingeborenen gewesen. Die Delena-Eingeborenen sagen: „O, Tamate, wärst du nicht hier gewesen, so wären viele von uns getödtet worden, und die Ueberlebenden wären nach Naara gezogen, um niemals wiederzukehren.“ Es macht Freude nützlich zu sein, wenn es auch nur Wilde sind, denen man dient.

Am nächsten Sonntag hatten wir einen festlichen Gottesdienst. Alle Jünglinge schmückten sich dazu, indem sie sich bemalten. Es war belustigend und interessant zu hören, wie sie alles, was ich sagte, aus dem Motuanischen ins Loloanische übersetzten, und wenn ich versuchte, ein Lolo-Wort zu sprechen, wie sie mich verbesserten, wenn ich es falsch aussprach oder an falscher Stelle anwandte.

Nach dem Gottesdienste hielten wir mit allen Kindern und jungen Leuten Schule. Schon kennt ein großer Theil die Buchstaben. Einige wollten an diesem Sonntage etwas Grastuch verfertigen, aber Kone wurde deshalb sehr ärgerlich und drohte, weil sie nicht auf ihn hören wollten, sein kürzlich beerdigtes Kind wieder auszugraben. Ich ließ ihm sagen, das dürfe er unter keiner Bedingung thun, er solle jenen arbeitslustigen Leuten nicht wehren, sie würden schon allmählich aufgeklärt werden und dann den Sabbat verstehen lernen.

Am 6. Juni verließ ich wieder einmal Delena, um nach Maiva zu gehen, und trotz heftigen Seegangs landete ich um 11 Uhr vormittags in dem Dorfe Miria's, an der Maiva-Küste. Ich war besorgt, als ich eine große Anzahl Leute mit Karevas (langen Stöcken zum Fechten) erblickte, und fragte meinen alten Freund Rua, der mir am Ufer entgegenkam: „Was ist geschehen, wollt ihr denn kämpfen?“ „Nein, nein“, erwiderte er, „es ist jetzt alles in Ordnung.“ Ich gab ihm für Meauri und dessen Leute eine große Axt, um Holz zu

einem Hause in ihrem Dorfe zu fällen. Zu meinem Befremden war Meauri mit seiner Begleitung schneller zur Stelle als ich erwarten konnte. Bald ward mir Aufklärung über die Ursache. Als ich mit Rua auf der Plattform saß, wandte sich derselbe an mich mit den Worten: „Tamate, wer ist in Maiva dein wahrer Freund?“ Da ich Verlegenheiten befürchtete, antwortete ich: „Mein rechter Freund war Oa Maoni, der dort im Hause des Todes schläft; jetzt sind Meauri, Rua, Paru und Aua meine Freunde.“ „Ich dachte mir das“, erwiderte Rua, „Miria hat daher kein Recht, für dich ein Haus zu bauen; ehe wir dein Boot erblickten, waren wir zum Ufer bei Miria's Dorf hinabgekommen, um einen Streit anzufangen; da sahen wir dich kommen und warteten auf dich.“ — „Aber ich brauche sowol an der Küste wie im Innern des Landes ein Haus; Miria's Dorf ist auch zu klein und zu sehr dem Südostwind ausgesetzt, ich muß mich daher nach einem andern Orte umsehen.“ — „Sehr wohl, aber dies zuerst.“ — Wir mußten mit dieser Eifersucht rechnen, wollten wir Blutvergießen vermeiden. Ich gab daher zunächst die Absicht auf, in Miria's Dorf ein Haus zu errichten. Miria, der für den Bau eines solchen das Holz schon gefällt hatte, entschädigten wir für seine Mühe durch Taback für seine jungen Leute und ein Geschenk für sich selbst. Ich besuchte noch drei Dörfer an der Küste und die übrigen im Innern, die ich vorher in diesem District noch nicht kennen gelernt hatte, und kehrte alsdann nach Miria's Dorf zurück.

Als ich einige Tage später die Eingeborenen bereit sah, ihren Reis zu verspeisen, sagte einer derselben zu mir: „Bitte, komm, wir warten auf dich, daß du unsere Speise segnest.“ Sie hatten gesehen, wie unsere aus Botu- und Boëra-Eingeborenen bestehende Schiffsmannschaft uns immer um ein Gebet vor dem Essen ersuchte. Wie das religiöse Gefühl bei den Eingeborenen leicht erweckt ist, beweist auch, was der Kapitän der „Mayri“ uns erzählte. Als sie bei der Fahrt

nach Aroma, zur Befreiung der Lehrer nach dem Blutbad in Kalo, am frühen Morgen längs des Riffes fuhren und die Sonne gerade über den Bergen aufging, rief einer von den Motu-Schiffsleuten den andern zu, ruhig zu sein und die Ruder stillzuhalten, dann begann er laut in einem Gebet Gott zu danken, daß er während der Nacht über sie gewacht, und ihn zu bitten, er möge sie während des Tages schützen und verhüten, daß ihnen Unannehmlichkeiten mit den Aromaern entständen. Ueberall längs dieser Küste und hinunter bis Elena und Bald-Head hat der Motu-Stamm großen Einfluß und in wenig Jahren werden wir aus ihm vortreffliche Pionniere erziehen. Früher müssen sie eine schreckliche Rotte gewesen sein; ich habe von ihnen selbst sehr viel Raub- und Mordgeschichten erzählen hören, und überall hier hört man noch Schreckliches davon. Ein Motu-Häuptling, der in einer unserer Zusammenkünfte vom Sonst und Jetzt sprach, schloß also: „Seit der Ankunft der Fremden haben wir uns ganz geändert und werden auch noch weiter uns ändern."

Ein alter Häuptling vom Mekeo-District, Aiio, kam her, um mich zu sehen, und brachte mir als Geschenk eine prachtvolle Kopfbedeckung, die Kone vor meinem Zelte aufgehängt hat, damit alle sie sehen können. Es war sehr spaßhaft, den Ausdruck der Freude des alten Burschen zu beobachten, als er von mir ein Gegengeschenk an Salz erhielt. Als er den Wunsch äußerte, ich möchte ihn sobald als möglich im Innern des Landes besuchen, erwiderte ich, daß ich nur auf Tomahawks wartete.

Am 13. Juni früh 7 Uhr brachen wir auf zu einem Besuche Madu's, des Häuptlings des Motu Lavao-Volkes. Wir fuhren von der Bucht aus ein breites Wasserbecken hinauf, das, ein wahres Fieberbett, auf beiden Ufern dicht mit Mangrovebäumen bedeckt ist, warfen am Ende desselben Anker und verließen die Boote, um durch das verfallene Dorf Paitana und ungefähr 2 km weiter bis nach Motu-Lavao zu

gehen. Der Weg führte durch einen schmalen Strich guten Landes, mit tiefen Sümpfen an beiden Seiten. Das Dorf ist groß mit gut gebauten und sauber gehaltenen Häusern, doch kann ich mir keinen ungesundern Ort denken, rundherum Sümpfe. Eine ganze Masse Leute lagen am Fieber darnieder, einige in ihren Häusern, andere der Sonne ausgesetzt. Ich fragte, ob in ihrem District nicht viele Vatavato (Geister) umgingen und sie beunruhigten: „O ja, sie quälen uns sehr.“ — „Das hätte ich mir wol gedacht“, erwiderte ich hierauf, „und je eher sie diesen Ort verließen, desto besser wäre es für sie, hier befänden sie sich gerade inmitten von Krankheit und Tod.“ — „Und was soll aus diesem Wohnort unserer Väter und den Kokosnüssen werden, die sie pflanzten?“ — „Es ist besser, ihr zieht fort, sonst wird binnen kurzem niemand von euch mehr leben, der an euere Vorfahren denken und von ihren Kokosnüssen essen kann.“ — Da Madu, der Häuptling, sich tiefer im Lande befand, warteten wir seine Rückkehr hier ab. Als er eingetroffen war, bot er alles auf, um mich zum längern Verweilen zu bewegen, doch war dies vergeblich. Er beschenkte mich mit Schweinen und Federn, worauf ich durch ein Gegengeschenk unsere Freundschaft besiegelte. Man stellte mir eine alte Frau vor, eine große Zauberin; aber da ich diese Schwesterschaft nicht liebe, hatte ich keinen Grund sie zu beschenken. Diese Sorte hält die Eingeborenen in beständiger Furcht, damit sie thun was sie wollen und ihnen geben was sie verlangen. Nach aller Bestätigung bewahrt der große Lolo-Zauberer, Arua, Schlangen in Bambusstöcken auf und benutzt sie zu seinen abscheulichen Zwecken. Wir verließen den Ort am späten Nachmittag, begleitet von Madu und einer großen Zahl von Jünglingen, die Schweine, Kokosnüsse und Zuckerrohr trugen. Beim Abschied sagte der Häuptling: „Lebe wohl, Tamate, wir bleiben Freunde.“

Am 14. Juni hatte ich eine lange Besprechung mit dem alten Paitana-Häuptling Boutu und seinen Begleitern. Als

ich sie traf, sahen sie sehr erschreckt und aufgeregt aus, doch legte sich dies während unserer Unterredung. Boutu, seine Begleiter und andere Lolo-Eingeborene versicherten, daß der Angriff auf Dr. James und Mr. Thorngren ihnen allen unbekannt gewesen sei, nur die im Boote hätten es gewußt. In ihrer Entschuldigung erzählten sie, daß am Tage, bevor sie auf der Yule-Insel waren, um Handel zu treiben, ein junger Mann den beiden Weißen Federn zum Verkauf angeboten hatte. Letztere lehnten das Anerbieten aber ab, da jener Eingeborene nicht Lust hatte, seine Federn gegen Perlenmuscheln umzutauschen, sondern darauf bestand, dafür einen Tomahawk zu erhalten. Da es ihm nicht gelang, ging er nach Haus, sammelte in aller Stille Anhänger, schlief im Busch und machte sich vor Tagesanbruch nach dem Schiffe auf. Als er sich mit seiner Gesellschaft diesem genähert, rief Dr. James aus: „Ihr dürft mir nicht nahe kommen, ihr wollt mich tödten." Sie antworteten: „Nein, wir wollen dich nicht tödten, wir wollen nur Yamswurzeln verkaufen." Die Wurzeln wurden an Bord genommen, und während Dr. James die einzutauschenden Perlen zählte, wurde er durch einen Keulenschlag niedergestreckt und von einem Speer getroffen, doch nicht ganz kampfunfähig dadurch gemacht, sodaß er seinen Revolver herausziehen und seinen Angreifer niederschießen konnte. Thorngren dagegen wurde von hinten getroffen, fiel über Bord und ward nie mehr gesehen. Die Lolo-Eingeborenen fügten hinzu, daß die Leute im Dorfe, als sie die Kunde hiervon erhielten, sehr betrübt darüber gewesen wären, und daß man seitdem mit Groll auf die Schuldigen blickte, weil sie die Ursache seien, daß der weiße Mann mit seinen Tomahawks, Perlen und Taback fortgeblieben wäre. Ich fragte sie: „Was nun?" — „Laßt uns Freundschaft schließen und nie soll so etwas wieder geschehen." Sie werden jetzt gescheiter sein, um derartiges wieder zu thun; sie fürchten sich zu sehr und sehen ein, daß ihre böse That ihnen wie allen andern Dörfern sehr geschadet hat.

Ich erklärte ihnen den Zweck unsers Kommens, und daß sie nicht denken dürfen, wir können alles kaufen, was sie uns bringen; sie dürften daher nicht böse auf uns sein, wenn wir uns weigern, das zu geben, was sie verlangen. Wir kämen nicht, um uns ihre Nahrungsmittel oder ihre Curiositäten anzueignen; was wir nicht brauchen können, müßten sie zurücknehmen, da wir keine Händler wären. Nachdem wir mit ihnen gebetet, sagten sie: „Tamate, nun laß Freundschaft unter uns herrschen; gib deine Absicht, nach Mekeo (einem Inlanddistrict) zu gehen, auf und komm morgen zu uns, wir wollen dann Freundschaft und Frieden schließen.“ — „Ich werde kommen; aber wenn nun die Mutter des jungen Mannes, der erschossen wurde, in Wehklagen ausbricht, was dann?“ — „Sie wird ohne Zweifel wehklagen, aber du brauchst darum keine Furcht zu haben, komm nur und du wirst es sehen.“ — „Dann werde ich morgen kommen.“

Da die „Mayri“ am Abend vorher eingetroffen, setzte ich am folgenden Morgen den beabsichtigten Besuch ins Werk. Der Häupling von Paitana mit zwei Begleitern und meine Freunde Lavao und Lolo schlossen sich mir an. Unter Führung Lavao's befuhren wir mit unserm Boote denselben Fluß wie nach Motu-Lavao, und nachdem wir denselben eine Strecke hinaufgefahren waren, wendeten wir uns rechts in ein anderes Flüßchen, das zu schmal war, um die Ruder gebrauchen zu können. Ungefähr 3 km weiter hinauf verankerten wir das Boot und marschirten oder wateten 3 km weiter durch Sumpf und hohes Gras. Als wir uns dem Dorfe näherten, hörten wir lautes Wehklagen, Lavao, der voranging, hielt es daher für besser, auf den alten Häuptling, der etwas zurückgeblieben war, zu warten. Als dieser uns erreicht hatte, sprachen sie in der Lolo-Sprache miteinander; darauf warf Lavao seine Keule weg, indem er einem seiner Begleiter zurief, sie aufzuheben, und ging dann voraus; auf sein Geheiß folgte ich ihm auf dem Fuße nach; die andern schlossen sich uns an. So marschirten

wir ins Dorf und zu Lavao's Plattform hinauf. Sie fingen an Reden zu halten, boten uns gekochte Speisen, Betelnüsse, Schweine und Federn an; hierauf überreichte ich mein Geschenk und sprach ein paar Worte im Motu-Dialekt. Der Onkel des von Dr. James erschossenen Mannes kam auf die Plattform, faßte mich beim Arm und rief laut „Maino", wobei er betheuerte, daß sie, die Häuptlinge, von dem Angriff nichts gewußt hätten. Die Mörder wohnten am andern Ende des Dorfes; von vielen begleitet ging ich dorthin. Sie gaben mir ein Schwein, ich gab ihnen ein Gegengeschenk. Der eigentliche Mörder Thorngren's saß neben mir, für diese Gelegenheit besonders aufgeputzt; vier andere, die mit im Boote gewesen waren, standen dicht neben der Plattform. Die Mutter und beide Witwen waren im gegenüberliegenden Haus, aber vernünftigerweise hielten sie ihr Wehklagen zurück. Als ich den Betheiligten die Hinterlist und den Verrath, womit sie ihren Angriff unternommen hätten, vorhielt, sagten sie, sie seien zu zehn im Boote gewesen, einer wurde erschossen, drei seien seitdem gestorben, nur sechs lebten noch. Auch sie fühlen, daß sie Unrecht gethan, da sie sich dadurch nicht nur die Fremden, sondern auch alle umwohnenden Stämme zu Feinden gemacht haben. „Jetzt soll Friede herrschen", riefen sie aus; „wir sind deine Freunde und die Freunde aller Fremden." Ich sagte ihnen, daß ich kein Händler, sondern nur gekommen sei, um ihnen zu lehren und um Frieden zwischen Menschen zu stiften. Was sie am meisten in Erstaunen setzte, war, daß ich allein und unbewaffnet gekommen bin. Nach einiger Zeit kam unser alter Freund vom andern Ende des Dorfes, um uns abzuholen. Nachdem wir ihnen noch einige Abschiedsgeschenke gemacht, nahmen wir unsere Sachen und eilten zu den Booten.

Neuntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Elema.

Der Tod Kone's. — Kerema. — Voilala. — Gespräche mit den Eingeborenen. — Tempel. — Eine gefährliche Landung. — Besuche der Motu-Dörfer. — Christliche Arbeit unter den Eingeborenen. — Haru. — Einheimische Götter. — Ausflug den Annie Fluß hinauf.

Am 24. October 1881 verließen wir in der „Mayri" bei günstigem Winde Port Moresby und waren bald in Boëra, wo wir uns eine Stunde aufhielten, um irdene Töpfe einzuhandeln, die ich nach Westen zum Eintausch gegen Sago mitnehmen wollte. Nachdem ich funfzig Stück an Bord genommen, segelten wir nach Delena, um mein Flußboot und Freund Kone abzuholen, da derselbe überall längs der Küste vom Golf bis Bald-Head sehr bekannt und beliebt war.

Am nächsten Morgen ankerten wir gegen 5 km vor Delena und suchten bei Tagesanbruch den Ankerplatz nahe beim Dorfe auf. Bald sahen wir das Boot uns entgegenkommen. Hinten aufrecht stand Lavao nebst verschiedenen Männern mit heimischem Stoffe, als Zeichen der Trauer, auf dem Kopf. Ich vermißte Kone und wartete voll Angst, alle sahen betrübt aus. Als Lavao an Bord gestiegen, war meine erste Frage:

„Wo ist Kone?" worauf er zögernd erwiderte:

„O Tamate, dein Freund Kone ist todt."

„Todt, Lavao!" Ich mußte mich niedersetzen.

„Ja, Kone ist todt und wir begruben ihn auf deinem

Grund und Boden nahe deinem Hause, dem Hause seines einzigen großen Freundes."

„Starb Kone an einer Krankheit?"

„Nein, er wurde von deinem Freunde Laoma erstochen. Nach deiner Abreise war großer Schmaus, an welchem Kone sowie auch einige Eingeborene aus Naara theilnahmen. In der Nacht nun wollte Laoma einen Mann aus Naara tödten, da sprang Kone, als er den Speer werfen wollte, zwischen ihn und den Angegriffenen und so durchbohrte Laoma's Speer Kone's Brust. Wir trugen ihn heim und beim zweiten Monde starb er."

Mein armer Kone! Der beste Wilde, den ich je getroffen; wie werde ich dich hier vermissen! Ich hatte gehofft, du würdest mir noch eine große Hülfe bei der Verbreitung des Evangeliums werden!

Nach dem Frühstück landeten wir und fanden das Haus geradeso, wie wir es verlassen; Hängematten waren darin aufgehängt, kleine Häuser umgaben es; alles, was wir in der Obhut Kone's und der andern gelassen, war gut verwahrt worden und das Boot trefflich in Ordnung. Da, wo ich bei meinem ersten Besuch mein Zelt aufgeschlagen hatte, war ein geräumiges Haus gebaut, in dem die Leiche beerdigt worden war. Ich trat hinein, und fand Kaia, Kone's Witwe, in Trauerkleider gehüllt. Sie fing an zu wehklagen und ihren Kopf mit einer Muschel, die sie in der rechten Hand hielt, so zu schlagen, daß das Blut heftig floß und sie ohne mein Dazwischentreten sich ernstlichen Schaden zugefügt hätte. Sie thut mir wirklich leid, doch was kann ich ihr zum Troste sagen? Aua, Kone's Vetter, der ihm jetzt als Häuptling folgt, saß am Kopfende des Grabes. Er ist sehr freundschaftlich mit uns und erbietet sich uns nach Elena zu begleiten. Nachdem ich einige Zeit auf dem Grabe gesessen hatte, vertheilte ich meine Geschenke für den Todten und die Lebenden; die für Kone breitete ich auf die sein Grab bedeckende

Matte aus. In unserm Hause wurden mir verschiedene Gerichte von Bananen und Fische gereicht.

Wir gingen an Bord der „Mayri“ und steuerten östlich nach Lavao. Bob Samoa leitete unser Schiff, während ein anderer Eingeborener, Charlie Oak mit Namen, mein prachtvolles Newtown-Boot mit einer Bemannung von sechs Eingeborenen führte. Charlie hatte Befehl, sich so nahe wie möglich an uns zu halten. Mit leichtem Winde trieben wir vorwärts und landeten um 3 Uhr nachmittags in Kerema; aber vergebens sahen wir uns nach einem Boote um. Wir verbrachten eine sehr unangenehme Nacht bei hochgehender See und heftigem Regen mit lebhaften Blitzen. Bei Tagesanbruch brachen wir bei leichtem Winde auf. Als es ein wenig klarer wurde, sahen wir zu unserer Beruhigung das Boot nicht weit hinter uns. Wir kehrten nun um, um an geschützter Stelle Anker zu werfen, ich bestieg das Boot und gelangte dicht an der Ostspitze durch eine Einfahrt an das Land. Unsere Boëra-Freunde mit einer Menge von Pesi-Eingeborenen kamen uns am Ufer entgegen; alle waren sehr erfreut uns zu sehen. Mit welch großem Interesse wurden von beiden Seiten Fragen gestellt und beantwortet. Die Boëraner waren eifrig beschäftigt mit der Anfertigung großer Boote, die sie mit ihren alten zusammenbinden, mit Sago füllen und gegen Ende des Jahres heimführen. Manchmal kehren sie mit sechzehn solchen großen plumpen Canoes nach Hause zurück, die fest aneinandergebunden und alle mit Sago gefüllt sind.

Ich schloß Freundschaft mit Opuna, dem alten Pesi-Häuptling, der mich in sein Haus führte und mich reich mit Betel- und Kokosnüssen beschenkte. Das Dorf ist ein elendes Nest in dichtem Gebüsch; Schlinggewächse umziehen die meisten Häuser. In der Hauptstraße ging ich an einem Ding vorbei, das wie ein sehr roher Stuhl aussah; auf meine Frage, was das bedeute, erfuhr ich, daß sich ein Grab darunter befände. Bei meiner Rückkehr an Bord, fand ich

daselbst viele unserer Motu-Freunde; ihr Lakatoi war in Kerema zurückgeblieben. Der Wind war sehr schwach, sodaß wir nur langsam vorwärts kamen.

Als wir ungefähr 8 km vom Ufer entfernt waren, kam ein Boot mit zwei Eingeborenen auf uns zu. Als sie in unserer Nähe waren, riefen sie mich beim Namen und sagten, daß sie von ihrem Häuptling gesandt seien, um mich zum Landen zu bewegen; ich dürfe es ihm in keinem Falle verweigern. Ich lehnte dennoch ihre Einladung in freundlicher Weise ab, da ich noch vor Einbruch der Nacht in Vailala sein wollte.

„Aber unser Häuptling hat ein Schwein gemästet und wartet am Land auf deine Ankunft.“

Ich blieb bei meiner Ablehnung, war dies doch nur ein Lockmittel, um mich zum Landen zu bewegen. Wir fuhren langsam mit leichtem Winde und gelangten erst nach Sonnenuntergang zur Mündung des Annie-Flusses. Vor dem Dunkelwerden erblickten wir am östlichen Ufer desselben eine rothe Fahne, die uns zeigte, wo uns unsere Motu-Freunde erwarteten, um uns nach einem guten Ankerplatz zu geleiten. Nach dem Durchrütteln der letzten Nacht aber sehnten wir uns nach einem ruhigen Ankerplatz und wagten daher ohne weiteres an der Sandbank vorbei die Einfahrt, die auch glücklich gelang. Mehrere Boote kamen uns entgegen, die einen besetzt mit Freunden aus Port Moresby, die andern mit Golf-Eingeborenen; alle riefen uns Weisungen zu, wie wir unsern Curs zu einem guten Ankerplatz zu nehmen hätten. Etwas entfernt vom Dorfe warfen wir nun Anker, in der Absicht morgen früh näher zu fahren. Wir wurden sofort mit Fragen überstürmt, wie es ihren Vätern, Müttern, Weibern und Kindern erginge. Nachdem alles besorgt und die meisten der Eingeborenen sich entfernt hatten, wählte ich mir eine Mannschaft und stieg ins Boot, um das Motu-Lakatoi zu besuchen. Auf dem Wege dahin, fragte ich einen Knaben, der aus einem der Boote zu mir übergestiegen war: „Wie ist es, haltet ihr

Gottesdienst und feiert ihr den Sonntag?" — „Denkst du, Tamate, wir vergessen dies? Wir haben jeden Sonntag gefeiert und jeden Morgen und Abend Gottesdienst gehabt, und nie versäumen wir bei unsern Mahlzeiten zu beten."

„Wer leitet den Gottesdienst?"

„Aruataera und Paeau."

Ersterer war der erste Täufling in Neuguinea, letzterer ist ein blinder Knabe, der lange Zeit bei uns in Port Moresby gelebt hat. Er ist vollständig blind, hört aber vorzüglich und hat ein sehr gutes Gedächtniß.

An Bord des Handelsbootes wurde ich von Bara, dem Kapitän, empfangen und zu seiner eigenen Matte geführt. Verschiedene hell brennende Feuer gaben uns ein gutes Licht. Sie haben das Boot mit einem Dache versehen und wohnen an Bord. Längs des Bootes lagen neun neue Canoes, sodaß sie bei ihrer Heimkehr einen aus dreizehn Canoes gebildeten Lakatoi mitbringen werden.

Aruataera kommt uns entgegen, Ruhe wird geboten und aus vollem Herzen danken wir Gott, daß wir uns alle gesund wiedersehen. Arua berichtet, daß sie Morgen- und Abendgottesdienst und an Sonntagen noch einen besondern abgehalten haben; Paeau hat eine kleine Glocke, mit der er die hier ab und zu eintreffenden Golfeingeborenen zusammenruft. Sie besuchen dann die Tempel, in denen stets viele Männer versammelt sind, und beim gemeinschaftlichen Mahl erzählen sie ihnen alles, was sie von den Lehren der vergangenen Jahre behalten haben. Mußte ich nicht dafür Gott danken? Die Freunde in Port Moresby fühlen, daß sie für alle Kümmernisse und Prüfungen, alle Kränkungen und Thränen der Vergangenheit mehr als entschädigt sind.

Ich gab Bara ein größeres Geschenk an Tabacks für die Menge und nahm Aruataera mit mir nach der „Mayri". Ich fragte Arua, wann der nächste Sabbat sei, und zu meinem Erstaunen stimmte seine Zeitrechnung. Auf meine Frage,

wie er das so genau wisse, antwortete er, daß er seit unserer Abreise einen Strick habe, in den er täglich einen Knoten mache; jeder siebente Knoten sei „helaka", der Sabbat.

Früh am nächsten Morgen kam ein einheimisches Boot zu uns, mit der Bitte, ich möchte doch hinüber auf die andere Seite kommen, man wolle mir ein Schwein schenken. Als wir an dem Ufer landeten, begrüßte uns eine uns bewundernde Menge Männer, Weiber und Kinder, alle begierig einen weißen Mann zu sehen. Man führte mich zum Hause eines alten Häuptlings, wo ich ein großes Geschenk von Betelnüssen erhielt. In dem Hause hingen Schilde, Bogen und Pfeile, Trommeln und zwei sehr roh geschnitzte hölzerne Männer, auf deren Köpfen eine Wulst von struppigem Haar befestigt war. Auf meine Frage, ob sie dieselben mir verkaufen wollten, antworteten sie: „Nein, sie gehören unsern Vorvätern und wir dürfen uns nicht von ihnen trennen." Sie erweisen denselben eine Art Ehrenbezeugung und ich bemerkte, daß sie nur flüsternd von denselben sprachen. Ehe sie in den Kampf ziehen, befragen sie dieselben und bitten sie um Beistand.

Da die Häuptlinge durch die Motu-Eingeborenen von unsern Flinten gehört hatten, waren sie begierig, einmal das Schießen zu hören; Bob kehrte daher zum Boote zurück und holte seine Flinte. Eine große Menge sammelte sich um uns, nach dem ersten Schuß jedoch waren die meisten verschwunden, und nach dem zweiten schrien die paar Männer, die zitternd dageblieben waren, es sei genug, sie hätten geglaubt, die Motuaner hätten gelogen, aber es wäre schrecklicher als alles, was man ihnen davon berichtet hätte.

Die Tempel sind gut gebaut, der Fußboden mit Sagopalmrinde gedeckt, in jedem sind breite Weidenrahmen zu erblicken, die sie zu bestimmten Zeiten mit Federn u. s. w. schmücken und als Semese verehren. Alsdann bleiben die Männer fünf Monde im Tempel, keine Frau darf sich dort sehen lassen, kein Kind nahekommen. Ihre Nahrung wird

ihnen dorthin gebracht, draußen hingestellt und von ihnen erst hineingeholt, wenn niemand mehr zu sehen ist. Sie haben einen hintern Ausgang, durch den sie hinausgehen, wenn es nöthig ist, nachdem sie sich vorher mit einheimischem Stoff verhüllt haben, um nicht gesehen zu werden. In zwei dieser Tempel waren auch eine Anzahl Knaben von 10 bis 18 Jahren, deren Väter und Freunde thaten, als ob sie sie nicht sähen; nach Eintritt in den Tempel werden ihnen die Köpfe kahl geschoren und sie bleiben darin, bis das Haar wieder dick und buschig geworden ist; dann wird ein großes Fest bereitet, um das Ende ihrer Ausschließung zu feiern.

Am Nachmittag besuchten wir Haru, 5 km von hier um die Westspitze herum. Wir machten einen prachtvollen Spaziergang ins Innere hinein, nach einem kleinen reizenden Dorfe, durch eine Gegend von seltener Ueppigkeit von Kokos-, Sago- und Betelnußpalmen, Brotfruchtbäumen, großen Tamanubäumen, Dracänen und Crotons der verschiedensten Arten, an Farrn in reichster Fülle und durch Sümpfe, in denen Mangrovebäume mannichfacher Art wuchsen. Ich kehrte in Begleitung Avea's längs der Küste zurück. Als wir ein Gewässer überschreiten mußten, bestand er darauf, mich hinüberzutragen, aber kaum war ich auf seinem Rücken, so lag ich auch schon im Wasser, worüber der arme Kerl schrecklich betrübt war.

Am 29. October brachen wir mit Sonnenaufgang in dem kleinen Boote nach Maipua und Kaipurau auf, zwei Districten in der Nähe von Bald-Head, mit einer Bevölkerung von Kannibalen. Beim Hineinfahren in die Bucht paßte die Mannschaft nicht ordentlich auf, sodaß das Boot sich halb mit Wasser füllte und wir alle ganz durchnäßt wurden. Wir fuhren bei Orokolo vorbei, in der Absicht, auf dem Rückweg dort zu verweilen. Ein heftiger Südwind herrschte in der Bucht, furchtbar brach sich das Meer vor uns gerade als wir den Alele erreicht hatten, in den wir einzulaufen hofften,

und je weiter nach Westen wir kamen, desto schlimmer wurde es. Da ich weder Boot noch Leben verlieren wollte, beschloß ich umzukehren und den Besuch dieses Districts für später aufzuschieben; so wendeten wir uns um und versuchten nach dem östlichsten Dorfe von Orokolo zu gelangen. Wieder wurden wir arg enttäuscht; der Wind war stärker geworden, das Meer brach sich heftiger am Ufer als vorher, wie wir vorbeigekommen, sodaß wir nicht zu landen wagten. Wir ankerten ziemlich weitab, während zwei unserer Schiffsjungen durch die Brandung hindurch ans Ufer schwammen.

Nachdem wir zwei Stunden vergeblich auf ihre Rückkehr gewartet, gaben wir ihnen ein Zeichen nach Vailala zu gehen, wohin wir gleichfalls versuchen wollten zu gelangen. Der Mast wurde aufgerichtet, der Anker gehoben, vorsichtig gingen wir langsam vorwärts und konnten durch Laviren uns dem Lande so nähern, daß wir unsere Schiffsjungen, die sich durch die Brandung hindurch ihren Weg bahnten, wieder an Bord des Schiffes in Sicherheit bringen konnten. Da das Meer immer stürmischer wurde, konnten wir nicht hoffen, Vailala vor Mitternacht zu erreichen; wir beschlossen deshalb, irgendwo, wenn es nur einigermaßen Schutz böte, einzulaufen. Wir fanden auch einen passenden Platz und versuchten die Landung, selbst auf die Gefahr hin umzuwerfen und alles zu verlieren; besser war es jedenfalls, bei Tage dies zu wagen als später im Dunkeln; der Mast wurde gekappt, die vier Ruder wurden niedergelassen und der Befehl gegeben: „Vorwärts, rudert fest, laßt euch nicht beirren, ohne Furcht drauf!“ Das Boot schoß vorwärts mit Blitzesschnelle dem Strande zu, da, schon nahe dem Ziel, hob eine furchtbare Welle das Steuer aus dem Wasser und schleuderte das Boot wieder weit in die See hinaus. Die Schiffsjungen sprangen voll Schrecken auf; wir mußten dabei sicherlich umschlagen. „Setzt euch, Jungen, nieder mit euch, rudert seewärts, rudert fest!“ Das Boot kam wieder ins Gleichgewicht, und wieder rasen wir

dem Lande zu und laufen glücklich auf den Strand, nur sehr wenig Wasser einnehmend. Mitten in der wüthenden, schäumenden Brandung ergreifen uns starke Eingeborene und bald ist unser Boot vor der Flut geborgen. Hunderte von Männern, alle mit Pfeil und Bogen bewaffnet, kommen uns entgegen; Frauen und Mädchen mit Fischnetzen rennen herzu und bleiben in einiger Entfernung stehen, Kinder beiderlei Geschlechts betrachten uns aus sicherer Ferne und schreien wild auf, wenn sie sich uns auf 50 Schritt genähert haben.

Von Maiva bis hierher beschäftigen sich die Frauen mit dem Fischfang. Wir mußten einen weiten heißen Weg längs der Küste zurücklegen, was in den nassen schweren Kleidern gerade nicht sehr angenehm war; man führte uns sodann in einen prächtigen Tempel, der in einzelne Stände abgetheilt war, von denen einer Bob und mir, zwei andere unserer Mannschaft gegeben wurden. Der Tempel ist ganz voller Gestelle und überall hängen sonderbare Kopfbedeckungen, Masken, Nachbildungen von Krokodilköpfen und Grasröcke, wie sie nur Riesinnen tragen könnten; mit diesen Gegenständen werden in heiligen Zeiten, den Zeiten von helaka, jene Gestelle geschmückt und durch Preis und Gesang gefeiert.

Vom Meer aus gesehen nimmt sich das Land einladender aus, als es wirklich ist. Das Meer geht bis dicht an die Häuser; ein schmaler Streifen prächtigen Landes erstreckt sich hier, auf dem alle Arten Pflanzen im Ueberfluß gedeihen; einige der schönsten Crotons, die ich je gesehen, wachsen hier wild. Hinter diesem fruchtbaren Landstrich beginnt der tödliche Sumpf, der jedoch dicht mit Sagopalmen bewachsen ist. Männer und Kinder sind von prächtigem Aussehen, bei vortrefflicher Gesundheit, während die Frauen aussehen, als führten sie ein hartes Leben; sie sind häßlich und sehr scheu, die Hautfarbe ist dunkler als die der Motu-Eingeborenen. Junge Mädchen sind sehr anständig gekleidet, die verheirathe-

ten Frauen aber tragen nur kleine Unterröcke, die alten Weiber gewöhnlich nur eine weiße Muschel oder ein Blatt.

Es stürmte die ganze Nacht, das Meer brach sich wüthend am Ufer, wir aber fühlten uns ziemlich behaglich. Am nächsten Morgen hatten wir einen sehr interessanten Gottesdienst, den Aruataera und Kape im Orokolo-Dialekt hielten; die Menge lauschte aufmerksam. Was für treffliches Material haben wir doch an den Motu-Christen für unser Missionswerk am Golf! Diese beiden Lehrer sind als kleine Kinder hiergekommen, monatelang verkehrten sie mit den Elemakindern und so konnte es gar nicht fehlen, daß sie sich deren Dialekt vollständig zu eigen machten.

Wir lernten nun die verschiedenen Dörfer sämmtlich kennen und verweilten in sechzehn Dubus, in denen allen wir kleine Geschenke niederlegten; in einem Dubu waren abschreckend aussehende Figuren, die Semese darstellten. Ueberall wurden wir freundlich aufgenommen. Es gibt viele Unterhäuptlinge, oft trifft man zwei oder drei in einem Dubu an; doch ordnen sie sich alle dem Oberhäuptling, Mama, unter, dem ich in Gegenwart aller ein Geschenk machte, wobei ich sagte, ich hätte gehört, er sei der einzig wahre Häuptling von Orokolo, worin alle einstimmten. In Mama's Dorf, Kaivakabu, ist der große Dubu kürzlich niedergebrannt. Wir hielten daher in einem provisorischen, aus Kokosnußblättern errichteten Dubu den Gottesdienst ab; der Raum war überfüllt und die Menge hörte aufmerksam zu, begierig zu rauchen und sich den ersten weißen Mann anzuschauen. Mama sieht recht gut aus, er ist ungefähr 50 Jahr alt; sehr bestimmt in seinem Auftreten, scheint er ein Mann zu sein, der es versteht, seinen Willen durchzusetzen. Apoke ist jünger, sehr angenehm und ruhig, der sich aber doch in Respect zu setzen versteht; er ist sehr stolz über die Auszeichnung, daß er zuerst die Fremden empfangen soll.

Es scheint, daß er seinen Dubu mit einem andern Häupt-

ling theilt, der während unserer heutigen Abwesenheit recht unangenehm wurde. Bob erzählte, daß dieser ganz bemalt hereinstürzte, gefolgt von seinen jungen Leuten, Bogen und Pfeile ergriff und anscheinend in großer Wuth hinauslief. Er hatte kein Geschenk erhalten, als Apoke ein solches bekam; darum dieser Aerger. Bob sagte deshalb: „Es ist immer besser, du gibst ihm jetzt noch ein Geschenk, Herr.“ — „Warte nur, Bob, ich mache nie Geschenke, wenn man mir droht; wenn er sich aber bis zum Abend gut benimmt, so soll er sein Geschenk haben.“ Bob hält es aber jedenfalls für rathsam sich zu bewaffnen; sein Revolver liegt neben ihm, die Motu-Jungen dagegen fürchteten sich und ließen ihn im Stich.

Dieses Land ist sehr fruchtbar an Kindern, es wimmelt förmlich davon. Da hier keine Menschenfresser sind, so liegt keine Gefahr in dem fortwährendem Zeigen von Brust und Füßen. Auch die Stiefel setzten sie sehr in Erstaunen. Am Südcap war es, wo ich zuerst meine Brust und Füße täglich viele male zeigen mußte, als eines Tags ein befreundeter Häuptling, ein großer Verehrer von meiner Frau, nach unserm Hause kam, um ihr eine Menschenbrust als hochgeschätzten und delicaten Bissen darzubringen. Seitdem hütete ich mich, in jenem Theile Neuguineas meine Brust öffentlich zu entblößen.

Die See ist bewegter als je, der Wind heult wie ein Orkan. — An zwei Männern, die herbeikommen, läßt ein alter Mann, der in der Nähe von uns stand, seine langverhaltene Wuth aus und wirft diesen beiden als Herren der Wellen vor, daß seine Tochter beim Fischen von einem heftigen Wirbel ergriffen und sehr verletzt wurde.

Semese ist ein männlicher Geist, welcher während der heiligen Zeiten in den verschiedensten Darstellungen im Tempel wohnt. Am Ende der Helaka wird ein großer Schmaus vorbereitet; alle Speisen, Schweine u. s. w. werden außerhalb des Tempels hingestellt, Schmucksachen von Muscheln und

Holz werden vor dem Tempel aufgehängt, alles wird Semese dargebracht; dann werden die Speisen vertheilt, gekocht und gegessen, die Schmucksachen herabgenommen und angelegt, als Vorbereitung zu einem großen Tanze. Ein behender junger Mann führte uns einen von Semese's Tänzen auf; er machte es sehr geschickt, schritt vor- und rückwärts, nach rechts, nach links, blieb stehen, setzte den rechten Fuß an das linke Knie und umgekehrt, drehte sich auf den Hacken herum und jauchzte. Dabei hielt er eine Trommel, auf der er den Takt schlug; auf dem Kopfe trug er einen großen sehr häßlichen Hut.

Am 31. October verließen wir Orokolo; die Schiffsjungen zogen das Boot dicht an der Brandung am Ufer entlang, während ich langsam den Strand entlang schritt, gefolgt von 300 Bewaffneten. Ungefähr 8 km vom Dorfe nahe bei Aumana-Point blieb das Boot im Sumpfe stecken und mußte ans Land gezogen werden; hier mußten wir es bis auf besseres Wetter verlassen und wanderten längs der Küste nach Haru. Ich hatte bei meiner letzten Begegnung mit Avea, dem Häuptling dieses Ortes, demselben versprochen, eine Nacht bei ihm zu verbringen. Die Mannschaft unter Führung von Bob ging voraus und meine einzige Begleitung war Aruataera, ich war ganz waffenlos. Avea unterhielt mich mit seinen Erlebnissen in Port Moresby vor sieben Jahren. Er beschrieb mit großer Genauigkeit das Haus, die Lichter, die Bilder, wie wir bei Tisch gesessen, wie der Hund ihn gejagt und er wie ein Vogel über den Zaun geflohen sei. Er sprach mit dankbarer Erinnerung von dem Reis und den Biscuits, die er bekommen, und den freundlichen Worten, die ihm gesagt worden waren. „Tamate", bat er mich, „bitte sage Misi Lao und Misi Haine, sie möchten kommen und zwar in einem großen Schiffe, nicht in solchem kleinen wie du, und ich will es ihnen ganz mit Sago füllen." Avea kann mir nicht genug Freundlichkeit erweisen. Wie wenig dachten unsere Freunde in Port Moresby vor sieben Jahren, als sie diesem Wilden eine Pfeife und ein

wenig Nahrung gaben, daran, daß ihrem alten Freunde Tamate daraus großer Vortheil erwachsen würde.

Um 9 Uhr abends führte mich Avea still in sein Haus. Ein alter Mann, der folgte, gab einem Außenstehenden den Befehl, die Thür zu schließen und jeden am Hinaufsteigen der Leiter zu verhindern. Ein aus einer Sagopalme gemachter Sack wurde heruntergenommen und flüsternd fragte man mich, ob ich die sehen wollte, die Himmel und Erde, Donner und Blitz, Nordost- und Südwestwinde erschaffen hätten. Ich flüsterte zurück: „Ja, sehr gern!“ Und heraus kamen sie, die kleine Figur eines Mannes und die einer Frau, beide sehr grob geschnitzt, sowie ein Ding, das ich für einen geschnitzten Federball halten würde.

„Nun Avea, wie geschieht dies?“

Er stellte Mann und Frau nebeneinander auf. Wenn Donner gewünscht wird oder es zu viel donnert, hält er den Federball hoch und die Sache ist gemacht. Um Wind zu schaffen, ändert er die Stellung des Mannes und der Frau, indem er sie je nach dem betreffenden Winde stellt und den Federball auf verschiedene Weise hoch hält.

Ich bat Avea sie mir zu verkaufen, aber er würde sich eher von seinem ganzen Besitz trennen als von diesen alten Gegenständen; seit vielen Generationen sind sie in der Familie. Ich sagte ihm, er möge sie nur sicher für mich aufheben. Denn ich vertraue darauf, daß, wenn wir am Leben bleiben, die Zeit kommen wird, wo er nicht mehr daran glauben wird.

Früh am 1. November verließ ich Haru, erreichte zur Frühstückszeit Maiva und ruderte am 3. November den Annie-Fluß ungefähr $1\frac{1}{2}$ km hinauf; sodann fuhren wir in einen größern Fluß über 5 km hinein, gingen dort vor Anker und hatten endlich einen metertiefen Sumpf zu durchwaten, ehe wir den Herau-District erreichten, der fünf kleine Dörfer umfaßt. In deren Nähe ist guter Boden mit sehr reicher Vegetation,

vielen Kokosnuß- und Brotfruchtbäumen und so viel Betelnüssen, daß man sie einfach abfallen und verfaulen läßt. Die Einwohner zeigten sich sehr aufgeregt, sie folgten uns in Haufen von einem Dorfe zum andern und erwiesen uns alle möglichen Freundlichkeiten. Im Innern des Landes, ziemlich nahe von hier, ist eine Hügelkette, ungefähr wie die Macgilivray-Kette hinter der Hood-Bai, welche auf den Karten noch nicht verzeichnet ist; ich habe sie Searle-Hügel benannt; im Hintergrunde erhebt sich die Albert-Kette. Nachmittags befuhr ich den Annie-Fluß einige Kilometer aufwärts, es ist ein schöner, breiter und tiefer Strom, der den Eingeborenen nur auf eine kleine Strecke bekannt ist; auch wissen sie nichts von den Stämmen, die in den Bergen wohnen.

Da am nächsten Tage ein schwacher, doch für Port Moresby günstiger Wind wehte und unsere Sagovorräthe bereit lagen, so luden wir ein und segelten gegen Mittag ab. Während wir den Sago an Bord schafften, hielten zwölf wohlbewaffnete Männer dem Schiffe gegenüber Wache, um jede etwaige Störung zu verhindern. Bei schönem Wetter erreichten wir wohlbehalten Port Moresby nach einer angenehmen Segelfahrt.

Zehntes Kapitel.

Ein Pickenick in Neuguinea.

Einfluß der Missionsthätigkeit. — Badelust von Eingeborenen und Missionaren. — Festessen. — Wettlaufen. — Sports. — Ehrfurcht vor den Aeltern. — Heimwärts.

Jedem Fremden würde Port Moresby an diesem besondern Morgen recht lebhaft vorgekommen sein; Haufen von Kindern gingen am Strand spazieren, alle besonders lustig und lärmend; Pferde wurden gesattelt und zwei Leute, anscheinend Weiße, eine Dame und ein Herr, standen dabei, bereit zum Aufsteigen; auf einem großen Boot mit aufgerichtetem Mast wurde das Segel aufgezogen und Frauen und Kinder drängten sich an Bord. Was soll das bedeuten? Ist dies Neuguinea, das Land der Menschenfresser, der Halsabschneider, der blutgierigsten Mörder; ist ein Aufstand ausgebrochen, fliehen die Leute? Nein, es ist einfach das erste einheimische Schulfest, das in Neuguinea stattfindet; ein Schwein soll geschlachtet werden und ein Sack Reis und eine große Menge Sago soll verzehrt werden. Im Verlauf von neun Jahren ist ein Volk genügend vorgeschritten, um sich an den Segnungen des Friedens und an Vergnügungen, wie sie ein Schulfest bieten kann, zu erfreuen.

Manche mögen denken, diese Völker seien auch früher zufrieden und glücklich gewesen, aber sie können in keinem traurigern Irrthum befangen sein. Es war eine Horde von

Piraten, deren Lust der Krieg war, der Schrecken aller ihrer Nachbarn, indem sie Mord und Plünderung längs der Küste meilenweit hintrugen und ihren Stolz in der Anzahl der verübten Morde suchten, in der Zahl von Plünderungen. Im Jahre 1873 wurden die ersten Prediger gesandt, 1874 kamen wir hierher; seitdem ist das Missionswerk stetig fortgeschritten, bis heute, wo das Volk die Segnungen des Evangeliums zu schätzen weiß. Anstatt Mord, Raub und Kummer in andere Dörfer zu tragen, sind sie jetzt die Träger des Friedens.

Ungefähr acht Tage vor dem Feste griff der große District Taroa die Mankolaner an und viele wurden getödtet, manche verwundet. Als Kaili und Tupuselei dies hörten, beschlossen auch sie, die Mankolaner anzugreifen und die Ueberlebenden zu tödten. Diese Nachricht gelangte bald hierher, und ohne daß wir davon wußten, sandte der Häuptling Boevagi nach beiden Orten und ließ sagen, daß, wenn sie dies geschwächte Volk angriffen, er und alle Motu sie bekriegen würden, denn es solle Frieden herrschen an der ganzen Küste!

Man verzeihe diese Abschweifung. Da wir hier in der heißen Zone sind, brauchen wir den Spaziergang in der glühenden Sonne nicht zu beschreiben; da es aber noch früh war, so war für uns, die wir jene „anscheinend weißen Leute" waren, die ich als bei den Pferden stehend erwähnte, der Ritt doch ganz angenehm. Wir waren einstmals weiß, aber wie Salomon's Weib, Pharao's Tochter, hat die Sonne uns geküßt und ihren Eindruck auf uns hinterlassen. Da sind sie, die Stämme, die von Nord und Süd herbeigeeilt, Knaben und Mädchen in großer Anzahl, eine stattliche Menge junger und einige alte Männer, um den Tag so vergnügt als möglich zu verleben, glauben sie doch, daß wir das Gleiche beabsichtigen.

Nun zu den Vorbereitungen. Wir landen an dem vorher ausgewählten Platz und beginnen das Unterholz wegzuräumen, nur die größern Bäume lassen wir stehen. Eine

hübsche Laube wird hergestellt, Blätter werden gestreut und bald ist ein behaglicher Platz entstanden. Aber ach, „keine Rose ohne Dornen" — es wimmelt von beißenden rothen Ameisen. Es ist ein hübscher Platz, welchen sie seit lange innehaben und den wir nun in Besitz nehmen, den sie aber nicht aufgeben wollen, deshalb beißen sie uns, bis ein schnell angezündetes Feuer sie forttreibt und wir die Herren sind, soweit wir blicken können. Vorwärts mit großen irdenen Töpfen; wie emsig rühren sich alle Hände — hier wird Wasser getragen, dort wird Sago gekocht, andere suchen Reis aus oder schälen Bananen; vier summende hungerige Feuer verlangen nach Schweinefleisch, Reis und Sago!

Was ist das für ein Lärm? Es sind Badende, die den schönen Tag zu einem Bad in einem der herrlichsten Badeplätze benutzen, die ich je gesehen; schwimmend und tauchend, Purzelbäume schlagend und einander untertauchend, so treiben sie es laut jauchzend! Wieder unter dem Wasser verschwinden sie plötzlich, um an verschiedenen Stellen vereinzelt wieder aufzutauchen, pustend und herzlich lachend. Welch herrlicher Strand! So weiß und rein, so fest und so passend für Schwimmer und Nichtschwimmer! Wie dumm von uns, da blos zuzusehen und nicht ebenfalls hineinzugehen, um auch uns im Salzwasser zu vergnügen. Alte Missionare wie wir müssen gesetzt sein, aber heute können wir das nicht; umgeben von so glücklicher Jugend, so viel unschuldigem Scherz, schlagen unsere alten Herzen wieder jung, fühlen wir wieder den Enthusiasmus der Jugend; — nun soll ich es erzählen? Ja, nur heraus damit! Wir kleiden uns aus und ziehen einen Badeanzug an, zu großem Jauchzen; Aufregung und Jubel erreichen ihre Höhe, die Missionare im Bad! Was? Missionare ducken die Einheimischen unter Wasser, schwimmen mit ihnen um die Wette, tauchen mit ihnen! Und was nun? Ein Missionar taucht unter etwas weiter draußen, kriecht auf dem Grunde entlang, ergreift ein paar Hacken und hinein stürzt ihr Eigenthümer, um

beinahe zu ertrinken! Gleichviel wer der Eigenthümer und wer der Missionar war, aber noch in spätern Jahren werden sie beide an dies Bad denken.

Was weiter? Wir streuen Blätter; rufen die Klassen zusammen und sitzen still; die eigentliche Beschäftigung des Tages und die für die Eingeborenen bei weitem wichtigste wird jetzt beginnen. Schwein, Sago, Reis und Bananen sind bald getheilt und das Sprachgewirr verstummt, während unser Häuptling, Boe, das Gebet spricht, dem Herrn dankend, dem Geber alles Guten, dem Geber des Friedens und der Freundschaft, der für uns alle den Tisch deckt und jedem Bedürfnisse abhilft. Dann wird jeder Führer aufgerufen, nimmt für seine Abtheilung die Speisen in Empfang und alle essen. Alle sind befriedigt und zu neuen Schelmenstreichen aufgelegt; zuerst findet aber ein kurzer Gottesdienst statt, der mit einem Gesang schließt.

Und nun zum Wettlaufen; sowol Knaben wie Mädchen betheiligen sich daran, Perlen und Spiegel werden als Preise vertheilt; welch herzliches Lachen, wenn sie einer über den andern stolpern; und wenn andere die Palme davontragen, zeigt sich kein Neid. Der Wettlauf wurde von einem Missionar und zwei Eingeborenen eröffnet; ersterer gewann. Ein Rennen auf drei Beinen, das brüllendes Gelächter verursachte, war der Höhepunkt des Vergnügens; es dauerte etwas lange, ehe sie herausfanden, daß sie schneller laufen konnten, wenn sie sich einander um den Hals faßten und dadurch sich gegenseitig stützten. Dann kamen einige einheimische Spiele, und auch bei diesen lief alles glatt ab.

Was für glückliche Kinder! glücklicher als die meisten unserer englischen Kinder. Kein unglückliches Heim, keine betrunkenen Aeltern, keine hungerigen Tage und Nächte. Den Aeltern mag manchmal die Nahrung knapp sein, aber ihre ganze Zeit und Kraft verwenden sie, um etwas für die Kinder zu finden, und ich glaube, jeder Vater unter den Wilden

würde sagen: „Wer wagt es, mein geliebtes Kind zu berühren, meinen Augapfel, mein Leben!" Es klingt vielleicht übertrieben, aber es ist wahr, ich habe gefunden, daß in Neuguinea das vierte Gebot mehr gehalten wird als oft in England. Es war mir ein rührender Anblick, die Achtung zu sehen, die den Aeltern von alt und jung erwiesen wird; ein Missionar, der nur für acht oder vierzehn Tage eine Bemannung für sein Boot braucht, findet keinen Eingeborenen dazu, wenn dessen Mutter oder Vater die Einwilligung hierzu versagen. Männer von 40 Jahren antworten: „Laß mich erst heimgehen und hören, was meine Mutter und Frau dazu sagt; wenn sie einverstanden sind, komme ich bald zurück." Kein Bursche von 18 oder 19 Jahren würde daran denken, eine Zusage zu geben, ehe nicht „Mutter einverstanden ist". Wenn unser ganzes Bestreben darauf gerichtet sein muß, die Neuguinea-Kinder zu Christum zu führen, so liegt es uns doch keineswegs daran, sie englisch zu machen in Sitten und Untugenden.

Aber was für Abschweifungen habe ich mir gestattet! Nun kommt noch ein Bad, Pferde werden gesattelt, ein Galop auf dem festen, sandigen Strand, das Boot in Bereitschaft gesetzt und dann begeben sich alle auf den Heimweg.

Während wir nun behaglich auf der Veranda unseres Hauses gegen 1/2 8 Uhr ausruhen, hören wir in der Stille des Abends, wie überall die Erlebnisse des Tages besprochen werden. Lautes Gelächter bewies, daß auch die Zuhörer, die den Tag zu Hause oder bei der Arbeit verbracht hatten, an der Freude der Festtheilnehmer vollen Antheil nahmen, indem sie aufmerksam deren Berichten lauschten.

Elftes Kapitel.

Paradiesvögel.

Ihre Heimat in Neuguinea. — Gewohnheiten der Vögel. — Ungenießbar. — Art und Weise wie sie die Eingeborenen fangen. — Kopfputz aus den Federn.

Neuguinea ist bekannt als die Heimat der Paradiesvögel, der Vögel, die vielleicht das prächtigste Gefieder, aber die schrecklichste Stimme haben. Es gibt viele Arten dieses Vogels, doch werde ich nur von den Raggiana sprechen, da es die einzigen sind, die ich lebendig und in Freiheit kennen gelernt habe.

Welch merkwürdige Geschichten erzählt man vom Paradiesvogel; wie er immer auf den Flügeln schwebt, weil er keine Füße hat, um darauf zu ruhen, und wie er von einem ganz besondern Futter lebt, das für ihn allein geschaffen und in einem Paradiese versteckt sei, welches nur er erreichen könne. Das erste mal sah ich einen Paradiesvogel, als ich mich weit im Innern von Neuguinea befand. Mit seinen großen herabhängenden Federn saß er auf einem Baume. Es wurde nach ihm geschossen, aber er entkam, indem er seinen Schweif zusammenzog, nach einer unerreichbaren dichten Baumgruppe.

Ich habe ein Vogelweibchen neben einem Loch hoch oben in einem großen Baume sitzen sehen, das Männchen nicht weit davon. Es ist ein besonders scheuer Vogel, das kleinste Geräusch unter ihm erschreckt und verjagt ihn. Am besten

kann man sich ihm am frühen Morgen nähern. Eines Morgens, als wir auf einem Abhange der Owen Stanley-Kette unser Lager aufgeschlagen hatten und ich früh aufgestanden war, um mich an der kühlen Luft zu erfrischen, erblickte ich auf einer dichten Baumgruppe in der Nähe sechs Paradiesvögel, vier Hähne und zwei Hennen. Die Weibchen saßen ruhig auf einem Zweig, während die vier Männchen sich in ihren grünen und gelben Kragen aufblähten, was ihnen ein schönes Aussehen an Kopf und Hals gab. Ihre langen herabfließenden Federn sahen aus, als ob jede Feder sorgfältig geglättet wäre, und die langen Schwänze schienen nach hinten gestrichen; so tanzten sie im Kreise um die Weibchen herum. Es war ein merkwürdiger Anblick, erst trat das eine, dann das andere Männchen etwas vor und an ein Weibchen heran, und diese als richtige Coquette wich zurück, als mache sie sich nichts aus diesen Annäherungen. Da wurde entgegen meinem ausdrücklichen Wunsch ein Schuß abgefeuert; eine seltsame Aufregung bemächtigte sich der Vögel und zwei Hähne flogen von dannen, während die andern und die Hennen sitzen blieben. Doch auch die Entflohenen kehrten bald zurück und von neuem begann der Tanz und dauerte lange fort, da ich jedes Schießen verboten hatte, wodurch alle Furcht bei den Vögeln verschwunden war. Zuletzt trat eine Pause ein und dann rückten alle vier Hähne den beiden dunkelbraunen und sicherlich nicht hübschen Hennen näher, ein Zank entstand und das Ende davon war, daß alle sechs Vögel davonflogen.

Begierig das Fleisch des Paradiesvogels zu kosten, ließ ich mir einen kochen, nachdem er abgezogen war; doch obgleich er mehrere Stunden kochte, war das Fleisch zäh wie Leder und die Suppe nicht nach meinem Geschmack. Glücklicherweise hatten wir noch anderes zum Mittagsessen, sodaß wir das Paradiesgericht beiseite schieben konnten.

Die Eingeborenen tödten die Vögel manchmal mit Pfeilen, auch fangen sie sie, indem sie Gummi auf die Aeste der



Paradiesvogeljagd.

S. 212.

Bäume schmieren; vielen wird auch die Schlinge gelegt, da die Eingeborenen die Lieblingsplätze der Vögel kennen. Sie ziehen ihnen die Haut so ab, daß Kopf, Hals und Flügel erhalten bleiben, während sie den Schwanz fortwerfen. Diese Bälge verhandeln sie gegen Salz, Muscheln und Korallenschmuck an die Küstenbewohner, welche daraus die verschiedenartigsten Kopfbekleidungen für ihre Festlichkeiten verfertigen.

In Aroma besteht diese Kopfbedeckung aus einem großen Tuff Federn, in geschmackvollem Arrangement, doch tragen nicht alle Männer diesen Kopfschmuck, sondern nur die Tänzer zur Bewunderung der versammelten Menge. In Kabadi und Naara haben die Eingeborenen Gestelle, ungefähr $^3/_4$ m hoch und 1 m breit, in deren Mitte ein langer 3—4 m hoher Stock ist. Auf dem Gestell und um den Stock befestigen sie so viel Federn, bis man nichts mehr vom Holzrahmen sieht; das Gestell paßt auf den Kopf und wird bei dem großen Jahrestanze benutzt. Es sieht sonderbar und überladen aus, aber nach dem Geschmack der Eingeborenen ist es wunderbar schön und ein Beweis von Reichthum. Die Federn werden von den Fremden gekauft und in den Colonien wieder verkauft, wo sie viel bewundert werden. Sonderbarerweise hat das Gefieder dieses schönen Vogels bei den Damen als Hutschmuck keinen Anklang gefunden.

Zwölftes Kapitel.

Das Ostcap in den Jahren 1878 und 1882.

Früherer Zustand der Eingeborenen. — Krieg und Benehmen der Kannibalen. — Beginn des Missionswerks. — Ein Sonntag am Cap im Jahre 1882. — Einundzwanzig Bekehrte getauft. — Eine gute Aussicht.

Das Missionswerk am Ostcap begann im Jahre 1878 — welche Fortschritte sind vier Jahre nach der Errichtung dieser Station bei einem Rückblick auf die Vergangenheit doch zu erkennen! Die Zeichen des Lichtes brachen in die lange dunkle Nacht des Heidenthums. In welchem Zustande fanden die ersten Missionare und Lehrer das Volk? Ein Volk, so tief in Verbrechen versunken, daß es ihnen zur Gewohnheit und Religion geworden war; ein Volk, welchem der Mord die edelste Kunst geworden, die sie von Jugend an studiren mußten. Sie wissen nichts von Fieber, Schmutz und Ansteckung, Krankheit, Siechthum und Tod, darum glauben sie, daß ein Feind diese Dinge verursacht und die Freunde müssen darauf achten, daß die Strafe erfolgt. Die große nächtliche Feuerfliege hilft ihnen den Weg zu dem Feinde zeigen, oder die Geister der Gestorbenen werden durch den Einfluß der Geisterseher heraufbeschworen, um ihnen beizustehen, und da das Medium einen benachbarten Stamm nennt, wird dieser Stamm alsobald heimgesucht und allerlei Grausamkeiten werden verübt. Sie wissen nichts von einem Gott der Liebe, sie kennen nur Götter und Geister, die, immer rachgierig, besänftigt werden

müssen, die in der Nacht umherfliegen und den Frieden des Hauses stören. Arge Finsterniß und Grausamkeit herrscht; des Bruders Hand erhebt sich gegen den Bruder. Gefeiert ist der Häuptling, der die meisten Hirnschädel als Trophäen aufweisen kann, und der Jüngling, der eine Menschenkinnlade als Armband sich erbeutet, wird bewundert.

Als wir zuerst hier landeten, war der Krieg die einzige Beschäftigung der Eingeborenen, der Sieg wurde durch einen kannibalischen Schmaus gefeiert. Scenen, wie sie das Titelbild dieses Buchs zeigt, waren fortwährend an der Tagesordnung. Es ist von schmerzlicher Bedeutung, daß das einzige Feld, auf dem die Eingeborenen von Neuguinea Geschick und Erfindungsgabe bekundet haben, die Verfertigung von Waffen ist. Die Abbildung zeigt, wie sie eine der gefährlichsten gebrauchen. Es ist ein Menschenfänger, eine an einem Rohr befestigte Schlinge, wie sie von den Eingeborenen der Hood-Bai erfunden wurde und überall auf dieser großen Insel der Begleiter der Kopfjäger ist. Die Eigenart dieser Waffe besteht in der tödlichen Spitze des geschwungenen Stockes. Die Art ihrer Handhabung ist folgende: Die Schlinge wird über den unglücklichen Flüchtling geworfen und ein kräftiger Zug des braunen Armes des rachsüchtigen Verfolgers spießt das Opfer auf die Spitze, die (wenn die Waffe geschickt gehandhabt ist) den Körper beim Gehirn durchdringt oder, wenn tiefer, im Rückgrat, in jedem Falle aber eine tödliche Wunde zufügt.

Alle diese Dinge sind vorüber oder doch im Begriff zu verschwinden. Seit mehreren Jahren ist kein Menschenfleisch mehr am Feuer geröstet worden, kein Verlangen nach Schädeln hat sich mehr bekundet. Stämme, die sich sonst nur feindlich begegnet, kommen jetzt als Freunde zusammen und sitzen nebeneinander in demselben Hause, um den wahren Gott anzubeten. Männer und Frauen, die den ankommenden Missionaren nur nach dem Leben trachteten, beeifern sich jetzt,

ihnen auf alle mögliche Weise behülflich zu sein, ja selbst die Füße zu waschen. Diese Bekehrung kam auf dieselbe Weise zu Stande, wie auf vielen Inseln des Stillen Oceans.

Die ersten Missionare, welche landeten, predigten nicht nur das Evangelium der göttlichen Liebe, sie lebten auch danach und zeigten den Wilden ein besseres Dasein, als diese es bisher geführt. Sie lernten die Sprache der Wilden, mischten sich unter sie, erwiesen ihnen Freundlichkeiten, während sie ebensolche von ihnen annahmen; sie reisten mit ihnen, schlossen Freundschaft, standen ihnen in ihrem Handel bei und bewiesen ihnen auf jede Weise, daß sie nur auf das Beste der Wilden bedacht seien. Hatten diese doch zuerst geglaubt, daß wir Hungers wegen unsere Heimat verlassen mußten!

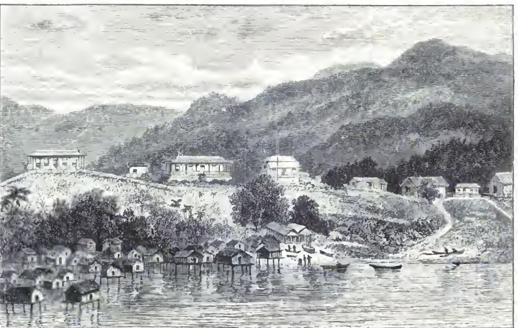
Lehrer wurden unter dem Volke eingesetzt, von denen viele erkrankten und starben. Es war eine schwere Zeit der Prüfung, aber wie anders ist jetzt alles nach vier Jahren, als wir sie wieder im Jahre 1882 besuchten. An einem Sonntag langten wir von Port Moresby am Ostcap an, der Morgengottesdienst war eben beendigt und vom Schiffe aus sahen wir eine große Anzahl gut gekleideter Eingeborenen vor dem Missionshause stehen, die uns erwarteten. Die Lehrer und mit ihnen mehrere sauber gekleidete Knaben kamen uns entgegen, und nachdem sie uns Bericht erstattet über ihre Thätigkeit und wie die Leute den Sonntag feierten, landeten wir und wurden von einer ruhigen gesitteten Gesellschaft von Männern, Frauen und Knaben empfangen, die uns als wahre Freunde bewillkommneten. Der Erste, der uns die Hand schüttelte, war der Häuptling von der gegenüberliegenden Seite der Bucht, der uns in frühern Zeiten viel Unruhe verursacht hatte und sehr bewacht werden mußte. Jetzt trug er Kleidung, sein Aussehen war sehr verändert und die Begegnung mit ihm war wie die eines Freundes. Pi Vaine fanden wir sehr krank und es schien nicht, als könne er noch lange leben; doch

war es ihm noch vergönnt, sich an dem herrlichen Erfolg des Evangeliums zu erfreuen. Wir waren bei dem Nachmittagsgottesdienste überrascht von der Ordnung, dem wohlgeschulten Gesang von Hymnen, die von den Lehrern übersetzt waren, und von der Aufmerksamkeit der Zuhörer, als ein Kapitel aus dem Neuem Testament vorgelesen wurde, das aus der Narotonga-Sprache in den Dialekt des Orts übertragen war; die gleiche Aufmerksamkeit war bei der Predigt, was die daran sich anschließende Katechisation bewies.

Verschiedene der Anwesenden standen auf nach dem Schluß des Gottesdienstes, um ihre Freunde zu ermahnen, ebenfalls das Evangelium anzunehmen, während die Fremden, welche zahlreich zugegen waren, freundlichst eingeladen wurden, so oft wie möglich wiederzukommen und die guten Neuigkeiten zu hören. Viele von ihnen waren tags zuvor mit Lebensmitteln und Kochtöpfen herbeigekommen, um bis Montag Morgen zu bleiben. Sie logirten bei den Lehrern und wohnten allen Gottesdiensten bei, die mit dem Sonnabend Abendgebet beginnen.

Wir dehnten unsere Reise noch weiter nach Osten zu aus, und als wir nach achttägiger Abwesenheit nach dem Ostcap zurückkehrten, nahmen wir eine genaue Prüfung der Confirmanden, 21 an der Zahl, vor, die am nächstfolgenden Dienstag getauft wurden. Zu der gottesdienstlichen Feier waren Personen aus den verschiedenen Orten herbeigekommen. Abends examinirten wir die Kinder und Erwachsenen, die die Schule besuchen, und freuten uns sehr über sie. Einige können den Motu-Dialekt lesen, andere können Buchstaben zusammensetzen und Worte bilden. Bald dürfen wir hoffen, ein oder zwei Bücher in ihrem Dialekt zu haben. Von den Getauften sind manche sehr lernbegierig, um sich für das Bekehrungswerk unter ihren eigenen Landsleuten auszubilden. Schon halten sie Gottesdienste ab und treten ermahnend in

andern Dörfern auf und suchen, wenn sie reisen, nach Kräften Gutes zu thun. Bald hoffen wir in Port Moresby eine Anzahl junger Männer und Frauen aufnehmen zu können und unsere Anstalt, die wir die „Neuguinea-Unterrichtsanstalt zur Erziehung von Evangelisten" nennen werden, zu eröffnen. Möge der Herr auch unser ferneres Thun segnen!



Port Moresby.

S. 219.

Zweiter Theil.

Sieben Wochen in Neuguinea.

Erstes Kapitel.

Drei Sonntage in Port Moresby.

Port Moresby. — Seine Häuser. — Zwei Lakatoi. — Einheimische Producte. — Das Austreiben der Sturmgeister. — Die Sagopalme. — Die Kirche. — Der Gottesdienst. — Die Taufe des Seeräubers Ruako. — Zwei Todesfälle. — Ein verhinderter Kampf. — Beerdigungsgebräuche. — Todtenklage. — Zauberer. — Aussichten für das Christenthum in Port Moresby.

Im Jahre 1872 setzte der Schreiber dieses im Verein mit dem Pastor A. W. Murray die ersten christlichen Lehrer in Neuguinea ein. Von den dreizehn dunkelfarbigen Pionieren, die damals ausgesandt wurden, sind leider mehrere sammt ihren Frauen von den Heiden erschlagen worden, andere kehrten in ihre Heimat zurück; nur Ruatoka und Piri leben und wirken noch für den Heiland in Neuguinea. Am 22. November 1883 segelte ich auf dem „John Williams" von Rarotonga aus, Sydney berührend, wieder nach Neuguinea, mit dreizehn verheiratheten Lehrern und ihren Familien, und am 6. Febuar 1884 gelangten wir alle wohlbehalten in Port Moresby an.

Port Moresby ist fast ganz und gar von kahlen Kalksteinbergen umgeben, kaum ein Fleckchen ebenen Landes ist zu sehen. Es bietet einen günstigen Hafen, der sich 9 km von Nord nach Süd und westlich bis nach Fairfax-Harbour ausdehnt, doch ist sein Untergrund nicht gut. Unserm Ankerplatz gegenüber liegt die Insel Elevara, mit einem Dorfe am Ufer. Auf dem Festlande, nahe Elevara, ist das Dorf Tanobada, während in einiger Entfernung zu unserer Rechten das große Dorf Hanuabada gelegen ist. Die Gesammtbevölkerung dieser Dörfer beträgt 850 Seelen. Auf den Abhängen hinter Tanobada befinden sich in sehr hübscher Lage die Besitzungen der Mission, welche aus einer Schule, den Hütten der Schüler, einem schönen Wohnhause, dem Hospital und der Kirche bestehen.

Wir wurden alle auf das herzlichste von den Missionaren Lawes und Chalmers empfangen, von denen letzterer eben erst von einem heftigen Fieberanfall, den er sich am Golf zugezogen, genesen war. Der Unterrichtsanstalt steht Pastor W. G. Lawes vor. Es sind vierzehn Lehrcandidaten, von denen einer verheirathet ist. Sie machen gute Fortschritte in ihren Studien; ihre Gesichter bekunden Nachdenken und Gutmüthigkeit. Die Schulkinder sind von überraschend schneller Auffassung und Intelligenz.

Die Mehrzahl der Eingeborenen von Port Moresby gehören zum Motu-Stamm, demselben, zu dem auch die Bewohner von Manumanu in der Redscar-Bai, wo wir im Jahre 1872 Lehrer einsetzten, gehören. Boevagi ist als oberster Häuptling der drei Dörfer anerkannt; seiner Obhut vertraute auch Chester am 4. April 1883 die Britische Flagge an.

Vom Deck eines vor Anker liegenden Schiffes aus gesehen ist der Anblick der Dörfer wirklich überraschend. Bei der Flut erscheinen sie wie ins Meer hineingebaut, bei der Ebbe wie auf einer schwarzen Sandbank. Die Häuser sind auf starken,

fest in den Schlamm und Sand eingerammten Mangrovenpfählen errichtet; sie sind zumeist ziemlich groß und von Bewohnern überfüllt. Neben vielen stehen kleine Hütten, die ich zuerst für die Schlafräume der Kinder hielt, welche aber als Speicher für Sago und Yams dienen. Die Front der Häuser ist dem Meere abgewandt und können sich die Bewohner bei einem etwaigen Angriff von der Landseite aus leicht durch die Hinterthür ihrer Behausung auf die See flüchten, indem sie die Boote benutzen, die an den Pfählen ihrer Häuser befestigt sind.

Wir hatten das Glück zwei Lakatoi[1] oder Golfbarken zu sehen, von denen die größere aus vierzehn kolossalen Booten bestand, die fest aneinander gebunden und bedeckt waren. Ein hoher Mast und ein ungeheueres Segel aus Matten waren mit Seilen aus Palmried befestigt. An jedem Ende war ein mit Stroh gedecktes Schutzdach gegen Regen und starken Nebel. Jedes Lakatoi, das nach dem Golf geht, ist mit irdenen Töpfen beladen, welche gegen Sago, der in den breiten Blattscheiden des Sagoblattes verpackt ist, eingetauscht werden. Jedes Boot war 15 m lang und über 1 m hoch, aus einem einzigen Baum gezimmert.

Das Quaken der Frösche störte mich während der ersten Nacht, die ich am Lande zubrachte. Nachts kommen Leguane aus dem Busch, um Hühner zu stehlen; sie werden von den Hunden gejagt und von den Eingeborenen gegessen, da die Papuas vor den Eidechsen keinen Abscheu hegen wie die Polynesier. Ich erinnere mich auf der Insel Tauan einen Leguan von 1 1/2 m Länge gesehen zu haben. Es gibt in Neuguinea einheimisches Geflügel, aber von sehr geringer Gattung. Eine kleine sehr wohlschmeckende Auster ist in großer Menge vorhanden. Der Strand ist mit einem stark duftenden

[1] Ein „Lakatoi“ besteht aus mindestens drei zusammengesetzten Booten: Laka = vaka = Boot, Toi = toru = drei.

Pfefferminzkraut bewachsen. Unser Tisch wurde sehr reichlich mit schönen Gurken versehen, die die Eingeborenen dort erbauen; eine kleine wilde Sorte wächst überall, genau dieselbe wie die pati auf den Hervey-Inseln.

In einer Nacht hörten wir während eines Gewittersturms einen schrecklichen Lärm im Dorfe. Die Eingeborenen schlugen ihre Trommeln und schrien tüchtig, um die Sturmgeister zu vertreiben, so lange, daß, als sie mit Pauken und Brüllen aufhörten, auch das Gewitter zu ihrer Befriedigung vorübergezogen war. In einer andern Nacht trieben sie auf dieselbe Weise die Krankheit hervorbringenden Geister aus, welche den Tod mehrerer Eingeborenen verursacht haben sollten. Als die Kirchenglocke zuerst geläutet wurde, dankten die Eingeborenen Herrn Lawes, daß er nach ihrer Meinung zahlreiche Banden von Geistern aus dem Innern ihrer Häuser forttreibe. In gleicher Weise waren sie von dem Gebell eines dem Missionshause zugehörigen schönen Hundes entzückt (der Dingo, der dort einheimische wilde Hund, kann nicht bellen), da sie überzeugt waren, daß dadurch alle Geister gezwungen wären fernzubleiben. Unglücklicherweise gewöhnten sich die Geister aber an die Glocke sowie an den Hund, und so mußten die jungen Leute wieder in der Nacht umhergehen, wobei sie sich oft voll Schrecken hinter Bäumen und Buschwerk verstecken, wohlbewaffnet mit Pfeil und Bogen, um diese schädlichen Geister (vata) niederzuschießen.

Nach dem Innern zu ist ein hübsches Thal, von dem die Mission einen Theil bebaut. Orangen, Limonen, Citronen, Granatäpfel, Lorberbäume, Kohlarten, Bohnen und Zwiebeln wachsen hier prächtig. Ein von Sagopalmen eingefaßter Bach durchfließt dieses Thal.

Der Sago pflanzt sich wie die Nipapalme durch Sprößlinge, ein einziges mal aber auch durch Blüten und Samenkörner fort; in ersterm Falle erinnert er mehr an die Banane oder Platane als an die Kokosnußpalme. Wenn der Sago-

baum ein Alter von ungefähr 12 Jahren erreicht hat, entfaltet er an seinem Gipfel eine ungeheuere Blumenkrone; die Frucht aber braucht fast 3 Jahre zum Reifen, dann verwelkt der Baum allmählich. Im Gegensatz zu der kurzlebigen Sagopalme, kann die Kokosnußpalme unter günstigen Umständen 150 Jahre alt werden.

An dem ersten Sonntag, den ich am Lande verbrachte, wurde ich durch ein Grablied, so schien es mir, erweckt; es war aber das Geheul der Dingos beim Tagesanbruch. Der so schädliche Dingo ist der einzige Repräsentant des Hundegeschlechts in Neuguinea; er wird hauptsächlich wegen seiner Augenzähne geschätzt, die zu Hals- und Stirnbändern verwendet werden.

Unser erster Gottesdienst, dem gegen 100 Eingeborene beiwohnten, begann bei Tagesanbruch. Die Kirche ist ein geräumiges, einfaches, auf Mangrovepfählen errichtetes Gebäude; Seiten und Dach sind mit Sagoblättern bedeckt, die das Innere angenehm kühl erhalten. Die während des Gottesdienstes offenbleibenden Thüren ersetzen die Fenster, indem sie eine gründliche Ventilation herstellen. Auf dem hölzernen Fußboden sind keine Sitze oder Matten vorhanden, aber eine Einfassung von Matten begrenzt die Plattform, welche die Stelle der Kanzel vertritt.

Chalmers eröffnete den Gottesdienst mit einer sehr lebendigen Ansprache, worauf einige kurze Gebete von bekehrten Eingeborenen gesprochen und Hymnen in der Motu-Uebersetzung nach uns anheimelnden Weisen kräftig gesungen wurden; die ganze Versammlung war äußerst andächtig. Bereits 160 Gesänge sind in die Motu-Sprache übersetzt.

Den zweiten Gottesdienst hielt Ruatoka, in würdiger und gefälliger Weise, wobei 50 Zuhörer zugegen waren. Die einzigen Bekleideten waren die Kirchenmitglieder, die Schüler und die zur Mission gehörenden Personen; die Frauen trugen nur einen Grasrock, ihr Körper war mit Sorgfalt tätowirt. Die verheiratheten Frauen in Neuguinea gewähren

einen jämmerlichen Anblick, da die Haare ihnen ganz kurz abgeschoren sind; am linken Arm, gerade über dem Ellenbogen, tragen sie ein schönes weißes Muschelarmband. Die meisten unverheiratheten Mädchen sind mit Ohrringen, Hals-, Arm- und Beinringen geschmückt; ihr vollständig krauses Haar lassen sie 10—12 cm lang ohne Scheitel stehen.



Ein Eingeborener von Port Moresby.

Die heidnischen Männer tragen nur einen Strick von der Dicke einer Peitschenschnur als Gürtel; dafür aber legen sie Werth auf Nasenschmuck, oft von über 20 cm Länge und gebogen. Einige Männer trugen die Haare in einem Knoten aufgebunden; verschiedene waren mit einem Stirnband aus einer doppelten Reihe von Dingo-Augenzähnen oder von weniger werthvollen Wallabyzähnen geschmückt.

Die Gesichter waren nur wenig tätowirt. Ihre Toilette wurde durch einen langen Holzkamm oder Kopfkratzer ver-

vollständigt, der mitten auf dem Kopf ins Haar gesteckt war und durch eine weiße Kakadufeder nebst einem werthvollen Perlenmutterschmuck überragt wurde.

Auch der zweite Sonntag hatte ein lebendiges kirchliches Gepräge, zumal elf Jünglinge die Taufe empfingen; einen ganz veränderten Charakter trug hingegen der dritte Sonntag in Port Moresby. Die einzigen Zuhörer waren die Kirchenmitglieder, die Schüler, Schulkinder und Missionare. Was konnte der Grund dafür sein? Zwei Todesfälle hatten stattgefunden; ein Krieger, der schon einige Tage krank gewesen, und ein durch einen Freund zufällig verwundeter Jüngling waren gestorben. Der Erstere, obgleich sehr schwach, hatte sich noch am Morgen mit Lawes unterhalten, aber im Glauben, daß er sterben müsse, hatten sich seine weiblichen Freunde, seine Frau an der Spitze, in ihrem Kummer über ihn geworfen und ihn buchstäblich todtgedrückt. In dem andern Falle wurde „Zahlung für Blut" gefordert und gezahlt; doch die Freunde des Todten waren hiermit nicht zufrieden. Beim Schluß des Morgengottesdienstes verbreitete sich das Gerücht, daß ein Kampf zwischen den Eingeborenen von Elevara (eine wilde Bevölkerung), zu denen der Todte gehört hatte, und denen auf dem Festlande, den Verwandten des Mörders, bevorstände. Der Tod sollte durch den Tod gesühnt werden. Lawes und Chalmers ließen die Häuptlinge zum Frieden mahnen, doch bald mischte sich in das Wehklagen um den todten Krieger herausforderndes Kriegsgeschrei. Die Missionare liefen hin und her in dem Durcheinander. Chalmers ergriff den Burschen, dem man nach dem Leben trachtete, beim Arm und zog ihn aus dem Gefecht, ein Freund führte ihn dann ins Missionshaus, wo er in vollkommener Sicherheit war. Da er wußte, daß er sterben sollte, hatte er sich nach heidnischer Weise mit äußerster Sorgfalt geschmückt. Sein Gesicht war mit Bleiweiß bemalt und ein ungeheuerer Nasenschmuck durch die Nasenwand gezogen, zwei Stirn-

bänder von Wallabyzähnen waren angelegt, ebenso Arm- und Beinspangen; mit Bogen und Pfeilen in der Hand war er entschlossen (obgleich am ganzen Körper zitternd), muthig zu sterben. Als er im Missionshause in Sicherheit war, sagte er ganz naiv: „Ich habe mich gar nicht gefürchtet.“ Unterdessen standen Lawes und Chalmers zwischen den feindlichen Parteien, abwechselnd scheltend, bittend und drohend, bis endlich Speere, Keulen, Bogen und Pfeile beiseite gelegt und von den Häuptlingen das Versprechen gegeben wurde, daß kein Blut vergossen werden sollte. Das Versprechen wurde gehalten. Ein neues und größeres Blutgeld wurde den Freunden des Verstorbenen gesandt und angenommen. Die Leiche wurde neben die für sie bestimmte Gruft gelegt und nun ward dem Kummer freier Spielraum gegeben. Zuerst zersetzten sich die Frauen die Gesichter und schlugen ihre Brust, indem sie den frühzeitigen Tod ihres jungen Verwandten laut beklagten; dann preßten sie in der Raserei des Schmerzes den Eiter aus der Wunde des Todten, beschmierten sich damit Gesicht und Körper, ja leckten ihn sogar auf! Es war ein ekelhafter Anblick. Ruatoka ging später zum Grabe und betete mit den Freunden. Dies beruhigte sie, sodaß (zu unserer großen Freude) noch vor Sonnenuntergang der Leichnam beerdigt wurde; trotzdem hielt es aber der gerettete Jüngling für gerathen, bei seinen weißen Freunden auf dem Hügel zu bleiben.

Auf besondern Wunsch der Missionare fingen sie erst um Mitternacht an, für den verstorbenen Krieger die Trommeln zu rühren, darauf begann das volle Wehklagen um den Todten und dauerte bis zum nächsten Vormittag. Einer Scene, die ich nie vergessen werde, wohnte ich bei Tagesanbruch bei, als sie die nackte Leiche aus dem Hause brachten und neben einem flachen Grabe dicht an der Straße niederlegten. Zu Häupten des Leichnams saß die Witwe, ganz und gar mit Asche bestreut; ringsherum standen die Freunde, und die

Klage begann. Ein Gesang schien sich durch dieselbe hinzuziehen. Jeder Mann hielt eine Trommel in seiner Linken, die er am geschlossenen oder offenen Ende mit der Rechten ganz taktmäßig schlug, was einen klagenden und eigenthümlichen Ton gab. Die Männer standen ganz unbeweglich, die Frauen aber drängten sich und zerkratzten einander mit ihren langen Nägeln Gesicht und Brust, bis sie stark bluteten, anscheinend als Ehrenbezeugung. Dann wurde dem Todten das Haar ausgerissen und abrasirt, um als Zaubermittel zu dienen; unbeschreibliche Scenen folgten. Ich war der einzige Fremde, der zugegen war, und sehnte mich, ihnen von Dem zu erzählen, „der die Auferstehung und das Leben" ist. Als die heidnische Ceremonie beendet war, kam Ruatoka und hielt den Lebenden zum Troste einen kurzen Gottesdienst. Die Leiche ward endlich beerdigt, an der Seite wurde ein Pfahl errichtet, woran Speer, Keule, Bogen und Pfeil des Verstorbenen aufgehängt wurden, aber alles zerbrochen, um zu verhindern, daß es gestohlen wurde. Nicht weit davon befand sich das Grab einer Frau; an dem Pfahl hingen ihre Kochgeschirre, ihr Grasrock u. s. w. Wir finden hier im allgemeinen dieselben Beerdigungsgebräuche wie bei den Polynesiern: alle diese Gegenstände sind für den Gebrauch der Abgeschiedenen in der Geisterwelt bestimmt, da man dort die gleichen Bedürfnisse voraussetzt wie hier.

Die Koitapuaner werden von allen Küstenbewohnern als Zauberer gefürchtet. Eins ihrer Kunststücke ist, ein geheimnißvolles Licht unter dem Hause erscheinen zu lassen und die Person, die erschreckt werden soll, zu kitzeln. Das Geheimniß des Lichtes besteht darin, daß es gut bedeckt an Ort und Stelle gebracht und alsdann schnell enthüllt wird, und da der Fußboden nie fest gefugt ist, so ist es sehr leicht, ein Stäbchen hindurchzustecken, um das Opfer zu erschrecken. Der Mann, der beim plötzlichen Erwachen zwischen den Ritzen das Licht erblickt, glaubt zuversichtlich einen Geist zu sehen, und daß er

nun sterben müsse. Die Motu-Eingeborenen bringen diesen Koitapu-Zauberern von Zeit zu Zeit große Geschenke, um sich ihre mächtige Gunst zu sichern. Einigen traut man Macht über Regen und Sturm zu.

Wenn man sich fragt, wie es kommt, daß so gänzliche Finsterniß neben dem Lichte des Evangeliums existirt, so muß man bedenken, daß unter einer Bevölkerung von 850 Seelen in Port Moresby nur 53 Christen sind. Es ist immerhin schon ein Gewinn, daß kein Mord mehr begangen wird und manche schreckliche heidnische Sitten beseitigt worden sind.

In dem Lesen des Neuen Testaments in ihrer eigenen Sprache beruhen unsere Hoffnungen für die Zukunft. Wo das Studium des Gotteswortes allgemein wird, kann keine Finsterniß mehr herrschen. Aus der Redscar-Bai langten im November 1873 Lehrer aus Rarotonga in Port Moresby an, die vom treuen alten „Granuie“ geführt waren; ein Jahr später landeten Lawes und seine Frau, und seit diesem Tage haben Krieg und Mord längs der ganzen Küste aufgehört.

Zweites Kapitel.

Nach Maiva und zurück.

Die Küste bis zur Redscar-Bai. — Das Ende des Barrièreriffes. — Delena. — Vegetation. — Ein Buch im Roro-Dialekt. — Sturm im Golf. — Häuser in Maiva. — Wie die Männer sich einzuschmieren suchen. — Der Rosenpapagai. — Echidna. — Aplin-Insel.

Donnerstag den 14. Februar brach ich mit Chalmers im „Ellengowan" nach Maiva auf, eine Entfernung von gegen 110 km in westlicher Richtung. An der Mourilyan-Insel vorüber näherten wir uns den niedrigen Fischer-Inseln so weit, daß wir die der Missionsstation gehörigen Ziegen auf ihnen sehen konnten, dann wurden wir Bolibadas ansichtig; es war eine australische Scenerie, diese wellenförmigen kahlen Hügel, ganz und gar mit Eucalypten bedeckt. Das auf einem Vorgebirge liegende Dorf Boëra kam jetzt in Sicht, unter dessen Bevölkerung von 350 Einwohnern Piri nun seit mehrern Jahren als Lehrer thätig ist. Die Scenerie wird hier viel reicher. Die Wallabyjagdgründe von Boëra, die sich weithin nach Westen erstrecken, sind von großer Schönheit. Da Piri sein eigenes gutes Boot (ein Geschenk der Kirchen von Narotonga) besitzt, war es nicht nöthig, ihn zu unserer Conferenz der Missionare und Lehrer in Port Moresby abzuholen. Wir fuhren deshalb schnell weiter. Zu unserer Rechten lag das Dorf Lealea, am Eingange einer Salzwasserbucht, die nach dem Flecken Kido in der Redscar-Bai führt, wodurch Redscar-

Head eine Insel wird. Lealea ist sehr ungesund; es versieht Port Moresby mit prachtvollem Mangroveholz zum Häuserbau. Beim Sonnenuntergang genossen wir einen herrlichen Anblick des Owen Stanley-Berges, der sich 4025 m über dem Meeresspiegel erhebt.

Der ganze nächste Tag (15. Februar) ward mit der beschwerlichen Ueberfahrt über die Redscar-Bai verbracht, welche von den Booten und Canoes, selbst den großen Golf-Lakatois sehr gefürchtet wird, weil kein schützendes Riff die Gewalt des Oceans hemmt. Sobald man die Redscar-Bai passirt hat, wechselt der Charakter des Landes, es wird sehr fruchtbar und holzreich, aber zugleich niedrig und sumpfig. Beim Einbruch der Nacht befanden wir uns jenseit des Cap Suckling, nur 3 km vom Ufer entfernt. Eine lange Linie von Fischerfackeln erleuchtete den sandigen Strand, gerade als wir an einer zur Hervey-Gruppe gehörenden Insel vorüber waren; es ist dies Naara, das Gebiet der Königin Koloka, und am Morgen gewahrten wir den nur 6 km entfernten Hügel, auf dessen Abhang das Haus dieser mächtigen Fürstin liegt; in weiter Ferne tauchte Cap Possession und Wedge-Hill auf. Zwei der neuen Lehrer sollen unserm Versprechen gemäß in wenigen Wochen in Naara eingesetzt werden.

Um 9 Uhr vormittags sondirten wir über das westliche Ende des versunkenen Barrièrenriffs von Neuguinea hinüber, das sich in einer Länge von 215 km erstreckt. Der Grund, warum es sich nicht noch weiter westlich ausdehnt, liegt darin, daß die zahlreichen Gewässer, die sich in den Golf von Papua ergießen, die Arbeit der Korallenthiere zerstören. Chalmers hat mehrere von diesen Flüssen entdeckt. Der Golf von Papua erstreckt sich von der Yule-Insel bis zur Bampton-Insel.

Um 2 Uhr nachmittags landeten wir an der Yule-Insel, die $1\frac{1}{2}$ km im Durchmesser hat und überall trefflichen Ankergrund bietet. Zu unserer Rechten lag das Dorf Delena, wo Henere von Aitutaki Lehrer ist. Zu unserer Linken war Motu-

Lavao oder Yule-Insel, mit seiner wilden englischen Scenerie. Gegenüber der Stelle, wo der „Ellengowan" ankerte, war der Platz, an welchem d'Albertis acht Monate mit dem Einsammeln von Vögeln, Insekten und Reptilien zubrachte. Wahrscheinlich hat nur ein rechtzeitiger Rückzug sein Leben gerettet, denn ganz kurze Zeit darauf wurden Dr. James und Kapitän Thorngren blos $1\frac{1}{2}$ km von dem verlassenen Lager des italienischen Naturforschers entfernt, ermordet. Die Abschiedsworte der Yule-Insulaner an d'Albertis (Maria lao!) waren: „Geh, geh!" — nicht wie der Signor dies übersetzt: „Komm wieder, komm wieder!"

Das Boot des Lehrers brachte uns schnell ans Land. Wie gut diese Neuguinea-Leute die Ruder zu handhaben verstehen! Ich freute mich sehr, Henere und seine Frau, die fünf Jahre mit mir zusammen in der Lehranstalt in Rarotonga verlebt hatten, nun in ihrem eigenen geräumigen und behaglichen Heim zu begrüßen. Sie erfreuen sich einer vorzüglichen Gesundheit. Delena hat 250 Einwohner, die zwei verschiedene Dialekte sprechen. Ein Theil vertritt die ursprüngliche Bevölkerung der Yule-Insel, der andere ist ein Zweig des großen Noro-Stammes, der sich von seinen Freunden losgerissen hat.

Nahe beim Hause des Lehrers steht eine Miniaturhütte, welche das Grab Kone's, des Freundes von Tamate, bedeckt, der diesen Abhang der Mission schenkte. Im Innern waren verschiedene Opfergaben, die für den Gebrauch des Todten bestimmt waren. Wir sahen seine junge Witwe mit ihrem Kinde hineintreten, die, obwol ihr Gatte schon seit fast zwei Jahren gestorben, noch in Trauer war, d. h. ihr Gesicht, ihr geschorener Kopf, ihr Rock und ihre Beine waren ganz und gar mit Asche bedeckt, was täglich zweimal geschieht.

In Maiva erblickten wir eine junge Frau, deren ganzer Körper, zum Zeichen tiefer Trauer, in ein feines Netzwerk eingewickelt war; sie trägt dies, bis es fast ganz vermodert.

Selbstverständlich war ihre Haut ganz geschwärzt. Manchmal bleibt eine Witwe fünf Jahre in Trauer, während welcher Zeit sie, wie man erzählt, keinen Schmuck trägt, noch sich wäscht.

Während Chalmers mit Henere beschäftigt war, erfreute ich mich an einem langen Spaziergang zwischen gut gepflegten Pflanzungen von Yams, Bananen und Kartoffeln. Der Boden ist von seltenem Reichthum. In der Nähe der Küste wächst kein Taro; hier und da erblickt man einige Kokospalmen, die reich mit Nüssen bedeckt sind. Artocarpus integrifolia (Jackfruit-Bäume) gibt es in Fülle; es ist dies eine Species des Brotfruchtbaumes (Artocarpus incisa) mit ungetheilten Blättern. Die Frucht wird gebacken allgemein von den Eingeborenen und auch von unsern Lehrern gegessen; mir schmeckt sie nicht. Die gerösteten Samenkörner sind sehr schmackhaft; dieser werthvolle Baum hat prächtiges Laubwerk. Auch die Cordyline terminalis wächst hier wild, wie eigentlich überall in Neuguinea, aber seltsamerweise wird die Wurzel von den Eingeborenen weder gebacken noch gekaut.

Das hinter dem Dorfe aufsteigende Land ist reich an Holz. Wegen des dichten Unterholzes ist es unmöglich, anders als auf den ausgetretenen Wegen durchzudringen. Zahlreiche verschiedene gefiederte Vögel entzückten unser Auge und Ohr.

Maka hat im Roro-Dialekte (der von ungefähr 8000 Eingeborenen gesprochen wird) ein kleines Buch zusammengestellt, das von den Missionaren revidirt und veröffentlicht wird. Das Alphabet besteht aus 19 Buchstaben. Ein paar junge Leute haben schon lesen gelernt, doch noch niemand ist getauft worden. In diesem Theile Neuguineas werden die Gottesdienste am Sonntag frühmorgens und am Nachmittag abgehalten, weil die Heiden den Vormittag zum Gäten, Pflanzen und Fischen benutzen. Henere, der seit einem Jahre hier ist, hat augenscheinlich einen sehr guten Eindruck gemacht, denn alle Eingeborenen wohnen dem Gottesdienste bei.

Wir wären gern gleich im Missionsboot nach Maiva aufgebrochen, es wurde aber 8 Uhr abends, ehe wir die nöthige Bemannung zusammen brachten, weil alle Männer auf dem Fischfang waren. Endlich fuhren wir bei Fackellicht ab, indem Chalmers wie gewöhnlich das Steuer handhabte; die dunkle Küstenlinie auf beiden Seiten war kaum zu erkennen. Wir hatten eine Entfernung von 25 km zu fahren, wovon die größere Strecke durch den offenen Golf. Um Mitternacht überfiel uns ein schrecklicher Sturm, der unsere Bootsleute zur Bitte veranlaßte, am nächsten Punkte das Boot auf den Strand laufen zu lassen; dies geschah aber so ungeschickt, daß eine große Welle über das Boot und uns alle dahinfegte. Ein Bote, den wir an Pakia, den nächsten Lehrer, sandten, brachte uns baldige Hülfe; unser Boot wurde aus der gefährlichen Lage befreit, und im strömenden Regen suchten wir den Weg zu Pakia's behaglicher Hütte, wo wir in früher Morgenstunde anlangten. Eine Tasse heißen Thee und der darauf folgende feste Schlaf ließen uns keine Folgen von unserm Ungemach empfinden. Beim Frühstück trafen wir einen englischen Prediger und seine Frau, welche in der „Alice Meade" aus Cooktown gekommen waren, um einen Einblick in Neuguinea zu gewinnen.

Der Maiva-District hat mindestens 5000 Einwohner, unter denen seit 18 Monaten drei Narotonga-Lehrer leben, Maka, Tipoki und Pakia. Die verschiedenen Dörfer dieses Districts, welche wir durchwanderten, sind jedes für sich gebaut und von einem besondern Häuptling regiert. Sie liegen auf einer angeschwemmten Ebene, die auf der einen Seite vom Ocean, auf der andern von der 6 km entfernten Ridgely-Kette begrenzt ist. Die Ebene bildet einen großen Wald von Kokospalmen; dazwischen wachsen Bananen, Zuckerrohr und süße Kartoffeln in größter Ueppigkeit.

Diese Maiva-Dörfer, welche abweichend von den östlichen Dörfern in einiger Entfernung vom Meere erbaut sind,

werden aufs sorgfältigste reingehalten; kein Schwein darf den Boden aufwühlen wie in Port Moresby. Wie überall in Neuguinea stehen die Wohnhäuser auf $2^1/_2$—3 m hohen Pfählen über dem Erdboden; sie sind von starker Bauart, aber in sonderbarer Weise überwölbt. Das Haus eines jeden Häuptlings ist mit einer nicht ganz 1 m über dem Boden sich erhebenden Plattform versehen, mit gespaltenem Bambus gedielt, mit einer hübschen Kuppel bedeckt, an den Seiten aber offen. Hier kommen die Männer zusammen, um über die Angelegenheiten des Stammes zu berathen. Zwischen den Häusern liegen kleine Einzäunungen von jungen Arecapalmen, Betelpfefferpalmen, verschiedenartigsten Crotons[1], rothen Cordylinen und andern Sträuchern. In üppiger Menge wächst der Brotfruchtbaum. Kein Wunder daher, daß die Maivaner eine gut aussehende, kräftige Rasse sind.

Zum Decken des Daches und der Seiten ihrer Häuser benutzen sie die Blätter der Sagopalme, die nicht (wie in Polynesien) auf die kleinen Sparren geheftet, sondern durch lange an das Fachwerk des Hauses befestigte Pfähle niedergedrückt werden. Die hübsche Sagopalme ist viel dicker, aber nie so hochstämmig wie die Kokospalme, von sehr schnellem Wachsthum wuchert sie besonders in Sumpfgegenden. Die unendlich gefiederten, stacheligen Wedel bedecken vollständig den Stamm, bis der Baum alt geworden. Aus dem Mark bereiten die Eingeborenen ein grobes Mehl, aus welchem schmackhafte Kuchen gebacken werden. Das reine weiße Mark des obern Theils wird oft roh gegessen und ist sehr wohlschmeckend. Der im Handel vorkommende Sago ist in Neuguinea unbekannt.

Ich beobachtete eine seltsame Art der Abwehr gegen Mosquitos. Eine Anzahl Stücke einer drahtartigen Matte waren zu einem Sack grob zusammengenäht, der, am Ende

[1] Im Golf gilt das Tragen von hellfarbigen Crotons als Zeichen des Friedens, von dunkeln als Kriegszeichen.

zusammengebunden, eine Oeffnung hatte, durch welche der Eigenthümer hineinkroch. Einer war augenscheinlich für ein Ehepaar, ein anderer für eine aus 4—5 Personen bestehende Familie bestimmt. Man mag sich den Gestank von diesen beschmierten Personen und die erstickende Atmosphäre vorstellen!

Die jungen Männer (niemals die Frauen) in Maiva, und eigentlich überall in Neuguinea, fröhnen dem Luxus, sich fest zu schnüren. Es ist lächerlich zu sehen, wie über und unter dem breiten, um den Magen des Stutzers geschnürten Gürtel das eingezwängte Fleisch hervorquillt. Dieser Gürtel ist aus starkem Material verfertigt, dessen Enden auf dem Körper selbst geschickt miteinander verwebt werden. Wie korpulent der Stutzer auch werden mag, dieser Gurt läßt seinen ursprünglichen Leibesumfang erkennen; nur durch Aufschneiden kann er entfernt werden.

Der Grasrock der Frau ist in diesem beständig schwülen Klima eine genügende Bedeckung. Die Männer tragen einen Lendenschurz — ein großer Fortschritt gegen die Sitten in Port Moresby.

Ein Neuguineaweib badet sich sofort im Meere, nachdem sie ein Kind geboren hat, ohne daß ihr dies im geringsten schadet.

Um 3 Uhr nachmittags wohnten wir dem Gottesdienste bei. Die auf Pfählen stehende Kirche ist sauber und luftig, gut gedielt, die Fenster werden durch Thüren ersetzt. Die Kanzel ist rundherum mit passenden Zeichnungen geschmückt. Sechsundsechzig Personen kauerten auf dem Boden, während Pakia (mein früherer Schüler) den Gottesdienst würdig und passend im Noro-Dialekt abhielt. Es sind bereits drei Taufcandidaten hier und eine weitere Zahl von Schülern kann schon lesen; viele singen recht hübsch, dank Pakia's Frau, die eine schöne Stimme hat und Gesang zu lehren versteht. Ich halte ebenso viel vom Absingen des Evangeliums wie vom Predigen desselben. Die Maivaner scheinen ihre drei Lehrer als Freunde

sehr zu schätzen, doch fragen sie noch nichts nach dem Kirchenbesuch; auch ferner gilt es für die Lehrer, zu überzeugen, zu beten und Geduld zu haben, keinesfalls aber die Eingeborenen zu bestechen und zu bezahlen, damit sie zum Gottesdienst kommen.

Unter den maivanischen Dörfern gebührt dem Dorfe Tipoki's die Palme für Ordnung und Vortrefflichkeit. Wir inspicirten sowol seine wie Maka's Kirche. Auch Maka's Frau als erste Eingeborene, die im Werke Gottes beschäftigt ist, nimmt großes Interesse in Anspruch. Wir sahen uns auch den Rohbau eines für Herrn Chalmers bestimmten Hauses an. Hier wäre für einen europäischen Missionar eine außerordentlich interessante Sphäre, aber ob es möglich ist, hier, in der Nähe dieser ausgedehnten Sümpfe, gesund zu bleiben — ich bezweifle es.

Früh am Montag Morgen, 18. Februar, beschlossen wir nach Hall-Sund zurückzurudern, da kein Lüftchen wehte; in einem großen Doppelcanoe sollten die Lehrer uns folgen. Tipoki bestand darauf, daß ich als Erinnerungszeichen einer 30jährigen Freundschaft von ihm einen Rosenpapagai[1] annahm, der zweimal so groß ist wie eine australische Rosella. Das Männchen ist grün, das Weibchen prächtig schimmernd roth und blau. Die Eingeborenen von Neuguinea halten sie irrthümlich für zwei verschiedene Gattungen. Maka schenkte mir einen stacheligen Ameisenfresser, der der australischen Echidna verwandt ist. In Neuguinea sind kürzlich zwei Arten dieses bisher ausschließlich in Australien bekannten Ameisenigels entdeckt worden; die eine[2] im nordwestlichen Theile der Insel, die andere[3] in Port Moresby. Mein Exemplar aus dem sandigen Maiva-District ist identisch mit denen, die durch

---

[1] Eclectus polychlorus (Scop).
[2] Tachyglossus Bruijnii (Peters und Doria).
[3] Tachyglossus Lawesii.

Lawes in Port Moresby erlangt worden sind. Der Tachyglossus Lawesii des südlichen Neuguinea unterscheidet sich von den australischen Arten dadurch, daß er auf dem Kopfe statt der Haare Stacheln hat und einen langen Schnabel oder Rüssel. Bei den nordwestlichen Species ist der Rüssel ungefähr dreimal so lang als der Kopf.



Echidna.

Die Echidna haben keine Zähne, ernähren sich von Ameisen und andern Insekten, die sie mittels einer weit vorstreckbaren Zunge in den Mund hineinführen. Da sie sich in Löchern in die Erde graben, so haben sie sehr viel Kraft in den Gliedern und den gebogenen Klauen. Sie verschwinden mit magischer Schnelligkeit in dem sandigen Grund. Gleich dem Platypus ist das männliche Thier hinten mit einem Sporn versehen. W. H. Caldwell hat neuerdings gezeigt, daß beide Formen

eierlegend sind. Das Weibchen legt immer nur ein Ei. Diese interessante Entdeckung vervollständigt das verbindende Glied zwischen Reptilien und Säugethieren.

Pakia hatte mir die vollständige Haut eines auf dem Strande erlegten Krokodils aufgehoben. Zwei seiner Hausgenossen hatten das Thier schlafend entdeckt, sich ihm behutsam genähert und mit einem Holzstamme erwürgt. Pakia hat von dem Fleisch gegessen und behauptet, es sei vortrefflich gewesen. Er berichtet, daß in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Maiva mehrere seiner Nachbarn von diesen wilden Thieren verschlungen wurden.

Unter den mir in Maiva geschenkten Vögeln war ein allerliebster kleiner Königsparadiesvogel (Cicinnurus regius L.). Er war nur 15 cm lang mit sehr kurzem Schwanz, der ganze Oberkörper sammt Kopf und Kehle von glänzendem Orange, Brust und Bauch seidenweiß; zwischen der weißen Brust und der rothen Kehle ist ein metallgrüner Streifen. Unter jedem Flügel sitzt ein Tuff graubrauner Federn mit smaragdgrünen Punkten; diese Federn kann der Vogel so ausbreiten, daß sie auf jeder Schulter einen wunderschönen Fächer bilden; aus dem Schwanze schießen zwei drahtähnliche Federn von 13 cm Länge hervor; am äußersten Ende einer jeden ist eine spiralförmige Scheibe, die auf der Oberfläche eine metallgrüne Färbung hat.

Das Weibchen des Cicinnurus regius ist wie das aller Paradiesvögel von sehr einfach schlichter Farbe. Die jungen männlichen Thiere gleichen den Weibchen. Der Königsparadiesvogel gilt für sehr selten; albernerweise glaubte man einst, daß er königliche Herrschaft über die andern Species ausübe.

Auch zwei männliche Schuppenbrustparadiesvögel (Craspedophora magnifica), eine südliche Varietät, erlangten wir hier; diese schönen 30 cm langen Vögel haben einen langen gekrümmten Schnabel und ähneln in Gestalt einer großen

Taube. Der Oberkörper ist tief sammtschwarz, Brust, Kehle und Spitze des Kopfes sind von reich metallischem Stahlblau; in dem schwarzen Schwanze sind zwei breite Federn von demselben, nur etwas schwächern metallischen Glanze wie die Brust; die untern Theile sind von olivengrüner Farbe, die sich in ein reiches Roth verläuft. Dieser Paradiesvogel ist jetzt mit dem australischen Riflevogel in das Geschlecht Ptiloris eingereiht.

Erst um $1/2$3 Uhr nachmittags erreichten wir Hall-Sund mit dem „Ellengowan". Im Laufe des Tages kamen die Lehrer mit reichen Vorräthen von Limonen an, Früchten von den Bäumen, welche ursprünglich von William Macley bei seinem Besuche der Yule-Insel von Sydney aus im Jahre 1875 gepflanzt worden sind. Sie sammelten sie in Maû auf dem Festlande, wohin die Eingeborenen, wie ich zu verstehen glaubte, diesen werthvollen Baum von der Yule-Insel aus eingeführt haben. Nachdem wir Henere und seine Frau an Bord genommen, segelten wir am 19. Februar bei Tagesgrauen mit günstigem Winde Port Moresby zu. Chalmers machte den Vorschlag, zwei der neueintreffenden Lehrer unter den Kevari zu placiren, einem unterhalb Cap Possession wohnenden Stamm, welcher an Maiva angrenzt und den gleichen Dialekt spricht; zwei andere unter den Motumotuanern, welche unter der Herrschaft des schrecklichen Semese die Westseite von Cap Possession bewohnen. Bis in letzter Zeit mußte jeder neue Lehrer sich selbst sein Bauholz fällen und sein Haus bauen, ein gefährliches Unternehmen für einen Menschen, der an das Klima noch nicht gewöhnt ist; jetzt beginnt kein Lehrer eher seine Thätigkeit, bis das Haus für ihn vorher fertig gestellt ist. Die Erbauungskosten werden von der Mission bezahlt; der Bau desselben ist eine Garantie, daß der Stamm wirklich einen Lehrer wünscht.

Spät am Nachmittage kamen wir an der Aplin-Insel vorüber, die berühmt ist wegen ihrer Schildkröten, auch für

die zeitweilige Heimat der Geister aus dem Festlande gilt Dann fuhren wir in eine neue Durchfahrt des Barrièrenriffs, die von Kapitän Liljeblad entdeckt ist und seinen Namen trägt. Diese Auffindung ist von großer Wichtigkeit für alle Schiffe, die von der Thursday-Insel und Cooktown nach Port Moresby segeln; die engste Stelle ist etwas über 2 m breit, mit genügendem Wasser für die größten Schiffe, da überall mindestens eine Tiefe von 5 Faden ist. Von der Dunkelheit überfallen, ankerten wir hier, zwei Boote wurden sodann heruntergelassen und mit eifrigem Rudern erreichten wir in zwei Stunden Port Moresby. Als wir durch den engen Paß zwischen der Insel Mourilyan und dem Festlande fuhren, wurde die tiefe Finsterniß durch Millionen von Feuerfliegen [1] erhellt, ein wunderbarer Anblick.

[1] Mit der Lampyris oder europäischen Feuerfliege verwandt.

Drittes Kapitel.

Eine Küstenfahrt nach Aroma.

Pari. — Kaili. — Ein papuanisches Venedig. — Missionsgrundstück in Hula. — Die Kalo-Häuptlinge. — Waffen und Schmucksachen in Hula. — Ein Hula-Stutzer. — Besuch Kalo's. — Eine aufgeregte Menge. — Kerepunu. — Canoebau. — Arbeit in Pflanzungen. — Schöner Hafen in Kerepunu. — Parimata-Moassa. — Der Häuptling Koapena. — Alte Verwandte lebendig begraben. — Ein Abenteuer mit einem Krokodil. — Das fliegende Opossum. — Tanz bei Sonnenaufgang. — Liebeszaubermittel. — Mangroven.

Nach Beendigung unserer Conferenz segelten wir Freitag den 22. Juli mit einer Anzahl von Lehrern nach Osten, in der Absicht, an allen Stationen bis nach Aroma anzuhalten und die neuen Lehrer, wo Aussicht auf Acclimatisirung vorhanden, unter ihren Freunden zu vertheilen.

Durch guten Wind begünstigt, schossen wir an der Walter-Bai vorbei und in Sicht von Pari vorüber, ohne anzulegen, da es von Port Moresby durch einen kleinen Ritt leicht zu erreichen ist. Da sich der „Ellengowan" so dicht als möglich an der Küste hielt, war es unterhaltend, die Abwechselung von Hügel, Thal und Bucht zu beobachten; viele Scenen von großer Schönheit entfalteten sich vor uns. Chalmers zeigte uns die Stelle, wo ein Pari-Knabe von einem Krokodil getödtet und theilweise verzehrt worden war. Um ihre Liebe für den Todten zu beweisen, hatten seine Mutter (eine Witwe),

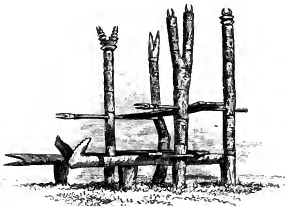
seine Schwestern und andere Verwandte den geretteten Theil des Todten roh aufgezehrt!

Die Astrolabe-Kette (1166 m hoch) zu unserer Linken behaltend, eilten wir weiter. Die Scenerie erinnerte mich lebhaft an Australien. Binnen kurzem hatten wir Tupuselei vor uns, das in gerader Linie 18 km von Port Moresby entfernt liegt; es zeigte sich mir als das erste der den berühmten schweizer Pfahlbauten ähnlichen Dörfer von Neuguinea. Einige sehr elende Boote kamen an uns heran, um Raritäten zum Verkauf anzubieten. Tupuselei hat ungefähr 500 Bewohner; augenblicklich sind sie ohne Lehrer, doch soll Johnnie von Rarotonga hier stationirt werden. Dieses ganz in der See, gegen 300 m vom Ufer erbaute Dorf gewährt einen ganz eigenartigen und interessanten Anblick. In Tupuselei ist ein bemerkenswerther Dubu oder heiliger Platz.

Nachdem wir den Fluß Vailala passirt, ankerten wir nachmittags in Kaili (33 km von Port Moresby), einem Ort von 450 Einwohnern, unter denen Neboama, ein Eingeborener der Savage-Insel, als Lehrer wirkt. Kaili liegt entzückend an der Spitze einer weiten Bucht; es ist dies das zweite vollständig in die See hinein gebaute Dorf, das ich besucht habe. Es besteht aus 40 Häusern, die auf langen Pfählen in seichtem Wasser errichtet sind; die Gebäude stehen in vier Reihen, das letzte ist das Haus des Lehrers, welches mit der zwischen zwei Reihen allein stehenden Kirche verbunden ist. Der Weg zur Kirche besteht einfach aus einer Reihe in die See gesteckter Pfähle, Querbalken verbinden das heilige Gebäude mit den nächstliegenden luftigen Wohnhäusern; ein etwas wackeliger Weg zur Kirche! Zwischen den andern Reihen ist gar keine Verbindung, außer durch Boote oder durch Schwimmen.

Wir betraten etliche merkwürdige Wohnungen, deren Werthsachen aus Grasröcken, Armbändern, Speeren, Keulen, Aexten und Netzen, daneben einigen irdenen Kochtöpfen bestanden. Wir mußten lachen, als wir ein Schwein in

einem Hühnerkorb zwischen zwei Häusern sahen; der Lehrer füttert sein Geflügel auf der Plattform seines Hauses. Der einzige Grund, den die Einwohner für die Errichtung dieser Seedörfer angeben, ist außer der Furcht vor den Feinden im Innern der, daß ihre Vorfahren es ebenso gemacht haben. Wie alle andern Gebäude in Kaili ist auch die Kirche ein schwacher Bau aus Stangen; Seitenwände und Dach sind mit Sagopalmblättern gedeckt; sie ist geräumig, hat aber weder Kanzel noch Sitze. Als wir in derselben auf- und abgingen,



Dubu in Tupuselei.

wurde sie von dem Luftzuge sanft hin und her geschaukelt. Anfänglich wohnte der Lehrer am Ufer, aber Lawes bestand sehr vernünftigerweise darauf, daß derselbe inmitten des Volkes wohne. Einen großen Vortheil vor den am Lande gebauten Häusern haben diese Seedörfer: sie sind frei von Mosquitos.

Einige Kinder können schon lesen, und trotzdem es hier noch keine Taufcandidaten gibt, so hofft Reboama viel von seinem Volke. Ihre Todten pflegen sie an Bäume zu hängen, damit die Sonne sie trockne. Hinter der Kaili gegenüberliegenden Hügelreihe wohnt ein kriegerischer Stamm, die

Manukolo; weiter im Innern, am Astrolabe, sind die wenig zahlreichen Koiari, die gegen Fremde sehr freundlich sind. Ganz verschieden von den Küstenbewohnern, stehlen sie weder, noch betteln sie; sie sind ein richtiges Bergvolk und gelten als die ursprünglichen Herren dieses Landes; sie verfertigen auch noch Steinbeile.

Unsern Weg nach Osten fortsetzend, zeigte uns ein Anzahl alter Pfähle, wo die ursprüngliche Lage von Kaili gewesen, ehe seine Bewohner durch die Manukolo vertrieben wurden. Weiterhin ankerten wir beim Dorfe Kapakapa, das eigentlich aus zwei, 1 km voneinander entfernt liegenden Flecken besteht. 50 km östlich von Port Moresby entfernt, erblickte ich vor mir die dritte der den schweizer Pfahlbauten ähnlichen Ortschaften. Sie hat 450 Einwohner; als Lehrer ist dort Joane, ein Eingeborener der Savage-Insel, stationirt; auf dem gegenüberliegenden Festlande hat er eine prächtige Pflanzung von Yams, Bananen und süßen Kartoffeln angelegt, wodurch er seiner Gemeinde ein gutes Beispiel des Fleißes gibt. Eine Hütte, die abseits von allen andern in der Mitte der Bucht stand, fiel mir auf; dies war die Wohnung eines Mannes, der sich mit allen seinen Freunden gezankt hatte!

In diesen merkwürdigen Wohnräumen werden Geflügel und Schweine gehalten und gedeihen augenscheinlich. Als unser Boot zwischen zwei Reihen dieser Wohnhäuser entlang fuhr, warf Chalmers von Zeit zu Zeit eine Hand voll kleiner Stücke Taback in die See; Männer, Frauen und Kinder tauchten sofort nach dem ihnen so begehrenswerthen Preis und theilten sich friedfertig darin.

Dieses papuanische Venedig besteht aus 40 Häusern. 10—12 km weiter im Inlande, auf der andern Seite der Hügelkette, liegt Taroa, wo zwei neue Lehrer, Eingeborene der Savage-Insel, eine Station begründen sollen.

An demselben ereignißreichen Tage gelang es unserm Kapitän noch nach Dunkelwerden Hula zu erreichen, 80 km von

Port Moresby entfernt, doch mußte der „Ellengowan" eines Korallenriffs wegen 2 km vom Dorfe entfernt Anker werfen. Ein Boot führte mich ans Ufer, wo ich mich sehr freute, den Lehrer Itama und seine Frau wiederzusehen, Eingeborene von Manihiki, aber in Rarotonga erzogen, die wir vor zwei Jahren hier eingesetzt hatten; ihre Gesundheit hat durch das Klima nicht gelitten. Bei einer Tasse Thee verbrachten wir mehrere Stunden in angenehmer Unterhaltung mit ihnen und einigen Gästen, während unterdessen ein großer Schmaus für die vielen Eingeborenen, die uns begleiteten, hergerichtet wurde.

Das Missionshaus ist auf hohen Pfeilern errichtet; es ist fest zusammengefügt und bietet daher angenehme Kühle. Es war von Taria, einem der vor einiger Zeit in Kalo ermordeten Lehrer, erbaut und zur einen Hälfte von ihm und seiner Frau bewohnt worden, während der verstorbene Pastor T. Beswick das andere Ende innehatte. Es war seltsam, von der Veranda zu beobachten, wie die Feuerfliegen gleich winzigen Leuchtkugeln vom Boden aufstiegen; manchmal schien der ganze Platz von ihnen belebt. Ich legte eins der Thierchen auf den Rücken unter das Licht einer hellen Lampe, doch selbst hierbei erbleichte kaum das phosphorische Licht, welches vom Unterleib der Fliege ausgeht.

Am Morgen des Sonnabend, 23. Februar, inspicirte ich die Grundstücke der Mission und fand sie mustergültig; der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Wie Tupuselei, Kaili und Kapakapa ist auch Hula im Meere erbaut; es hat gegen 600 Einwohner. In einem Boote fuhr ich mit Chalmers durch dieses lange Dorf, das eigentlich aus zwei Dörfern besteht, und da wir den Wunsch hegten, einige der Häuser anzusehen, kletterten wir, nicht ohne einige Schwierigkeit, zu einer 15 m über dem Wasser errichteten Plattform hinauf; auf diesem elenden unsichern Boden tanzt man allnächtlich beim Fackelschein. Am Tage sitzen hier alle jüngern Familien-

glieder und rauchen, ohne sich an die glühende Sonne zu kehren. Weiterhin ist ein beschatteter Platz für die Aelteren. Eine kleine Leiter hinaufkletternd, tritt man durch eine schmale Thür in ihr gemeinsames sehr dunkeles Schlafgemach, wovon jedoch ein Theil abgetrennt ist; hier wird auch täglich gekocht, die angehäufte Asche verhindert, daß das Haus Feuer fängt. Die Diele ist aus den Seitenwänden alter Boote hergestellt und an das Gestell des Hauses mit Palmried befestigt. Man sollte glauben, bei solch hartem Nachtlager müßten ihnen alle Glieder schmerzen, das ist aber nicht der Fall. Ihre Schmucksachen und Röcke, Waffen und beweglichen Sachen, Fallen, Leinen und Schlagnetze haben alle ihren bestimmten Platz. Das Haus ist entweder mit Sago- oder mit Nipapalmblättern gedeckt, auf welchen keimende Kokosnüsse zum Gebrauch bereit liegen. Manchmal hängen besondere Verzierungen über dem Thüreingange. An dem überschwemmten Theile der Mangrovebäume bemerkte ich überall kleine Austern; dieselben werden durch diese Berührung mit den Mangrovebäumen giftig.

Jedes Haus ist durch eine lose Planke mit dem nächstliegenden verbunden; ein Geländer unterstützt manchmal die Hand, um dem Körper des waghalsigen Reisenden Festigkeit zu verleihen. Es war interessant zu beobachten, wie die Einwohner mit der größten Sicherheit von einem Hause zum andern liefen; auch uns gelang dieses Kunststück, aber nicht ohne große Furcht, ins Wasser zu fallen.

Glücklicherweise ist die Kirche am Ufer erbaut, in einiger Entfernung von dem Wohnhause; sie ist groß, aber ganz baufällig; nicht einmal einer Kanzel kann sie sich rühmen. Die Ermordung Taria's brachte unser Missionswerk hier sehr zurück. Hoffentlich werden bessere Zeiten für Hula anbrechen, da Itama und seine Frau die hiesige Sprache gut verstehen, eine Sprache, die so sehr von dem Dialekt in Port Moresby verschieden ist, daß andere Bücher gebraucht werden müssen.

Das Alphabet besteht aus 20 Buchstaben. Ein Buch mit Auszügen aus der Heiligen Schrift mit 21 Gesängen legt Zeugniß ab für die schwere, von den Brüdern vollbrachte Arbeit.

Bei unserer Rückkehr in das Missionshaus fanden wir Chalmers in ernster Berathung mit den unterdeß eingetroffenen drei ersten Häuptlingen von Kalo. Der eine von ihnen war der Sohn und Nachfolger von Kuiaipo, dem Anstifter jenes schrecklichen Blutbades.

Oft hatten sie geäußert, wir sollten das Vergangene vergessen und ihnen einen andern Lehrer schicken, zum Beweis, daß wir ihnen vergeben hätten. Wir forderten nun die Häuptlinge in der Gegenwart Aller auf, zu bekunden, daß dies ihr aufrichtiger Wunsch sei, was sie auch thaten. Sie versprachen, den neuen Lehrer, Tau, der ihnen nun vorgestellt wurde, mit der größten Sorgfalt zu schützen. Er soll indessen nicht unter die Obheit von Kuiaipo's Sohn gestellt werden, sondern unter die eines andern Häuptlings, der ein offenes, wohlwollendes Aussehen hat. Der Vetter und zugleich das Factotum von Tau's zukünftigem Beschützer ist ein schön gebauter Mann, der an die schönsten griechischen Sculpturen im Britisch-Museum erinnert. Chalmers gab ihm den Beinamen „Saul", da er alle um eines Kopfes Länge überragt. Als derselbe eines Tags erfuhr, daß Krieger seines Stammes auf einer Reise im Innern von Feinden umringt waren, eilte er ganz allein zu ihrer Befreiung herbei und es gelang ihm, seine Leute in Sicherheit zu bringen.

Abseits aber von diesen drei Häuptlingen und „Saul" kauerte ein älterer Mann in tiefer Trauer, d. h. ganz und gar mit Asche bestreut und mit einem Stirnband von seltsam aufgereihten Samenkörnern, die ihm über die Augen hingen; die Trauer galt seinem Sohne, der von der Mannschaft der „Wolverene" erschossen worden war. Dieser Alte war damals so rücksichtsvoll gewesen, Tamate sagen zu lassen, daß er als Rache seinen Schädel fordern würde. Sein heutiger Besuch

darf nun als Friedenszeichen gelten, jedenfalls nahm er gern seinen Antheil entgegen an den von uns vertheilten Geschenken. — Schließlich wurde beschlossen, daß für den neuen Lehrer sofort ein Haus gebaut werden sollte. Um den Frieden zu befestigen, ward verabredet, daß wir am Montag Kalo besuchen und den Platz für das Haus bestimmen sollten.

Durch Tätowirungszeichen auf Brust und Rücken markiren die Häuptlinge die Zahl der von ihnen Erschlagenen; manche waren fast ganz mit solchen wilden Ehrenzeichen bedeckt. Im Haar tragen die Häuptlinge von Hula und Kalo künstliche Blumen, die aus den langen Federn der ausschließlich für diesen Zweck gehaltenen großen weißen Kakadus gemacht werden. Die weißen Federn bilden einen schönen Contrast zu ihrem schwarzen Haar. Auf dem Oberarm tragen sie das allgemein übliche gewebte Armband, in welches sie die ihnen geschenkten Stücke Taback hineinstecken; einer von ihnen trug darin ein kurzes Stück Bambus, das prachtvoll mit gelben und scharlachrothen Papagaifedern geschmückt war. Es war dies ein Bambusmesser, das im Kriege an einer Schnur zwischen den Zähnen gehalten wird; sobald der Feind fällt, wird ein Streifen vom Bambus abgerissen, wodurch es eine neue Schneide erhält, mit welcher die Kehle des Feindes durchschnitten wird. Als mir Tamate den Gebrauch dieser Waffe vormachte, war das Entzücken der Wilden unbeschreiblich.

Der Boden von Port Moresby bis Hula ist sehr schlecht. Hula selbst und das anstoßende Kalo sind dagegen sehr fruchtbar; Kerepunu wieder ist arm, während der darauffolgende Aroma-District wieder sehr ergiebig ist. Dieser wäre eine prachtvolle Station für einen weißen Missionar, denn die dahinterliegende Gegend ist dicht bevölkert und Ueberfluß an Nahrungsmitteln ist vorhanden. Früher tauschten die Eingeborenen von Hula, ebenso wie ein Theil des Kerepunu-Volkes, alles, was sie an Bananen, Yams u. s. w. benöthigten, gegen Fische ein. Durch das Beispiel von Taria angeregt, haben

sie sich jedoch in letzter Zeit eigene Pflanzungen angelegt. Die Barringtonia speciosa und Erythrina wachsen hier wild. Ich kenne in der ganzen Natur keinen überraschendern Anblick, als wenn diese edeln Waldbäume mit Blüten bedeckt sind. Tauraki schoß einen schönen braunen Habicht, der dem Geflügel ein sehr gefährlicher Feind ist.



Ein Hula-Dandy.

Wir verbrachten in Hula einen sehr angenehmen Sonntag; alle drei Gottesdienste waren sehr gut besucht, auch die Mörder unserer Lehrer waren zugegen. Als Chalmers am Nachmittag ernst über die Unbescheidenheit der Bewohner von Hula sprach, ließen verschiedene von den Heiden voller Scham den Kopf hängen. In diesem Dorfe sind zwar noch keine getauften Eingeborenen oder Katechumenen, doch können viele der jungen Leute gut lesen, einige sogar schreiben und rechnen, und mehrere haben einige Kenntniß von Geographie.

Da am Tage vorher ein Dugong in einem starken Netze gefangen worden war, so herrschte große Aufregung über die richtige Theilung der Beute, jeder wollte ein Stück kosten. Auf unserer Reise innerhalb des gesunkenen Barrièrenriffs sahen wir eins dieser interessanten Thiere; auch drei große Schildkröten tauchten auf, um zu athmen, aber bei unserm Anblick verschwanden sie sofort.

Die Hula-Leute sind heller als der Motu-Stamm und die Maivaner. Die Hula-Frauen tragen eben solche Röcke, wie früher auf der Ellice-Gruppe gebräuchlich waren, aus Gras, das mit abwechselnden rothen und gelben Streifen von Pandanusblättern verziert ist; es gibt einen sehr gefälligen Effect. Die Tätowirung ist vollendet schön und macht auf den Beschauer den Eindruck eines Anzugs; verheirathete Frauen sind um den Hals mit einem Halsbande oder einer Kette tätowirt; jedes Muster hat seinen besondern Namen; die jüngern Mädchen sucht man recht reich und geschmackvoll zu tätowiren, um ihnen einen Gatten zu verschaffen, der reichlich dafür zahlen muß. Die Operation wird von Frauen ausgeführt, wie wir später in Aroma sahen, wobei ein Dorn anstatt eines menschlichen Knochens benutzt wird. Im Stillen Ocean geschieht diese Operation durch Männer, daher die Einwendungen der Missionare gegen diese Sitte.

Am Abend kam ein junger Mann herauf mit einem Horn, geschmückt mit dem obern Theile des Schnabels eines Nashornvogels, der mit einem Stück Haut an seine Stirn gebunden war, als ein Theil seiner Toilette für den Tanz. Unter der Menge, die uneingeladen auf der Terrasse bei uns saß, befand sich auch eine ältliche Frau, um deren linke Schulter eine ungeheuere Knochenschnur geschlungen war; dieselbe bestand aus den Rückenwirbeln ihres Bruders, welche die Frau als ein Zeichen ihrer Zuneigung zu ihm aneinandergereiht trug; sie hatte nichts dagegen, daß wir es aufaßten. Ein ander mal

sahen wir eine Witwe, die in einem kleinen Korbe den Schädel ihres Mannes mit sich herumtrug; nun hatte aber dieser Mann im ganzen fünf Weiber, und es mußten daher von den vier übrigen sich drei mit den Fingern, den Zehen und andern kleinen Knochen begnügen, die sie durchlöchert, auf Fäden aufgezogen, als Halsbänder benutzten, während die letzte Frau nur sein Haar trug.

Am Montag den 25. Februar brachen unsere beiden Boote nach dem 10 km entfernten Kalo auf. In das eine der Boote — dasselbe worin das Blutbad stattgefunden hatte — setzte Chalmers wohlweislich die Häuptlinge von Hula und die Frauen (Hula-Weiber) der Kalo-Häuptlinge; in das zweite einen zweiten Hula-Häuptling mit fünf Weißen, worunter zwei Damen waren. Wenn man eine wirkliche Friedensexpedition in diesem Lande unternehmen will, müssen Frauen einen Theil der Gesellschaft bilden.

Als wir die Hood-Bai durchkreuzten, machte uns Chalmers auf die Grenzlinie zwischen den Hula- und Kalo-Districten aufmerksam. Die Küste war eben und mit Kokospalmen, Pandanusbäumen u. dgl. bedeckt; im Hintergrunde niedrige Hügel; noch weiter hinten, näher an Kalo, zog sich die Kuiaipo-Kette hin; in weiter Entfernung erhob sich, alles überragend, die große Macgilivray-Kette. Endlich liefen wir in den Kemp-Welch-Fluß ein, der an seiner Mündung nahezu 1 km breit ist; seine beiden Ufer sind von reicher Vegetation eingefaßt. Zu unserer Linken ragten aus dem Wasser die Nipapalmen empor. Gerade vor uns, ungefähr 20 m von unserer Landungsstätte entfernt, in einem Gehölz von Kokosbäumen, war der Unglücksort, wo so viele von unsern Leuten grausam gemordet wurden durch die Hand derer, denen sie Segen zu bringen gedachten. Die drei Kalo-Häuptlinge, die uns in Hula besucht hatten, sammt einigen ihres Gefolges begrüßten uns und führten uns ins Dorf. Ueberrascht war ich von der augenscheinlichen Fruchtbarkeit des Bodens, der

Brotfruchtbaum, die gemeine Inocarpus edulis und die Broussonetia des Stillen Oceans wachsen hier wild. Einige junge Megapodii, Großfußhühner oder Wallnister, ergötzten sich auf einem freien Platz, zogen sich aber schnell zurück, als sie uns sahen. Weiterhin war der Ort, wo Materua's Knabe durch seinen eigenen Pfleger mit dem Speer getödtet worden war. Noch näher beim Dorfe standen die Pfosten vom Hause des Lehrers. Welch traurige Erinnerungen an die Vergangenheit wurden in uns geweckt! Wir gingen direct nach dem Hause Kulu's, des Häuptlings, dessen Obhut Tau anvertraut werden soll. Wie die Dörfer in Maiva, ist auch dieses Dorf in einiger Entfernung vom Meere gebaut; seine regelmäßig angelegten Straßen sind gut gefegt, kleine Gärten liegen dazwischen. Als wir mit dem Häuptling auf der Plattform seines gut gebauten Hauses saßen, reichte er uns ein sehr erfrischendes Getränk aus Kokosnußwasser, und darauf gingen wir mit ihm durch das ganze sehr volkreiche Dorf, das gewiß 1000 Einwohner zählt. Wir kamen zum Dubu oder dem für Gebet und Schmaus bestimmten Ort, der hier aber nur aus einem freien, den Göttern geweihten Platz in der Mitte des Dorfes besteht. Eine ungeheuere Stange stand an dem einen Ende des Dubu, bei welcher zu bestimmten Gelegenheiten so viel Bananen, Kokosnüsse und Zuckerrohr aufgehäuft werden, daß die Gaben bis zur Spitze reichen. In diesem Dubu waren keine Menschenschädel zu erblicken, wie dies in vielen andern der Fall ist.

Um kein Aergerniß zu erregen, besuchten wir den jungen Häuptling, dessen Vater, Kuiaipo, die Ermordung unserer Lehrer angestiftet hatte, und ließen uns von ihm mit Kokosnußwasser bewirthen. Dann machten wir uns auf, um die Lage für das neue Haus unsers Lehrers zu bestimmen; es soll nahe bei dem Hause Kulu's, seines künftigen Beschützers, liegen. Im weitern Umherstreifen kamen wir an den Ort, wo Kuiaipo's Haus gestanden; die Pfosten waren durch die

Mannschaft der „Wolverene" der Erde gleich gemacht; sein Grab war sauber eingezäunt. Als hier Frau Lawes zufällig allein stand, kam ein Eingeborener aus dem Gebüsch gerade auf sie los, ward aber durch diesen ersten Anblick einer weißen Dame so furchtbar erschreckt, daß er sofort in das Gebüsch zurücklief, um sich zu verbergen. Nachdem wir das Dorf an allen Ecken und Enden abgesucht hatten, kehrten wir zu Kulu zurück, um uns nach Vertheilung einiger Geschenke über die Zahlung für Tau's Wohnung zu einigen. Es war ein sehr hübscher Anblick, von der erhöhten Plattform von Kulu's Haus ganz Kalo in verschiedenen Gruppen vor uns zu sehen. Die Männer waren lebende griechische Statuen, die Frauen, wie überall in Neuguinea, tief unter ihnen stehend; die Frische der Jugend verwelkt bei ihnen schnell, die ihnen allein überlassene Sorge für die Familie, die Pflanzung und die Küche macht sie frühzeitig alt. Ich bemerkte ziemlich viel Hautkranke.

Da es nun Zeit zur Abreise war, gingen wir langsam zum Fluße und Boote zurück, von der ganzen Bevölkerung begleitet. Eine Frau mit ihrem Kinde verbarg sich eiligst in ihrem Schlafgemach vor den Weißen! Zwei junge Männer, deren Ellenbogen ich zufällig berührte, schauderten sichtlich und rissen schnell aus, doch wußte ich sie mit Taback wieder heranzulocken und machte sie mir so zu Freunden. Der Sohn Kuiaipo's bat Tamate dazubleiben, bis er ihm zu Ehren ein Schwein geschlachtet habe; auch gekochte Gemüse wurden uns angeboten, doch Tamate flüsterte mir zu: „Koste nichts, es sind gewandte Giftmischer!" — Die Menge von Männern, Frauen und Kindern war sehr groß. In ihrer Aufregung liefen die Kinder in den Fluß hinein — obgleich dies ein wohlbekannter Zufluchtsort von Krokodilen ist — und plätscherten umher wie richtige Südsee-Insulaner. Hunderte von Erwachsenen standen am Ufer, viele ringsherum um die Boote, bis zum Gürtel im Wasser, um Nahrungsmittel oder Seltenheiten zu verkaufen.

Mit Muße betrachtete ich die für mich neue Scene, der allgemeine Ruf war Kuku (Taback). — Unterdeß nahm die Aufregung schrecklich zu. Endlich sagte Kulu leise zu Tamate: „Fort, schnell!“ und sofort stieß sein langer Vetter das Boot ab. Unser zweites Boot fuhr auf, aber mit der Hülfe unsers langen Freundes gelang es unsern Leuten, es glücklich wieder flottzumachen. So gelangten wir denn aus dem Kemp-Welch-Flusse heraus in die Mitte der Hood-Bai zum „Ellengowan“, froh, daß alles so gut abgelaufen war.

Als es unter den Lehrern bekannt wurde, daß wir beabsichtigten die Mission in Kalo wieder zu eröffnen, meldeten sich die Samoaner freiwillig zu diesem verlassenen Posten; auch die Raiatianer baten dringend um die Erlaubniß, dorthin gehen zu dürfen. Als nun auch die Rarotonganer heimlich zu mir kamen mit der Bitte, ich möchte bei den Herren Lawes und Chalmers für sie eintreten, daß dieser ehrenvolle und gefährliche Posten nicht andern gegeben werden möchte, entschieden sich letztere für die Rarotonganer, weil ihre Landsleute vormals dort als Märtyrer umgekommen waren.

Um ½5 Uhr nachmittags ankerten wir am Eingange der Hood-Lagune, den Kerepunu-Dörfern gegenüber. Eng zusammen liegen hier sieben verschiedene Dörfer, mit einer Gesammtbevölkerung von 1500 Seelen. Die Hood-Lagune gewährt einen bezaubernden Anblick. Die Einfahrt ist nur gegen 750 m breit, die Lagune selbst ungefähr 5000 m tief und ebenso breit; der Dundee-Fluß ergießt sich in dieselbe. Die ganze Gegend ist berüchtigt wegen der Krokodile, die sich in den brackischen Buchten und Frischwassersümpfen verbergen, wo sie die großen Schweine der Kerepunu-Eingeborenen und gelegentlich auch deren Eigenthümer selbst aufgreifen; in der Nacht kann man sie am Strande lärmen hören.

An der Stelle, wo wir landeten, arbeiteten Zimmerleute an für den Golf bestimmten Segelbooten von ungeheuern Proportionen; sie benutzten hierzu Stämme von gegen

15 m Länge und 1,20 m Dicke. Hier wohnte Anedera, dessen einschmeichelndes Wesen ihm die Liebe Aller erwarb. Das Blutbad in Kalo stürzte alles um. Ich wurde den Leuten als „Vater" von Anedera's Frau vorgestellt, weil sie während mehrerer Jahre eine Schülerin meiner Frau gewesen war. Jetzt ist Maru aus Rurutu hier Lehrer. Das Missionhaus ist aus Latten und Mörtel auf dem Gipfel eines Hügels auf Kerepunu-Point erbaut; es ist außerordentlich rein gehalten, ein gutes Vorbild für die Eingeborenen. In Maru's Garten war nicht das geringste Unkraut zu sehen. Welch liebliche Aussicht von der Terrasse dieses reizenden Häuschens: Ocean, Dörfer, Plantagen und die Natur in all ihrem tropischen Ueberfluß!

Chalmers führte uns durch die sieben Dörfer, die wol verdienen, daß man sie besichtigt. Die Häuser der Häuptlinge haben Thürme, einer sogar einen doppelten Thurm; überall herrscht Ordnung und Sauberkeit. Das eine Dorf ist nur von Fischern bewohnt, die, da sie kein Land besitzen, Tag und Nacht fischen und ihren Fang den Nachbarn verkaufen, die nie fischen. Thatsache ist, daß dieses Fischerdorf aus Flüchtlingen besteht, denen nur unter dieser Bedingung gestattet worden war, unter den wirklichen Herren dieses Bodens zu leben. Diese Fischer sind geborene Handelsleute; dies bewiesen schon die Frauen, welche uns, während die meisten Männer draußen auf dem Fang waren, bestürmten, ihnen frisch gefangene Fische abzukaufen, wobei sie dieselben vor unsern Augen zappeln ließen.

Einige Häuser in Kerepunu stehen, wie die oben beschriebenen vier Seedörfer, im Meere. Als die Hula-Leute vor wenigen Jahren von diesem Platze fortzogen, scheinen einige von ihnen am alten Orte zurückgeblieben zu sein; ein Beweis für diese Annahme ist, daß das Hula-Volk keinen Dubu hat, sondern bei festlichen Gelegenheiten zu ihrem alten Dubu nach Kerepunu zurückkehrt. Die Pflanzungen sind vortrefflich gepflegt; so trafen wir eine Anzahl Männer im Busch an,

die den Boden für künftige Anpflanzungen vorbereiteten; nachdem das lange Gras niedergebrannt war, gingen sie daran, den harten Boden umzugraben. Mehrere Männer standen hierbei in einer Reihe, jeder mit einem scharfgespitzten starken Stock versehen, den sie alle zu gleicher Zeit in den Boden eintrieben, worauf in der nächsten Secunde die harten Schollen längs der ganzen Linie in die Höhe flogen; es erinnerte dies an die Regelmäßigkeit, mit welcher eine geübte Mannschaft commandomäßig die Ruder ins Wasser taucht. Diese Leute fuhren in ihrer Beschäftigung fort, ohne uns Fremden die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die Wege von Dorf zu Dorf sind gerade und gut gehalten. Die polynesische Tamanu[1] erreicht in diesem Theile Neuguineas eine stattliche Höhe; auch begegneten wir hier der Urtica argentea oder Nesselpflanze des östlichen Pacific, der Broussonetia popyrifera und andern bekannten Erzeugnissen der Südsee-Inseln. In Neuguinea vereinigen sich die australische und die polynesische Flora, vermischt mit einer Vegetation, die beiden fremd ist.

Die Kerepunu-Eingeborenen kaufen von den im Innern in der Nähe der Flüsse wohnenden Bewohnern das Recht, Bauholz zu fällen; sie tragen dann die Stämme nach dem ihrem Ankerplatz zunächstliegenden Schiffsbauplatz und höhlen sie mit ihren Steinäxten aus. Gegenwärtig herrscht ein Streit unter den Zimmerleuten und den Bewohnern des Innern, indem erstere behaupten, daß sie ihnen für diese Saison schon genug Armbänder bezahlt hätten, während die Eingeborenen aus dem Inlande dies bestreiten und ihnen verweigern, sich neues Bauholz holen zu dürfen, bis sie nicht mit neuen Werthsachen zahlen. Die Kerepunu-Eingeborenen gehören einer schönen Rasse an; ein Mann hatte das Maß von 1,92 m. Die fünf Häuptlinge dieses Ortes blieben bis zu unserer Abreise in der

[1] Calophyllum inophyllum.

Nähe des Missionshauses; Tamate richtete ein paar liebevolle Worte der Ermahnung an sie und theilte kleine Geschenke unter ihnen aus. Am Sonntagsgottesdienste nahmen ungefähr hundert theil, doch gibt es noch keine Katechumenen.

Kerepunu bietet einen vorzüglichen Ankerplatz für Schiffe jeder Größe. Das englische Kriegsschiff „Diamant" ankerte hier in voller Sicherheit, obgleich im Hafen ein Korallenriff liegt, das aber leicht gesprengt werden könnte. Alle die, welche Neuguinea näher kennen, haben den Eindruck, daß die künftige Hauptstadt entweder bei Port Moresby oder bei Hall-Sund oder bei Kerepunu liegen muß. In Port Moresby ist die Hügelreihe im Hintergrunde störend, da dieselbe ein Eindringen in das Innere des Landes erschwert. Bei Hall-Sund dehnt sich weithin ein fruchtbares Land aus, dasselbe ist aber infolge der jenseit Delena liegenden Sümpfe sehr ungesund. In Kerepunu wäre es schwer, Platz für eine Hauptstadt zu finden, weil die Gegend so dicht bevölkert ist. Der Hauptvorzug Kerepunus aber ist, daß das Binnenland, ein sehr werthvoller District, leicht erreichbar ist. Mein persönlicher Eindruck ist nun, daß Port Moresby Hauptstadt werden wird, weil der Hafen so breit und sicher ist. Für die Eingeborenen wäre es am besten, sie, wenn möglich, während einer Generation noch sich selbst zu überlassen, damit der civilisirende Einfluß des Christenthums freien Spielraum hätte.

Nach erfrischender Nachtruhe in Maru's Häuschen und einem herrlichen Bade am nächsten Morgen, brachen wir am Dienstag, 26. Februar, in unserm Boote nach Parimata auf. Der „Ellengowan" segelte außerhalb des Barrièrenriffs, da innerhalb desselben viele Korallenriffe liegen. Wenn es für das Schiff möglich wäre, sich durch das Barrièrenriff hindurchzuwinden, so könnte man wol überall sicher den Anker auswerfen, aber trotz aller Vermessungen drohen hier unzählige Gefahren.

Wir kamen um ¼9 Uhr abends in Parimata an, nachdem

wir die ganze 18 km betragende Entfernung gerudert hatten. Der hiesige Lehrer, Teinaore, ist sehr thätig und hat sich selbst ein gutes Haus, wie die hier Einheimischen, auf hohen Pfeilern gebaut. Eine Menge eingeborener Müssigänger und ein Chinese bewillkommneten uns. Da Teinaore wußte, daß mehrere seiner Landsleute für einige Zeit bei ihm bleiben sollten, um sich an das Klima zu gewöhnen, baute er eine neue luftige Wohnung zu ihrer Unterkunft. Ich sah, wie das Haus mit Sagopalmblättern gedeckt wurde, was im Vergleich zu dem mühseligen Annähen der Pandanusblätter, wie es hier sonst üblich, eine leichte Arbeit ist. Man erreichte das Haus durch eine Brücke, die von der Veranda des Missionshauses dahin führte. Eine andere, etwas unsichere Brücke führte zur Kirche, die ebenfalls luftig ist. Als Bezahlung für die Arbeitsleute wurde ein großer Schmaus vorbereitet. Das Missionshaus ist von einem Garten umgeben, der voll Bananen steht, deren Trauben von eingeborenen Knaben in trockene Blätter gehüllt werden, um sie gegen die nächtlichen Räubereien der fliegenden Füchse und Kakadus zu schützen. Diese Methode hat aber zur Folge, daß den Bananen in der Reife die durch die Sonne hervorgebrachte Süßigkeit mangelt.

Parimata ist das erste Dorf im Aroma-District. Nachdem wir die Kirche und dann das Dorf besucht hatten, brachen wir auf zu einer Wanderung durch den ganzen Aroma-District, wobei Terak-Vaine als Führer diente. Wir ließen Tamate zurück, da er Missionsgeschäfte besorgen mußte. Zuerst fielen uns mehrere junge Jute-Pflanzen auf, eine hülsentragende kriechende Pflanze, die sehr schnell wächst. Die Pflanze wird an den Gewinden abgeschnitten (wo sie wieder Wurzeln schlagen), worauf die Fasern entfernt werden. Diese Faser wird bei Tage der Sonne, bei Nacht dem Thau ausgesetzt, gerade wie die Polynesier die Fasern ihrer Urtica argentea behandeln, und dann zu einem Strick verwebt, indem sie sie zwi-

schen Handfläche und Daumen reiben; aus dieser Faser machen sie auch ihre kaiapas oder Netzsäcke. Die Wurzel der Jute-Pflanze wird gegessen; im Innern sieht man ganze Morgen Landes mit derselben bepflanzt. Ich bin überzeugt, daß diese Jute in der Zukunft für die Industrie sehr werthvoll werden wird; eine sehr bekannte Firma in Dundee, der eine Probe gesandt wurde, erklärte die hiesige Art für die schönste Jute der Welt.

Nachdem wir Mama's Dorf durchwandert, gingen wir nach Moapa, das in Wirklichkeit ein wahres Gewirr von Dörfern ist. Die Bevölkerung ist sehr dicht. Das Missionshaus hat eine schöne Lage und beherrscht die Dörfer; es besitzt eine prachtvolle, von dem Pastor J. Jefferis in Sydney geschenkte Glocke. Frauen und Kinder waren anfangs über unsern Anblick bestürzt, drängten sich aber bald um die Frau des Predigers, welche uns begleitete.

Eine Menge kleiner niedlicher Mädchen liefen herzu, um das Vorrecht zu genießen, unsere Hände zu berühren und um Tabacк zu bitten. Endlich kamen wir nach Koapena's Haus, das sehr fest gebaut ist. Der Häuptling kennt Cooktown und hat dort auch ein wenig die Sitten der Weißen kennen gelernt. Vor einigen Jahren befehligte er einen Angriff auf eine chinesische Dschonke; auch war es sein Volk, welches Irons und dessen Freund in der Cloudy-Bai ermordete; es ist augenscheinlich ein wilder und grausamer Stamm. Koapena kann ungefähr 50 Jahr alt sein; er ist muskulös aber wohlproportionirt und hat einen spöttischen Zug um den Mund. Vor kurzem hat er zwei Frauen verloren, doch bleiben noch drei, um diesen gefürchteten Häuptling zu trösten; auch hat er viele Kinder und Enkel. Von seinem Muthe erzählt man, daß er verschiedene male schlafende Krokodile, von denen der Aroma-District schrecklich heimgesucht ist, am Schwanze ergriff und sie über seiner Schulter daran festhielt, während er seinen Gefährten jauchzend zurief, das Unthier zu tödten, um einen

17*

leckern Schmaus zu erlangen. Auf diese Weise hat er sich unter seinen Landsleuten großen Respect erworben. Zahllose Krokodile werden jährlich von den Eingeborenen Neuguineas verzehrt.

Wir besuchten Koapena's Dubu. Ich zählte darin achtzehn Menschenschädel, die als Schmuck aufgehängt waren; manche waren noch frisch; vielleicht gehörten sie den unglücklichen Chinesen, von denen ich schon gesprochen habe. Unsere Führerin, Terak-Vaine, zeigte uns zwei dicht nebeneinanderliegende Dörfer, welche sich bekriegen, gerade als wenn eine Seite einer Straße mit der gegenüberliegenden im Streite wäre. Wir besuchten dann Terak's Dorf, das weitgelegenste nach dieser Seite, bis wir nach dem Südcap gelangten. Im ganzen kamen wir an diesem Tage durch sechs Dörfer.

Wir verließen das Missionshaus nicht eher, als bis wir den neuen Lehrer und seine Frau mit all ihren Habseligkeiten glücklich untergebracht wußten; sein Vorgänger, Matina, hatte sein Amt wegen Krankheit niederlegen müssen. Koapena versprach uns, sie vor Leid zu bewahren. In der Kirche bat Chalmers das Moapa-Volk, auf die Lehren Taputu's aufmerksam zu hören und ihre Kinder zum Unterricht in die Schule zu schicken.

Von Matina erfuhr ich, daß in Aroma die allgemeine Sitte herrscht, die Aeltern und Großältern lebendig zu begraben. Er sah einst ein Grab, das ein Enkel für seine alte Großmutter grub; mit seinen eigenen starken Armen hob dieser sie hinein, ungeachtet ihrer Thränen und ihres schwachen Widerstandes. In diesem Augenblicke kam Matina hinzu und machte ihm Vorstellungen darüber, indem er sagte: „Warum bist du so grausam? Sie ist ja nicht todt.“ Der Enkel antwortete hierauf: „Sie kann ja nicht leben; sie ist schon so gut wie todt.“ — Er warf nun das Grab zu, trat die Erde auf das lebende Opfer nieder und ging heim, anscheinend wohlzufrieden mit sich. Im wohlthuenden Gegensatze dazu

erweisen die erwachsenen Söhne unter den Motuanern ihren alten Aeltern die größte Ehrfurcht.

Auf unserm Rückwege nach Parimata am Nachmittage erstaunte ich über die große Anzahl Eingeborener (besonders Frauen), die in Trauer waren. Reizend waren die Stirnbänder und Ohrringe der Männer aus den Samenkörnern der Coix lachrymaus, deren helles Grau sich von der intensiven Schwärze des Gesichts und des Körpers prächtig abhob; die Frauen aber boten einen kläglichen Anblick dar. Witwer schlafen in Hängematten. Eine große Zahl der Eingeborenen von Aroma kommt jährlich um durch die braunen und schwarzen Schlangen, deren es in diesem Districte besonders viele gibt.

In Parimata sah ich zuerst den rothen Cederbaum von Neuguinea (Cedrela australis), der massenhaft im Aroma-Districte und weiter bis zum Südcap wächst. Eine Firma in Melbourne macht jetzt den Versuch, ihn im Handel zu verwerthen; die Schwierigkeit wird nur sein, Arbeiter dafür zu erlangen.

Nach Einnahme einer erfrischenden Tasse Thee plauderten wir mit dem Lehrer Teinaore und seiner Frau. Unter anderm erzählte er uns Folgendes: Bei Tagesanbruch[1] ging seine Frau an den Strand. Im Zwielicht sah sie etwas liegen, das sie für einen auf dem schwarzen Sande liegenden Holzblock hielt. Zu ihrem Entsetzen bekam der Klotz plötzlich Leben und stürzte auf sie zu, da es in Wirklichkeit ein auf Beute lauerndes Krokodil war. Ein heftiger Schlag mit dem gezackten Schwanz auf ihren Nacken warf sie auf den Sand nieder; sie wurde an der rechten Hüfte gepackt und ins Meer geschleppt. Das Reptil benutzte dazu die Tatzen mit den scharfen Klauen, nicht die Zähne. Das arme Weib hatte nichts in der Hand, um sich zu vertheidigen, schlug aber mit

[1] Alle Eingeborenen stehen vor Tagesanbruch auf.

ihrer geballten Faust immerfort auf die Tatze und erschreckte das Thier dadurch so, daß es sie einen Augenblick losließ und sich etwas zurückzog, aber noch immer erpicht auf seine Beute. Teinaore hatte gleich den ersten Schrei seiner Frau gehört und kam gerade in dem Augenblick zu ihrer Hülfe, als das Reptil sein Opfer fahren ließ. Die laute Stimme des Gatten und das Plätschern des Wassers erschreckte das Thier so, daß es in die Tiefe davoneilte. Sobald Teinaore seine Frau der Obhut von Freunden übergeben, lief er nach seiner Flinte, lud sie mit zwei Kugeln und watete ins Wasser, um den schuppigen Feind zu suchen. Seine Absicht gelang, das Unthier richtete sich genau an der Stelle wieder auf, wo es vorher verschwunden war, und bekam beide Kugeln ins Auge, aber erst am folgenden Tage wurde das todte Thier aufgefunden; die Klauen bewiesen seine Identität. Dieses Krokodil maß nahezu 3 m; sein Fleisch wurde natürlich von den Eingeborenen verspeist. Der Lehrer bestand darauf, daß wir die tiefen Narben seiner Frau (acht im ganzen) uns ansahen; einen Monat hatte es gedauert, ehe die Frau völlig wieder hergestellt war.

Da Terak's Dorf, das letzte in Aroma-District, 115 km östlich von Port Moresby liegt, Maka's Dorf in Maiva dagegen 107 km westlich von Port Moresby, so haben wir von der Küstenlinie und dem Missionsdistricte über 220 km gesehen, die unter Aufsicht von Lawes und Chalmers stehen.

Am folgenden Morgen, 27. Februar, traten wir die Heimkehr an und fuhren mit dem „Ellengowan" nach Kerepunu. An Bord fand ich drei reizende kleine Passagiere, welche von Eingeborenen aus Aroma zum Verkauf hergebracht waren, ein hellgraues fliegendes Opossum (Belideus ariel) mit zwei Jungen. Letztere waren in Watte verpackt in der Schale einer Kokosnuß. In ihrer Angst kletterte die Mutter das Takelwerk hinauf und machte sich hoch oben ein Nest, bei Dunkelwerden kam sie aber herunter, um ihre Kleinen zu

füttern. Diese hübschen kleinen Thiere starben einige Tage später in Port Moresby. Das Opossum gleicht sehr einem kleinen fliegenden Eichhörnchen, gehört aber zur Ordnung der Marsupialia oder Beutelthiere.

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir in Kerepunu an, nachdem wir den ganzen Weg gesegelt hatten. Früh am nächsten Morgen brachen wir nach Hula auf, wo wir schon gegen Mittag landeten. Diese zeitige Ankunft gestattete es mir, der Nachmittagsschule beizuwohnen; hundert junge Leute waren anwesend, von denen viele lesen konnten. Am Schluß hielt ich ihnen eine Ansprache, die Itama übersetzte. Ich schlief diese Nacht sehr unruhig, gestört durch Myriaden von Mosquitos und die außerordentliche Hitze. Gegen Tagesanbruch, um 1/24 Uhr früh, strich ich am breiten sandigen Strande umher und hatte, als die Sonne langsam hinter den Bergen aufstieg, einen Anblick, den ich so leicht nicht vergessen werde. Es war zweifellos ein Tanz der Eingeborenen, um die aufgehende Sonne zu begrüßen. Die Tänzer grüßten zuerst nach den vier Himmelsgegenden, indem sie gleichzeitig ihre Trommeln hoch über ihre Köpfe erhoben. Dann stellte sich eine Anzahl Männer in die Mitte, in zwei sich gegenüberstehenden Hälften, und schlugen ihre Trommeln mit den Händen, wobei sie sich sanft hin- und herwiegten. Die übrigen tanzten um diese feststehenden Trommelschläger herum, ebenfalls ihre Trommeln rührend. Hierauf wurden zwei Colonnen gebildet, zwischen denen die andern auf und nieder tanzten, indem sie alle die Trommeln schlugen und einen Trauergesang anstimmten. Dann kam der eigentliche Tanz. Eine feststehende Colonne wurde gebildet, eine Hälfte der andern gegenüber, die, wie vorher, ihre Körper sanft hin- und herwiegten; die große Mehrzahl der Tänzer tanzte langsam um diese herum, ein jeder derselben mit einem Mädchen am linken Arme. Die Sonne stieg jetzt in ganzer Pracht auf; die Tänzer, in Schweiß

gebadet, waren froh wieder heimgehen zu können, um zu schlafen. Ueber den Sinn des Gesanges erfuhr ich, daß es eine alte Weise sei, die bei allen solchen Gelegenheiten benutzt würde. Wahrscheinlich war dies der Schluß eines großen Festes; denn als wir am 23. Februar hier gewesen waren, hatten wir 1500 Bündel Bananen an einer langen Reihe von Stöcken hängen sehen und gehört, daß ein großer Tanz stattfinden sollte. Unser Besuch in Kalo hatte uns verhindert, an diesem heidnischen Feste theilzunehmen, das bei der Rückkehr der Hula-Häuptlinge begonnen hatte.

Viele Häuptlinge längs der Küste tragen als Liebeszauber auf dem Hinterkopfe lange Streifen aus Cuscushaut mit dem braunen Pelz darauf. Stark duftende Blätter sind zu demselben Zwecke in die Armringe der Männer eingeschoben. Der Geruch der Cuscus ist europäischen Nasen sehr unangenehm. Drei Arten dieses dem Opossum ähnlichen Thieres sind bekannt; sie haben lange, zum Anhängen geeignete Schwänze und leben auf Bäumen, von deren Blättern sie sich nähren. Die Eingeborenen von Neuguinea essen das Fleisch.

Am Freitag, 29. Februar, brachen wir auf nach Port Moresby und segelten den ganzen Weg innerhalb des Barrièrenriffs. Ueberall war die See mit aufrecht schwimmenden Mangrovefrüchten und Zweigen angefüllt. Die Zweige waren im Wachsen, ein Zeichen, daß sie schon seit langem überschwemmt sind; ohne Zweifel sind sie durch Süßwasserströme in den Golf hinabgeschwemmt worden. Von Matina hörte ich, daß ein Dorf im Aroma-District sich hauptsächlich von Mangrovefrüchten ernährt. Es gibt verschiedene Arten Mangroven, doch nur eine liefert eßbare Früchte. Die Frucht ist über 12 cm lang und wird gekocht; sie schmeckt dann wie die in Scheiben geschnittene oi oder bittere Yamswurzel von Rarotonga, die in kargen Zeiten gegessen wird. Wenn man nur das weiche Fleisch nimmt und es einige Secunden in Wasser

taucht, um ihm die Bitterkeit zu nehmen, alsdann geschabte und gebackene Kokosnuß hierüber streut, so ist es ein ganz vorzügliches Gericht.

Um 8 Uhr abends landeten wir in Port Moresby und freuten uns, Lawes wohl anzutreffen. Die Ruhe der wenigen letzten Tage hatte ihm gestattet, in seiner Bibelübersetzung ein gutes Stück vorwärts zu kommen.

Viertes Kapitel.

Die Einweihung von Piri's Kirche und ein Ritt nach Pari.

Die Kirche in Boëra. — Beerdigung des Kindes eines Eingeborenen. — Einweihungsgottesdienst. — Beerdigungsgebräuche in Koiari. — Mangel an jungen Leuten. — Schöne Aussicht. — Pari.

Am 4. März fuhren wir mit ungünstigem Winde mit dem „Ellengowan" nach dem Dorfe Boëra, welches 18 km westlich von Port Moresby liegt. Die Scenerie war lieblich, der Boden aber schien unfruchtbar zu sein; kein Stück ebenen Landes war zu entdecken. Boëra ist auf Pfählen erbaut und hat eine Bevölkerung von 350 Seelen. Mein alter Freund Piri hieß uns herzlich willkommen. Sein freundliches Häuschen, welches nur aus durch Mörtel verbundenen Latten besteht und drei Zimmer enthält, liegt sehr hübsch an einer Anhöhe. Ein mit Kies bestreuter Pfad, von Palmen und Bananen beschattet, führt von dem Landungsplatze dorthin.

Dicht neben diesem bescheidenen Häuschen steht die neue Kirche, zu deren Einweihung wir gekommen waren. Sie ist natürlich auch auf Pfählen gebaut, 20 zu 6 m, und hübsch ausgeführt, denn Piri weiß seine Hände so gut zu gebrauchen, wie seine Stimme. Es ist dies die erste mit Kalk ausgeführte Kirche in Neuguinea, zu deren Bau vier Monate gebraucht wurden; sie ist mit Pandanusblättern gedeckt, wie in Narotonga üblich. — Bei dem Anblick von Tua's Grab war ich sehr bewegt. Der frühe Tod dieses vielversprechenden Lehrers

wurde, wie Lawes mir sagte, durch beständiges Arbeiten in der Sonne veranlaßt, was ein Fremder nicht aushalten kann.

Von diesen Gehöften zieht sich ein Streifen ebenen Landes nach dem Innern hin, der nach der Seeseite zu von runden, grasbewachsenen Anhöhen, nach der andern Seite von schönen bewaldeten Hügeln begrenzt ist. Dies ist der Wallabyjagdgrund der Dorfbewohner. Ein paar Regenpfeifer liefen im Garten umher, als ob sie zahm wären. Es ist dies in der That ein schöner Vogel; der obere Theil des Kopfes ist schwarz, und eine gelbe Haut, welche auf jeder Seite herabhängt, bedeckt theilweise das Gesicht; an der Spitze jedes Flügels tritt ein Sporn hervor.

Durch das reinlich gehaltene Dorf streifend, trafen wir eine junge Frau, schluchzend über ihr todtes Kind gebeugt, das an diesem Morgen gestorben war; der Körper war mit Gelbwurzel bestrichen, der Kopf mit rothem Ocker. Dicht dabei, ihrer Wohnung gegenüber, war ein flaches Grab, dessen Boden mit den Mittelrippen der Sagopalme ausgelegt war. Von Piri erfuhr ich, daß der kleine Leichnam zu derselben Stunde des nächsten Tages[1] zwei Zoll hoch mit Erde bedeckt werden wird, während die Freunde neben dem Grabe Wache halten; der Schädel und die kleineren Knochen werden aufbewahrt und von der Mutter getragen. Zwei Breter lagen bereit, um über das Grab gedeckt zu werden.

Bei Sonnenuntergang wurde von Lawes und Chalmers in der dicht gefüllten Kirche eine schöne Laterna-magica gezeigt; die Aufregung darüber war groß und erreichte ihren Höhenpunkt bei der Vorführung der Kreuzigung. Sicherlich ist dies eine höchst wirkungsvolle Methode, die Vorgänge der Heiligen Schrift einzuprägen. Am folgenden Morgen wurde die Kirche in aller Form eingeweiht, wobei wir eine große Zuhörerschaft

---

[1] Diese dunkeln Rassen berechnen die Zeit ganz genau nach dem Stande der Sonne.

hatten, wenigstens 250 Erwachsene. Nach dem üblichen Singen, Beten und Lesen der Heiligen Schrift wurden nicht weniger als sechs Ansprachen gehalten, dennoch war es durchaus nicht ermüdend, und die Aufmerksamkeit der Papuas wurde bis zu Ende aufrecht erhalten. Es war ergreifend mitanzuhören, wie zwei Motu-Häuptlinge von Port Moresby ihre heidnischen Landsleute ermahnten, das Christenthum anzuerkennen und nach dessen Geboten zu leben. Lawes, der ein ausgezeichneter Künstler ist, nahm später eine Photographie der Kirche auf, wobei die Lehrer und Eingeborenen außen in verschiedenen Gruppen herumkauerten.

Darauf folgte der Festschmaus: Schweinefleisch, Fisch, Bananen u. dgl. in Ueberfluß, offenbar von den Boëranern gut zubereitet. Unterdeß plauderte ich mit Tipoki, welcher mit einigen andern im Binnenlande unter dem Koiari-Stamm arbeitete. Der unverbesserliche Wandertrieb dieser Völker veranlaßte Chalmers, Tipoki und Maika nach Maiva zu versetzen. Tipoki erzählte unter anderm, wie die Koiari die Todten behandeln. Monatelang wird Tag und Nacht ein Feuer zu Kopf und Füßen brennend unterhalten. Die ganze Haut wird vermittelst der Daumen und Zeigefinger abgezogen [1], wobei der Saft über Gesicht und Körper des Operateurs (Aeltern, Mann

[1] So erklärt sich das Einbalsamiren des Hauptes durch die Eingeborenen am Fly-Flusse, wie es d'Albertis berichtet (II, 133, 134). Im Jahre 1876 sah d'Albertis in einer Hütte am Ufer des Fly zwei einbalsimirte Mumien. Er bemerkt dazu: „Als ich die erste öffnete, fand ich den Körper einer Frau. Die gänzlich unverletzten Knochen waren zum größten Theil noch mit der eingetrockneten Haut bedeckt. Sie war von gleichmäßig rother Farbe, welche, wie ich glaube, künstlich durch rothe Kreide, die bei den Eingeborenen so viel angewendet wird, hervorgerufen war. Ich denke, obgleich ich dessen nicht gewiß bin, daß das Fleisch abgezogen wurde, ehe der Körper einbalsamirt ward, wobei man nur die Haut übrigließ.“ Die Vermuthung des berühmten italienischen Reisenden war vollständig richtig. Die Eingeborenen am Fly-Flusse behandeln ihre Todten gerade so, wie der 750 km weiter südöstlich wohnende Kaiari-Stamm.

oder Frau des Verstorbenen) läuft; das Fleisch vertrocknet allmählich im Feuer, sodaß nicht viel mehr als das Skelet übrigbleibt. Ihre nächste Sorge ist nun die, zu entdecken, wessen Zauberei der Todte erlegen ist. Die Art, dies herauszufinden, ist folgende: Der Weise des Stammes legt auf den Körper so viele Stücke getrockneten Grases als Dörfer ringsherum bekannt sind, und zwar wird jedes Stück in der entsprechenden Richtung hingelegt. Die Zauberei beginnt; endlich läßt sich eine Fliege oder ein anderes Insekt auf einen dieser Strohhalme nieder, wahrscheinlich vom Geruch herbeigelockt. Es ist nun dem weisen Mann offenbar, daß ein Einwohner des durch den Strohhalm bezeichneten Dorfes den Tod ihres Freundes durch Zauberei veranlaßt hat, — denn hat nicht der Gott gesprochen? Noch in derselben Nacht muß die Rache ausgeführt werden!

Der ausgetrocknete Körper wird hierauf gut eingewickelt und an einem hohen Baum befestigt. Mit der von den beiden Feuern übriggebliebenen Asche reiben sich die Verwandten und die andern Wächter die Gesichter ein; ein großes Fest und Tanz beschließt das Ganze. Eine Art Todtengesang wird während des Vorganges von den Verwandten angestimmt.

Ein Koiari-Häuptling, der so als Rächer für einen Todten neun unschuldige Personen erschlagen, kam, als er gehört, daß Tamate deshalb böse auf ihn sei, während meines Aufenthalts hier nach Port Moresby, begleitet von seiner Frau und vielen andern seines Volkes, mit Lebensmitteln reich versehen, um Tamate wieder freundlich gegen ihn zu stimmen. Der Sohn dieses Häuptlings trägt Tamate's Namen und wird in der Missionsschule unterrichtet.

Ich war überrascht von der geringen Zahl der jungen Leute in Boëra. Als ich nach der Ursache fragte, erfuhr ich, daß vor acht Jahren eine Flotte von boëraner Handelsbooten auf der Heimreise vom Golf durch das ungestüme Wetter gezwungen wurde, in Maiva anzulegen. Sie wurden gast-

freundlich aufgenommen und einige Tage mit Speise und Trank versorgt; am Tage ihrer Abreise aber wurden sie — 177 Mann — verrätherischerweise niedergemetzelt; die drei, welche nach Manumanu entflohen, wurden später, als sie ihren Durst mit Kokosnußwasser löschten, auch noch mit der Keule erschlagen.

Die Maivalehrer mit Henere von Delena sagten mir herzlich Lebewohl und segelten westwärts mit dem „Ellengowan", während wir in unserm Boot nach dem 3 km entfernt gelegenen Bolibada fuhren. Die dortige Bevölkerung — 250 Seelen — steht unter Piri's Obhut. Bolibada ist infolge eines angrenzenden großen Sumpfes wirklich ein sehr ungesundes Dorf; wir besuchten hier die Gräber von Asapha und Zekaria. Piri kommt, wenn er in Boëra seine Pflichten erfüllt hat, in seinem Boote hierher, um zu predigen und zu lehren, sodaß im ganzen an 600 Seelen unter seiner alleinigen Obhut stehen. Es wird beabsichtigt, sobald es durchführbar, einen Zögling des Instituts von Port Moresby hier einzusetzen. Sieben Eingeborne von Bolibada starben während der Zeit von 14 Tagen; es war ein trüber Anblick, als wir durch das Dorf gingen, Gruppe für Gruppe an den offenen Gräbern ihrer Freunde sitzen zu sehen, deren Körper nur einfach mit Erde bestreut war.

Wir bekamen jetzt Chalmers' Boot in Sicht, das nach Port Moresby trieb, und bald segelten wir in unserm eigenen Boot mit gutem Winde demselben Hafen zu. Eine aufregende Wettfahrt begann: Chalmers' Boot lief zwischen der Mourilyaninsel und dem Festland, wir gingen um die Insel herum, um vollen Wind zu nehmen. Aber trotz alledem wurden wir um zwei Minuten geschlagen und kamen um $\frac{1}{2}$4 Uhr nachmittags an.

Nachdem die entsetzliche Hitze etwas nachgelassen hatte, machten sich am Nachmittage des 8. März vier von uns nach dem 12 km entfernt gelegenen Dorfe Pari auf. Unsere Pferde,

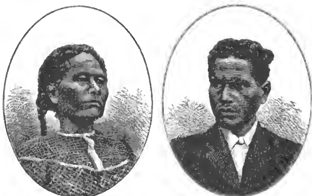
welche im Jahre 1878 durch australische Goldgräber eingeführt worden waren, zeigten sich sehr kräftig, waren aber zu fett, da man ihnen gestattet hatte, soviel sie wollten herumzustreifen, ohne sie das Geringste arbeiten zu lassen. Ein Weg existirt nicht, nur ein Fußpfad, aber auch dieser ist theilweise sehr uneben. Ueberall auf dem gänzlich unfruchtbaren Boden wachsen Zamias (Zapfenfarrn) 2—3 m hoch, von denen die meisten Samen tragen. Diese Cycaden bilden ein Glied zwischen Palme und Farrn; in ihrer Erscheinung haben sie das meiste von der Palme, aber doch auch einige Eigenthümlichkeiten der Farrn. Die großen runden Beeren der Krone werden zu Zeiten, wo es knapp hergeht, gegessen, und zwar gekocht, nachdem sie drei Tage im Wasser lagen, wie dies auch bei den Eingeborenen von Nord-Queensland Sitte ist.

Die Aussicht vom Gipfel der großen Kalksteinkette war entzückend. Zu unsern Füßen lag Port Moresby mit seinen drei Dörfern; zu unserer Linken ein reiches Thal, das theilweise von der See bespielt wird. Ein am Strande gelegenes Koiaridorf belebte die Scenerie.

Wir eilten weiter, wobei wir oft von unangenehmen Dornen zerrissen wurden (die tataroma der Hervey-Gruppe), bis wir die offene herrliche Ebene vor uns hatten und bei diesem Anblick im Gefühl der Freiheit in Entzücken ausbrachen. An den Abhängen der Hügel wurden Bananen und Yamspflanzungen sichtbar; ein Kukuksfasan erhob sich beinahe unter den Füßen meines Pferdes; Fliegenfänger schwirrten aus den Dickichten, welche wir streiften. Endlich gelangten wir nach Verentu, einem Dorfe, wo Ruatoka (unser Führer) oder ein Schüler von Port Moresby jeden Sonntag Gottesdienst abhält. Diese Dörfer sind schon soweit civilisirt, daß man hier die Tage der Woche kennt und daher weiß, an welchem Tage der Prediger zu erwarten ist. Die Plattform vor dem Hause des Häuptlings bildet die Kanzel, die Versammlung hockt

auf der bloßen rothen Thonerde. Ueberall in Neuguinea pflegen die Männer stets den Schatten aufzusuchen, die Frauen aber, obgleich sie kahl geschorene Köpfe haben, läßt man ohne eine Spur von Schutz in der Sonne stehen und arbeiten.

Ein fettes Schwein wurde geschlachtet, auch eine Menge Bananen wurden eingesammelt, da ein großer Tanz bei Mondschein stattfinden sollte. Nachdem wir an die angesehensten Leute einige Geschenke ausgetheilt, brachen wir wieder auf und gelangten auf eine ausgedehnte, unfruchtbare Ebene;



Ruatoka und sein Weib.

am Kamm des Hügels, nach der See blickend, lag ein kleines Dorf auf hohen Pfählen so leicht und luftig erbaut, daß eine tüchtige Brise es wohl hätte fortfegen können. Wir begegneten einer Menge Frauen mit Lebensmitteln, welche sie in netzförmigen Säcken trugen, die ihnen von der Stirn herunterhingen.

Die Männer begnügten sich mit einem Arm voll Speere und einem groben Netz zur Wallabyjagd. Ein Mann ward beim Anblick unserer Pferde so erschreckt, daß er auf die höchste Spitze eines Baumes kletterte, und selbst nicht das Versprechen, ihm Kuku (Tabak) zu geben, konnte ihn zum

Herunterkommen bewegen. Endlich erreichten wir Pari, welches auf einer Sandbank gebaut ist und eine Bevölkerung von 400 Personen hat. Ein Schrei des Erstaunens und der Freude klang uns aus diesem stillen Orte entgegen. Es scheint, daß ihr Dubu abgebrannt ist; nur die verkohlten, geschnitzten Stumpfe des ehemaligen Platzes ihres Götzendienstes sind übriggeblieben.

Wir hatten uns bald im Hause von Isaako, des eingeborenen Geistlichen, der von der Savage-Insel gebürtig und gewiß hier ein gutes Werk gethan hat, gemüthlich eingerichtet. Derselbe hat bereits drei Schüler nach dem Stift zu Port Moresby gesandt. Die Mitgliederzahl seiner Kirche beträgt bisjetzt zehn; außerdem ist aber noch eine Anzahl hoffnungsvoller Leute vorhanden. Die Kirche gefiel mir sehr; sämmtliche Missionsgebäude sind äußerst dauerhaft und hübsch gebaut. Nach einem erfrischenden Trunk von Kokosnußwasser (einem Zeichen der Höflichkeit auf den Südseeinseln) durchwanderten wir das Dorf, wo wir durch das kräftige, gesunde Aussehen der Bewohner überrascht wurden. Man sah hier sehr wenige Anzeichen von Hautkrankheiten. Nachdem wir einige kleine Gaben vertheilt und allen die Hand geschüttelt hatten, bestiegen wir unsere Pferde und erreichten bei Dunkelheit Port Moresby wieder, sehr befriedigt von unserm ersten Spazierritt in Neuguinea.

Fünftes Kapitel.

Der Laroki-Fluß.

Ein Morgenritt. — Pflanzenwuchs. — Der Laroki. — Die Wilden haben keinen Sinn für Naturschönheiten. — Die Rattanpalme. — Betelpfeffer. — Buschhuhn und Kronentauben. — Schweinejagd. — Erzeugnisse des Laroki-Thales.

Früh am Morgen des 12. März bestiegen wir, Ruatoka und ich, unsere Pferde, um nach dem Laroki-Fluß, der von hier 15 km entfernt ist, zu reiten. Einige Motu-Burschen folgten uns mit Lebensmitteln und einer Vogelflinte. In den Tropen ist es eine besondere Lust auszureiten, ehe die Sonne aufgegangen ist. In dreiviertel Stunden erklommen wir die Tuffsteinhügel, zu deren Füßen wir Port Moresby erblickten, und dann ging es wieder bergab. Verschiedene hohe Bäume waren erstickt durch Schlingpflanzen, welche wie eine einzige Masse von kleinen rothen Blüten in großen Bogen zur Erde herabhängen. Nach dem Innern zu sahen wir zwei oder drei hübsche Anpflanzungen, welche kürzlich durch Leute aus Motu angelegt worden sind. Diese Anpflanzungen sind eingefriedigt in Form von Quadraten oder Parallelogrammen, indem Pfähle von gleicher Länge geschnitten und in den Boden getrieben und diese durch hindurchgezogene Stäbe von einer starken Rebe, „Sei" genannt, verbunden werden; dies bietet einen trefflichen Schutz gegen Wallabys und wilde Schweine. Yamsreben werden auf hochstehenden Stangen gezogen, nicht wie in Polynesien auf liegenden Stämmen. Die Männer um-

zäunen und graben, die Frauen pflanzen, gäten, tragen alles heim und kochen. Die Männer jagen und fischen auch, aber die schwerste Arbeit in Neuguinea wird immer von den Frauen gemacht.

Weiterhin trafen wir eine Gruppe einheimischer Mangobäume, deren Frucht ich kostete, die aber nicht viel werth ist. Nicht weit davon stand eine schöne Sagopalme; obgleich sie wild wächst, wird sie doch als Privateigenthum betrachtet, denn jeder Zoll Land hat seinen Eigenthümer. Wir kamen nun in das offene Land. Starke Gräser wuchsen überall in Büscheln, Känguru-, Halm- und Strohgras, bis zur Höhe von 2 m, wie man es in Australien sieht. Verschiedene Eucalyptus-Arten wuchsen zerstreut umher. Es war rührend, als wir auf das Grab eines Goldgräbers stießen, der allein auf dieser ungeheuern Ebene gestorben, aber doch von meinem Begleiter entdeckt und nach christlichem Ritus beerdigt worden war. Auf halbem Wege zum Laroki wird die Ebene durch einen schmalen Fluß, den Ausläufer einiger kleiner Seen, durchschnitten. Der Boden wird hier reich und gut geeignet zur Cultur von Pflanzen wie Zuckerrohr, Taro oder Reis, die schwere Ueberschwemmungen vertragen können. Bauholz ist hier stärker und von größerer Mannichfaltigkeit zu finden, und dies erinnerte mich an manchen Stellen an die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses in Polynesien. Abermals lag eine offene Ebene vor uns, die durch scheinbar in größter Unordnung umher zerstreute Hügel von allen Größen und Formen begrenzt war. In weiter Ferne in mattem Blau erhob sich majestätisch der Owen Stanley-Berg, der König aller Berge ringsumher, die Heimat der Götter, dessen Gipfel bisjetzt noch von keinem menschlichen Fuß betreten worden ist. Nahe dem Pfade war ein Sumpf, der von jungen Eucalyptusbäumen so eingefaßt war, als wenn diese gepflanzt wären, doch hat sich sicherlich kein Wilder die Mühe genommen dies zu thun.

Die Gegend wurde nun erschreckend dürr, aber gerade dies sind die Jagdgründe des Koitapu-Stammes. Da die Sonne jetzt ganz aufgegangen war, so verbargen sich die Wallabys im dichten Busch, einige sprangen aber doch an uns vorbei. Um 10 Uhr gelangten wir an den 1875 vom Pastor W. G. Lawes entdeckten Fluß Laroki (früher Laloki), welcher hier bedeutende Windungen macht; an dieser Stelle ist er gegen 60 m breit. Er fließt in den Manumanu, der sich wieder in die Redscar-Bai ergießt. Etliche Kilometer höher hinauf arbeiteten 1878 die Goldgräber mit geringem Erfolge. Weiterhin sind die prächtigen Rouna-Fälle, wo der ganze Fluß über 80 m tief hinab über eine Klippe stürzt.[1] Der Eigenthümer dieser Fälle, Lohia Malaga, besuchte Port Moresby während meines dortigen Aufenthalts. Bei dieser Gelegenheit erzählte Chalmers eine Begebenheit, die bei seinem ersten Besuche dieser Fälle passirt war. Er bat Lohia, ihn zu denselben zu führen. Der Häuptling antwortete charakteristisch: „Tamate, wenn du hungerig bist, komme mit mir, und ich will dir zeigen, wo man Wallabys und Wildschweine jagt. Warum willst du dir eine Masse Wasser ansehen, die über dicke Steine herunterfällt?" — Es ist Thatsache, daß kein Wilder Sinn für landschaftliche Schönheiten besitzt.

Ein Gürtel von dichtem tropischen Pflanzenwuchs bedeckt beide Ufer des Flusses und Bäume der mannichfachsten Art ragen in mächtiger Höhe empor. Ueberall schlingen sich Lianen und krönen die Waldriesen aufs prächtigste. Von solchen Schlingpflanzen fand ich an der Rattanpalme zwei Arten, welche den ungeheuern Stamm umrankten, dann einen Zweig entlang liefen, um endlich graziös niederzufallen. Man erhält Rohr hiervon bis zur Länge von 50—70 m, woraus eine Art Tauwerk für die großen Lakatio und andere Canoes gefertigt wird. Mit Streifen aus dem Bast binden

[1] Der Niagara ist nur 47 m hoch.

die Eingeborenen den Stein an den Griff ihrer Aexte; beim Bau ihrer Dächer befestigen sie damit auch die Sago- oder Nipapalmblätter an die kleinen Dachsparren. Gleich allen andern Flüssen dieser Gegend ist auch der Laroki voll von Krokodilen.

Nach einer kurzen Rast nahm Ruatoka seine Vogelflinte auf die Schulter, um einiges Wild zu erjagen. Sein Gefolge ging in entgegengesetzter Richtung ab, um Betelpfeffer zu suchen, eine Schlingpflanze oder ein Kletterstrauch, oft von riesiger Höhe. Der Genuß der Eingeborenen besteht darin, zuerst den Kern der grünen Betelnuß zu kauen, dann aus einer Kürbisflasche gelöschten korallenartigen Kalk zu kosten und endlich die Rinde des Betelpfeffers (Chavica) zu kauen. Selbst die meisten unserer Lehrer geben sich diesem Genusse hin, welcher eher für heilsam als schädlich gilt. Es färbt den Speichel roth und befleckt die Zähne, in manchen Fällen verdirbt es dieselben sogar gänzlich.

Bei unserm Weitermarsch hörten wir einen uns begleitenden Känguruhund laut bellen; er hatte einem schlafenden Krokodil tapfer in den Schwanz gebissen, indem er es zweifellos für einen Leguan hielt, zu deren Jagd er abgerichtet war. Zum Entgelt erhielt er einen entsetzlichen Biß, aber das Geschrei der Motu-Burschen verjagte glücklich den Feind. Der arme Hund mußte, da er nicht mehr im Stande war zu stehen, den ganzen Nachhauseweg in einer Kaiapa oder einem großen Netzsack getragen werden. Ein tropischer Regen brach herein, der eine Stunde dauerte. Ich war recht froh, unter einem alten Schutzdach, das von Ruatoka bei einer frühern Gelegenheit errichtet worden war, Zuflucht zu finden. Endlich erschien auch Ruatoka bis auf die Haut durchnäßt mit einem Buschhuhn (Megapodius tumulus). Dieser wundervolle, erdhügelbauende Vogel wird überall in Neuguinea und auf den benachbarten Inseln, sowie in Nordaustralien gefunden. Auch zwei Kronentauben (Goura Albertisii) brachte

er mit; diese stattlichen Vögel sind schieferfarbig, ihr laut gellender Schrei, wenn sie paarweise durch den Busch laufen, zieht sicher die Aufmerksamkeit des Jagdliebhabers an. Als sie Ruatoka erblickt hatten, flogen sie auf den niedrigen Zweig eines Baumes, im Glauben, so der Gefahr entronnen zu sein. Das Männchen, ungefähr in der Größe einer hübschen Truthenne, wog 4 kg. Wir aßen die Vögel am nächsten Tage in Port Moresby, aber obwol das Fleisch gewöhnlich von den Europäern gelobt wird, fand ich es zäh. Im Magen einer jeden Fächertaube findet man einen ziemlich großen Kiesel, der von den Eingeborenen als Amulet gegen Speerstöße und Keulenschläge sehr geschätzt wird. Um seinen Zauber wirken zu lassen, wird mit dem Kiesel langsam über jeden Theil des Körpers gestrichen und dabei werden gewisse Worte gemurmelt, wodurch jedes Glied in den Tagen des Kampfes gefeit ist.

Am Laroki ist guter Jagdgrund für Schweine. Das Wildschwein[1] (Sus papuensis) ist das größte und außer dem Dingo fast das einzige wirkliche Säugethier in Neuguinea, alle andern sind Beutelthiere. Wenn es jung ist, hat es seiner ganzen Länge nach abwechselnd schwarze und braune Streifen, wobei man verschiedenen Varietäten begegnet. Ist es erwachsen, so verliert es die langlaufenden Streifen und nimmt eine gesprenkelte oder graue Farbe an; auch eine schwarze Art kommt vor, aber seltener. Die Eber sind sehr wild und zögern nicht, auf denjenigen, der unklugerweise mit ihnen anbindet, loszugehen; die einzige Art ihnen zu entrinnen, besteht darin, daß man auf den nächsten Baum klettert. Die Hauer der Eber werden als Kriegsschmuck hoch geschätzt; zwei fest zusammengebundene Paare werden zwischen den Zähnen gehalten.

Ungefähr 3 km westlich, dicht am Flusse, liegt ein Koiari-Dorf, dessen Bewohner jeden Zoll Landes an dem weitern

[1] Junge Ferkel werden von den Frauen oft als ihre Lieblinge gesäugt.

Ufer des Laroki beanspruchen, ebenso wie die Koitapu-Leute jeden Zoll an der Port Moresby zugelegenen Flußseite als ihnen gehörig betrachten. Im Laroki-Thale wachsen Himbeeren, Erdbeeren, Muskatnüsse, Taback, spanischer Pfeffer und Baumwolle; auch Eicheln werden gefunden. Im Innern des Landes ist die Region des Taro, der Yams und mächtigen Aroideen. Die Elfenbeinnußpalme ist mehr im tiefen Innern anzutreffen.

Ueberall, mit Ausnahme von Sumpfboden, sahen wir oft nahezu meterhohe, von Termiten erbaute Säulen und Pyramiden. Als ich mich einige Minuten im Schatten eines Eucalyptus nahe dem Laroki ausruhte, wurde ich von 6 mm langen rothen Ameisen schrecklich zerbissen; erst nachdem ich alle meine Kleider ausgezogen und gereinigt hatte, bekam ich Ruhe vor ihnen.

Nachdem wir eine kleine Erfrischung eingenommen, fanden wir es an der Zeit, den Rückweg anzutreten; die Luft war jetzt entzückend kühl und angenehm. Viele Wallabys (von denen in Neuguinea zwei verschiedene Arten existiren) sprangen graziös an uns vorüber. Unsere Pferde liefen gut. Wahrhaft hingerissen war ich, als ich auf die Spitze des Port Moresby überragenden Hügels gelangte und von hier aus sah, wie die Strahlen der untergehenden Sonne die Missionsgebäude, die Dörfer der Eingeborenen und den vom Lande fast eingeschlossenen Hafen vergoldeten. Es bedurfte nur noch eines leichten Anspornens unserer Pferde und bald hießen uns freundliche Stimmen in unserm Heim willkommen.

Sechstes Kapitel.

Nach Baruni und der Dinner-Insel.

Drei Häuser. — Drillbohrer. — Maultrommel. — Tatana. — Dinner-Insel. — Nachfrage nach Schafen. — Neueste Veränderungen bei den Eingeborenen. — Wilde Nachbarn. — Areca-Palmen.

Einige Kilometer westlich von Port Moresby, den Fairfax-Hafen beherrschend, liegt der aus vier Dörfern bestehende Baruni-District, welcher von ungefähr 300 Koitapu-Eingeborenen bewohnt wird. Am 15. März führte mich Ruatoka im Missionsboot hinüber. Baruni ist unfruchtbar, aber selbst hier haben die intelligenten Eingeborenen wohlgepflegte Anpflanzungen von Yams, Bananen und süßen Kartoffeln. Ein dichter Wuchs von Mangroven umsäumt das felsige Ufer. Bei unserer Landung konnten wir keine Spur einer Niederlassung bemerken, doch bald brachte uns ein Marsch von wenigen Minuten auf einen steilen Hügel hinan zu einer Zahl Häuser, von denen eins in einen Baum gebaut war. Ich erkletterte die hohe Leiter und trat ein, indem ich natürlich dem Eigenthümer ein kleines Geschenk machte, der über die Neugier eines Fremden sehr belustigt erschien. Die Hütte war klein und hübsch gebaut, aber da sie auf der Spitze eines Hügels lag, wurde sie ungemüthlich vom Winde hin- und herbewegt. Ich saß einige Zeit auf der Plattform, wo Besucher empfangen und Netze u. dgl. verfertigt wurden. Die Dorfbewohner drängten sich lächelnd um uns herum, da Ruatoka ein alter

Freund von ihnen war. Weiter davon war ein zweites Dorf, mit etlichen auf Bäumen gebauten Häusern, da aber die Bäume breiter waren, so erschienen diese sonderbaren luftigen Wohnungen weniger gefährlich. Noch ein drittes Dörfchen besuchten wir, überall von herzlichem Willkommen empfangen.

Vom Port Moresby-Institut wird jeden Sonntag ein Lehrer nach Baruni gesandt, um diese armen Leute zu unterrichten. Die meisten Häuptlinge dieser Dörfer haben zwei Weiber. Es war mir schmerzlich zu sehen, daß das Hauptweib eines Häuptlings mit unheilbarem Aussatz behaftet war. In einiger Entfernung von Baruni befindet sich ein Lager von Graphit in nahezu unvermischter Qualität; daraus entnehmen die Gecken von Port Moresby ihre Schminke, um ihr Gesicht unwiderstehlich anziehend zu machen; die Farbe wird in Strichen auf Stirn, Kinn und Backen aufgetragen.

Wir fuhren nun hinüber nach Tatana, das nur aus einer Anzahl von Hütten auf einer flachen Landspitze besteht. Es mögen hier 200 Eingeborene sein und zwar, wie ich glaube, vom Motu-Stamme. Die meisten derselben waren auf den Fischfang ausgezogen. Es interessirte mich, einen einheimischen Drillbohrer in Gebrauch zu sehen; derselbe war ebenso, wie die unter den Samoanern gebräuchlichen mit Stein- statt Stahlspitze. Er wird zum Durchbohren von Dingo- und Wallabyzähnen gebraucht, die zu Halsgeschmeiden aufgereiht werden. Steinkeulen werden mit Hülfe scharfer Kiesel durchbohrt, die in ähnlicher Weise wie der Toki, der alterthümliche Meißel der Südseeinsulaner, an gabelförmige Holzstücke befestigt sind. Von den Ost-Polynesiern habe ich nie gehört, daß sie Steinkeulen durchbohren. Es glückte mir, einen Drillbohrer zu kaufen; später wurde mir auch noch ein anderer von Pastor Lawes geschenkt.

Die Neuguinea-Burschen amüsiren sich mit dem Spiel eines hölzernen Instruments, welches genau den Ton einer Maul-

trommel hervorbringt. Zuweilen kommen Leute an Bord des „Ellengowan", welche die Panflöte spielen; in der That sind vom Fly-Flusse bis zum Südcap Panflöten in Gebrauch. Die Papuas besitzen eine Erfindungsgabe, wie ich sie nie in Polynesien gefunden habe, hinsichtlich der Bekleidung aber übertreffen die Polynesier bei weitem die ersteren.

Früher war in Tatana ein Lehrer wohnhaft, doch man fand den Ort zu ungesund. Die Hoffnung der Mission liegt unzweifelhaft in der Entwickelung einer einheimischen Predigerschaft, da diese natürlich dem Klima Stand halten kann; unvergeßlich ist, welch segensreichen Einfluß die polynesischen Lehrer in den frühern Stadien dieser Mission bewiesen haben.

Zu gewissen Zeiten kommen nachts Krokodile aus dieser Gegend bis nach Port Moresby herunter, um fette Schweine zu stehlen; es ist höchst unangenehm, ihr sonderbares Brüllen am Strande zu hören.

Da der Himmel überzogen war, waren wir froh, so bald nach Hause zu kommen, um einem durchdringenden tropischen Regenschauer zu entgehen. Die Herzlichkeit der Brüder in Port Moresby machte mir diesen Theil von Neuguinea während meines dortigen angenehmen Aufenthalts zu einer wahren Heimat.

Am 15. März segelten wir im Missionsschooner nach dem Südcap; während der mondlosen Nacht des 20. passirten wir dasselbe und befanden uns bei Tagesanbruch zwischen den Brumer- und Leokadie-Inseln. Ein Lehrer aus Rarotonga, Namens Pi, wohnte früher auf einer der letztern, dem Festland gegenüber, Als er nach dem Südcap versetzt wurde, sandte er drei Chinesen in einem Boote dorthin, um seine Sachen abzuholen; alle drei aber wurden umgebracht, alles ward geplündert und das Boot zerstört. — Tag für Tag regnete es heftig. Da wir langsam segelten, erschienen uns die vielen Inseln in die entzückendsten Farben getaucht; in der Ferne trat die Ingenieur-Gruppe hervor. Um 5 Uhr nachmittags

ankerten wir bei der Dinner-Insel, welche etwas über 2 km im Umkreis hat und 60 m hoch ist. Wir fanden uns von vielen Inseln umgeben, darunter die Heath Blanchard-Insel und die Hayter-Insel. Die China-Straße lag vor uns; der Blick durch diese schöne Meeresstraße ließ uns in Entfernung von 30 km das Ostcap wahrnehmen. Aufsteigender Rauch in allen Richtungen verrieth eine zahlreiche Bevölkerung, besonders in der Milne-Bai.

Auf der Dinner-Insel befanden sich zwei Hütten unserm Ankerplatze gegenüber, deren Wände und Abtheilungen aus gespaltenen Mittelrippen von Sagopalmen bestanden. Ibunisi aus Lifu, der hiesige Lehrer, kam uns in einem Canoe entgegen, um uns zu bewillkommnen. Es ist ein hübsch aussehender dunkelfarbiger Mann, ungefähr 32 Jahre alt; in Neuguinea hat er nun bereits 6 Jahre lang gearbeitet; sein Weib und Kind sind augenblicklich auf der Thursday-Insel. Es war dunkel, als wir landeten, und wir wurden sogleich nach dem großen Missionshause geführt, dessen Dach und Seitenwände von Eisen sind; der Fußboden desselben ist jedoch durch die weißen Ameisen arg zerstört. Diese hübsche Insel ist Eigenthum der Londoner Missionsgesellschaft und liegt sehr günstig als neutraler Boden für feindliche Stämme; ihr Name ist Samarae.

Ibunisi hat die vier ersten Kapitel des Marcus-Evangeliums aus dem Lifuanischen Neuen Testament in den hiesigen Dialekt übersetzt; über den Erfolg seiner Missionsarbeit berichtete er mir in gebrochenem Englisch folgendermaßen: „Neuguinea-Mann jetzt nicht mehr wie lange Zeit vorher, — er liebt nicht Kampf, er zu sehr liebt Gebet, der Neuguinea-Mann liebt zu sehr jetzt Missionar.“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Früher Milne-Mann nicht machte Pflanzungen, er liebte Kampf und Raub, — jetzt betet er und er macht Pflanzung.“ Indem er hierauf ernst in mein Gesicht blickte, fragte er mich: „Warum kommt kein weißer Missionar her?

Ich sage jedermann, daß einer kommen wird und Bücher machen, aber er nicht kommt. Warum macht ihr weiße Missionare mich zum Lügner? Wir haben keine Bücher!" Nach einer Pause fügte er hinzu: „Kein Volk in Samoa, Lifu, Rarotonga; viel in Milne-Bai." — Unsere Lehrer können die Bekehrten nur bis zu einem gewissen Punkte leiten, dann hat der weiße Missionar einzugreifen und das vorbereitete Werk zu vollenden, indem er ihnen das Wort des Lebens und andere Bücher in ihrer eigenen Sprache gibt; das gute Werk unserer Lehrer ist sonst vergeblich.

Wir waren froh zu hören, daß Dien und sein Weib am Ostcap wohl und eifrig bei der Arbeit waren; Jerry von der Teste-Insel aber war vor 14 Tagen nach Cooktown gegangen, um ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, während er die Mission der Sorge seines energischen Weibes überließ. Da auf der Teste-Insel ein anderer Dialekt als in Samarae und am Südcap gesprochen wird, so ist man hier auf das Manuscript des kranken Lehrers angewiesen, trotzdem können 11 Teste-Insulaner in ihrer eigenen Sprache gut lesen, und selbst zum Schreiben sind sie neuerdings angeleitet worden, sodaß auch zwei oder drei es schon können. An dem Gottesdienste nimmt die ganze Bevölkerung (350 Seelen) theil. Am Ostcap können verschiedene junge Leute im Südcap-Dialekt und auf der Dinner-Insel können 58, unter denen 40 Erwachsene sind, das Suau-Buch lesen; 16 von ihnen können auch schreiben. Ibunisi erzählte mir, daß seine Schüler alle Abend aufbleiben, um zu schreiben und zu rechnen. Auf seine Anregung ist einer der Bekehrten, Namens Paulo, mit seiner Familie nach der Discovery-Bai (Wagawaga) gegangen, um dort den Heiden zu lehren. Mit Freude hörte ich auch von einem Heiden-Propheten, der umherzieht, um das Anbrechen eines neuen Zeitalters zu verkünden und das Volk zu ermahnen, Menschenfresserei, Mord, Ehebruch und Diebstahl aufzu-

geben; zugleich verlangt er, daß sie unter allen Umständen den Sabbath halten müssen.

In ihren unaufhörlichen Kriegen vereinigen sich die Bewohner der Hayter- und der Heath-Insel gegen die Eingeborenen des Festlandes, nämlich der Milne-Bai. Bei einem solchen Anlaß erschlugen sie einen Mann und dessen Weib und aßen sie auf; sodann bildeten diese Wilden, 20 an der Zahl, einen Kreis und stießen das Töchterchen des gemordeten Paares von einem zum andern, in der Absicht, es zu betäuben und darauf ihm den Kopf abzuschneiden. Ein Lehrer, Namens Tom, trat in diesem Moment, wie durch göttliche Vorsehung entsandt, dazwischen und bewog die Kannibalen, ihm das Kind für eine Axt und einige Messer zu verkaufen. Diese angenommene Tochter Tom's ist jetzt auf Mer (Murray-Insel); vom Pastor McFarlane wurde sie Marie getauft und wird nun als Christin auferzogen.

Ganz wund vom Schlafen auf einem Bret, stand ich frühzeitig am Morgen auf, um eine gute Aussicht über diesen Ort zu genießen. Welch Ueberfluß an wundervollen, verschiedenartigen Crotons, die am Hause gepflanzt waren, — überall bekundete der Boden eine Fruchtbarkeit, welche der von Rarotonga oder Samoa gleichkommt. Wir besuchten die Kirche und die Wohnungen der Eingeborenen, welche besserer Bauart waren. Auf dem Strande lag ein großes Canoe mit einem Mattensegel, das mit Ausleger und Plattform versehen war. Das Canoe selbst bestand aus zusammengeflochtenen Decken, in Bootsform gefertigt, und war geschmückt mit einer Menge von großen weißen Muscheln.

Wir durchschritten die kleine Insel, welche ein wahrer Garten ist von Bananen, Kokos- und Arecapalmen, Taro, Arrowroot (Tacca) und Amorphophallus campanulatus, welch letzteres eine treffliche Speise sein soll. Im Busch, also im uncultivirten Theile der Insel, schossen gerade wie ein Rohr, so schlank und graziös, Arecapalmen in großer Zahl empor.

Das reife Fruchtbündel hat gegen 30 cm Länge und enthält 250—300 Nüsse, ungefähr von der Größe einer Muskatnuß, aber zugespitzt.[1]

Wir erblickten drei Nester von Erdhügel bauenden Großfußhühnern; eins dieser Nester hatte 15,5 m im Durchmesser; noch größere sollen am Ostcap existiren. Es scheint unglaublich, daß ein so kleiner Vogel solch ungeheuere Erdhügel als Nester bauen kann; allerdings wird kein solcher Hügel nur durch einen einzigen Vogel oder in einer einzigen Jahreszeit gebaut. Der Megapodius tumulus sitzt nie auf den Eiern, sondern vergräbt diese tief in den Hügeln, um sie von der Sonnenhitze und Gärung ausbrüten zu lassen. Wir hatten zwei schöne Eier dieser Vögel zum Frühstück, und da sie frisch waren, schmeckten sie uns ganz vortrefflich.

Die Muster der Tätowirungen der Frauen sind hier zwar ganz verschiedenartig von denen im Westen, doch ebenso sorgfältig durchgeführt. Hautkrankheiten kommen hier sehr häufig vor. Das Haar färben sich die Männer roth mit Kalk, wie in Samoa, zweifellos der Reinlichkeit wegen. Als wir uns zur Abreise bereit machten, umgaben ungefähr 30 kleine Canoes und Catamarans den „Ellengowan", alle mit Lebensmitteln zum Verkauf beladen.

Noch hervorgehoben zu werden verdient, daß die Lehrer, welche hier herum so viel Gutes stiften, Söhne von eingefleischten Kannibalen sind; — solche Leute können, wenn sie wirklich bekehrt sind, besser fühlen und mit mehr Nachdruck bekunden, was das Christenthum für sie und andere gethan hat.

[1] An vielen Orten herscht die Sitte, dem Besitzer eine Areca-Nuß zu überreichen; ist die Spitze von ihm abgewendet, so ist dies das Zeichen für den Stamm, ihn zu ermorden.

Siebentes Kapitel.

Suau oder das Südcap.

Die Eröffnung der neuen Kirche. — Ueppiger Pflanzenwuchs. — Potipoti. — Künste der Eingeborenen. — Ein Dieb und seine Bestrafung. — Gewohnheiten der Eingeborenen. — Beerdigung. — Orchideen. — Die Federn des Paradiesvogels. — Abschied von Neuguinea.

Um 8 Uhr früh brachen wir nach dem Südcap auf, aber mit widrigen Winden kämpfend, kamen wir den Tag nicht weiter als bis zur Tissot-Insel, wo wir Anker warfen. Am folgenden Morgen, Sonntag 23. März, hatten wir entzückendes Wetter, die ganze Küstenlinie mit ihren zahllosen Inseln strahlte in wunderbarer Schönheit. Bald ankerten wir im Mayri-Paß, gegenüber dem Missionshaus. Der Anblick des Passes war entzückend; Missionshaus und Dorf liegen am Fuße eines steilen Hügels, der mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt ist. Unsere Ankunft erregte großes Erstaunen. Der Ruf (in englischer Sprache): „ein Schooner!" veranlaßte die Lehrer Pi und Mataio eifrig nach dem westlichen Eingang des Passes zu spähen, aber vergebens. Daß wir durch den östlichen Eingang kommen würden, konnten sie nicht errathen. Die Lehrer, beide Rarotonganer, waren bald an Bord und berichteten, daß alles wohl sei. In wenigen Augenblicken waren wir am Ufer auf der luftigen Veranda von Chalmers' Haus und schüttelten allen die Hände. Mataio und die Frauen waren munter, Pi selbst aber

sah schlecht aus. Die Eingeborenen waren offenbar hoch erfreut, den „Ellengowan“ und seinen Kapitän wiederzusehen.

Lawes und Chalmers hatten mich beauftragt, die neue Kirche zu eröffnen. Es ist ein ansehnliches und geräumiges Gebäude; der Fußboden, von einheimischen Bretern, einige davon von rother Ceder, ist gut gelegt, und das Dach aus Sagopalmblättern war das beste, das ich je gesehen habe, mit Ausnahme von Piri's Kirche in Boëra. Die Seitenwände sind noch nicht fertig. Da es Zeit für den Morgengottesdienst war, läutete die Glocke und im Nu füllte sich die Kirche mit ungefähr 250 Personen. Ich predigte durch einen Dolmetscher, worauf ein trefflicher Gesang folgte; das Benehmen der Versammlung konnte man sich nicht besser wünschen.

Infolge eines leichten Regenschauers waren zum Nachmittagsgottesdienste nur 120 Personen erschienen, um so mehr war ich überrascht von der großen Versammlung in des Lehrers Haus. Wohl eine Stunde lang ward die Aufmerksamkeit der Eingeborenen durch Singen, Lesen von Auszügen aus der Heiligen Schrift und vielen kurzen Gebeten ganz in Anspruch genommen. Ich fragte, wer diese Leute seien, und erfuhr, daß sie Sonnabends nachmittags in kleinen Booten von den umliegenden Dörfern hierher kämen und bis Montag blieben. Diese Station ist sehr passend gelegen, doch kann sie nicht als gesunde Gegend gelten. Die Ueppigkeit des Bodens spottet jeder Beschreibung. Ich kostete eine mir ganz neue Frucht, welche Potipoti genannt wird. Der prachtvoll aussehende Baum erreicht die Höhe von gegen 20 m; die Blätter sind dunkel und glatt. Die Potipoti ist eine schöne Frucht, $7\frac{1}{2}$ cm in Durchmesser, wie ein Apfel riechend, aber ganz verschieden davon schmeckend; jede enthält ein Samenkorn, das in einer harten Kapsel eingeschlossen ist. Natürlich wird diese Frucht von den Eingeborenen sehr gepriesen. Zur Nacht kamen ganze Züge von Vögeln, um die beiden Bäume, die auf dem Grundstück der Mission wachsen,

zu berauben. Der Eisenholzbaum des Pacific wächst hier wild; auch soll man Sandelholz gefunden haben.

Diese Suau-Kannibalen sind im Schnitzen sehr geschickt, ihre künstlerisch gearbeiteten Vögel am Eingange der Kirche, ihre Ruder, die Chunam-Löffel mit einem Götzenbild am Stiel, — alles aus Ebenholz — liefern den Beweis davon. Ein eigenthümlicher Mattenstoff wird am Südcap aus den Blättern einer Pandanus-Art verfertigt, in Quadraten von über 1 m werden sie mit „Sei" zusammengenäht, einer Fiber von großer Stärke. Zur Zeit, wo das Blatt noch grün ist, wird ein wellenförmiges Muster geschmackvoll eingekratzt. Dieser Stoff wird als Matte benutzt, um darauf zu sitzen oder zu ruhen, und wenn er ziemlich abgenutzt ist, wird er als Gürtel für Männer verwendet. Die Frauen benutzen ihn niemals, sie tragen den gewöhnlichen Grasrock, der ihnen so gut steht.

Mataio zeigte mir sein prachtvolles, wie ein Boot geformtes Canoe, in welchem er seine Freunde längs der Küste besucht. Pi geht dann und wann nach der Leocadie-Insel, um seine frühere Gemeinde zu sehen, obgleich die Männer, welche seine Sachen von dort abholen sollten, ermordet worden waren und er dadurch Verlust an Hab und Gut gehabt hatte. Ich fragte ihn, ob er sich nicht fürchte, unter diesen Mördern zu schlafen; „durchaus nicht", antwortete er, „sie sind alle sehr betrübt über das, was sie gethan haben".

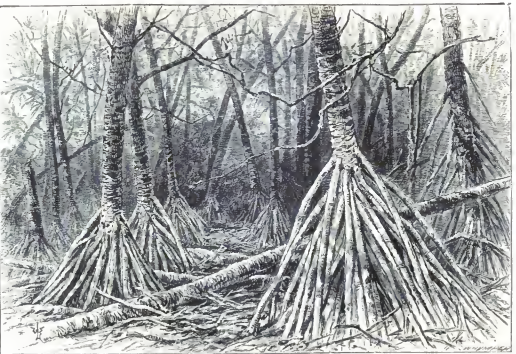
Das Buch, welches wir vorläufig für den Gottesdienst zu Suau und Samarae benutzen, gehört Pi. Er hat das ganze Markus-Evangelium in den Südcap-Dialekt übersetzt. Sehr erfreulich ist es, daß jetzt schon sechs junge Leute von Suau nach dem Institut von Port Moresby gesandt werden konnten, um für das einheimische Lehramt ausgebildet zu werden. Ich lud Pi ein, mich nach Cooktown zu begleiten, um ärztlichen Rath für ihn in Anspruch zu nehmen, aber der edelherzige Mensch weigerte sich seinen Posten zu verlassen, obgleich er schon zwei Jahre lang ernstlich leidend ist. Während

des Nachmittagsgottesdienstes wurde von einem jungen Weibe, die zu Hause geblieben war, ein Nasenschmuck gestohlen; der wüthende Eigenthümer entdeckte die Diebin und warf ihr eine Schlinge um den Hals, um sie zu erwürgen, mitleidige Freunde kamen aber zu Hülfe und sie wurde gerettet. Ich werde nie die während der Nacht von ihren nahen Verwandten ausgestoßenen lauten Klagelaute vergessen, den Zorn über den Eigenthümer des Schmuckes und das Mitleid für die beinahe erdrosselte Diebin. Die ganze Sache glich genau den Todtenklagen zu Port Moresby, meiner Ansicht nach ein Beweis für die wesentliche Uebereinstimmung der Rassen. Selbstmord kommt oft vor, des Aufsehens willen, das hierdurch hervorgerufen wird.

Am Morgen des 24. März, am letzten Tage meines Aufenthalts in Neuguinea, fuhren wir mit einigen Booten nach der Bertha-Lagune. Wir legten an beiden Ufern an, um die Häuser zu besichtigen, welche genau denen an der Discovery-Bai gleichen, wie sie von Kapitän Moresby gezeichnet sind. Beide Seiten des Daches sind erhöht, die Mitte ist niedergedrückt. Ein Haus war mit dem Schädel eines erschlagenen und vom Eigenthümer verspeisten Bergbewohners geschmückt; drei weiße Muscheln hingen von dem Schädel als Zierath herab. Menschenschädel bilden bei diesen Südcap-Leuten einen Handelsartikel und stehen hoch im Preise; es gelang mir daher den oben erwähnten Schädel zu kaufen.

Ein Mann, der sich mehrere Frauen hielt, hatte denselben, wie seinen Kindern, ein großes Haus eingeräumt, wo sie in Harmonie lebten, während er selbst ein kleines Haus in der Nähe bewohnte. In Suau geht gewöhnlich eine niedrige Scheidewand quer durch das Haus, die weiblichen Bewohner haben die eine Hälfte inne, die männlichen die andere. In ganz Neuguinea schläft man zur Seite des Feuers der Wärme wegen, da es oft gegen Mitternacht völlig eisig zu sein scheint.

Wir trafen einige Männer, welche starke Seile flochten



Wald von Pandanus-Bäumen.

S. 291.

(um Netze zum Einfangen wilder Schweine anzufertigen) von einer dem Manilahanf sehr ähnlichen starken Faser. Sie wird von den ungeheuern Luftwurzeln der Pandanusbäume gewonnen und daraus wird auch die bereits beschriebene Mattenbekleidung gemacht. Die Abhänge waren üppig mit diesen Bäumen bewachsen. Die Luftwurzeln sind ungefähr zweimal so stark und schwer als jene, die ich von den Südsee-Inseln her kannte. Mein Eindruck ist, daß es verschiedene Species des Pandanus sind. Edle Calophylla inophylla wächst in Überfluß an einigen Stellen am Rande der Lagune. In der Nähe eines Dörfchens waren zahlreiche Zweige beschnitten und dicht zusammengelegt, wie eine Hecke, um die Krokodile zu verhindern des Nachts ans Ufer zu kommen, was sie oft thun, um Schweine oder einzelne Menschen zu verschlingen.

Wir verließen die Bertha-Lagune und ruderten nun einen namenlosen Fluß ein paar Meilen hinauf. Unsere Augen wurden ermüdet durch die endlosen Gehölze von schönen Mangroven an beiden Ufern; hier und dort hatten wir einen Ausblick auf Pflanzungen. Die Frucht der Mangrove keimt, während sie noch auf dem Baume ist. Es ist eigenthümlich, die Wurzeln in der Luft zu sehen und wie die Fruchtschoten noch mit dem Zweige verbunden sind. Weit oben an den Bergabhängen sahen wir in der klaren Morgenluft den Rauch, der von Pflanzern von Yams u. dgl. herrührt. Die Lehrer versichern, daß auch in diesem Theil von Neuguinea jeder Ackerboden seinen Eigenthümer hat. Ein Eingeborener, der eine Pflanzung auf dem Grund und Boden eines andern anlegen will, kann dies nur thun, indem er um Erlaubniß bittet oder gegen eine vereinbarte Bezahlung, die aber nur für einmalige Benutzung gilt.

Während wir diesen Fluß entlang fuhren, versicherte mir Mataio, daß derselbe von Krokodilen wimmele; er erzählte, wie ein berühmter Krieger, der eines Tages hier fischte (er stand unklugerweise in dem Strom), an beiden Seiten seines

Körpers von den Klauen eines Krokodils umfaßt worden sei, der tapfere Bursche habe aber sofort die einzelnen Krallen jeder Klaue ergriffen und so das Unthier zum Loslassen gezwungen, indem er ihm die Klauen mit furchtbarer Kraft ausrenkte. Das Krokodil, dem dieser unerwartete Empfang nicht behagte, riß aus, aber der Mann behielt die Spuren davon bis zu seinem Ende. Ich erinnerte mich hierbei der Narben, die ich an Teinaore's Frau in Parimata gesehen, und durfte daher dieser Erzählung Glauben schenken. Nach Mataio's Versicherung fürchten die Eingeborenen nichts mehr als die Klauen dieser Reptilien.

Ein nahe dem Missionshause einmündender Fluß eignet sich bestens, um die hier einlaufenden Schiffe mit Wasser zu versorgen; sollte er — wie es manchmal in der heißen Jahreszeit vorkommt — mit seiner Wassermenge hierzu nicht ausreichen, so bietet ein schöner Quell an der Einfahrt der Bertha-Lagune noch reichen Vorrath.

Die Suau-Leute sind schrecklich schmutzig, sie waschen sich niemals oder doch nur unfreiwillig, wenn sie fischen gehen. Gewöhnlich werden Schlagnetze gebraucht. Ich fragte nach dem Zwecke verschiedener kleiner Häuser und erfuhr, daß sie dazu dienen, die Gräber zu bedecken. Alle Glieder einer Familie kommen nach dem Tode in ein und dasselbe Grab; die Erde, welche die letzten Bewohner dünn bedeckt hatte, wird herausgeschafft, um für die neuen Ankömmlinge Platz zu machen. Diese Gräber sind nicht tief, die Todten werden in sitzender Stellung begraben mit gefalteten Händen. Die Erde wird nur bis zur Höhe des Mundes hineingeworfen, den Kopf bedeckt ein irdener Topf. Nach einiger Zeit wird der Topf fortgenommen, das vollständige Gerippe hervorgeholt und gereinigt, um in einem Korb oder Netz in der Behausung des Verstorbenen über dem Feuer aufgehängt zu werden, wo es im Rauche schwärzt. Man kann leicht begreifen, wie diese Liebe zu den Todten in Anbetung übergehen kann; diese fast universale Form des Götzendienstes ist durch Rom ganz über-

gegangen in die Christenheit, in dem Reliquiendienst und in der Heiligenanbetung.

Bei meiner Rückkehr erwartete mich in der Behausung des Lehrers eine große Sammlung von Orchideen, die mir als ein angenehmes Andenken an meinen Besuch in Suau zugedacht war, doch nahm ich wegen ihres großen Umfangs nur sehr wenige an. Ich bemerkte hier, daß am Fuße der schönen Jackfruit- und anderer Bäume die Betelpfefferliane angepflanzt ist; in kurzer Zeit klettert sie ringsherum den glatten Stamm hinauf bis zur höchsten Spitze, von welcher sie dann anmuthig herunterhängt. An den Bergabhängen von Suau wachsen die schönsten Taro der Welt.

Einer der Häuptlinge von Suau interessirte mich besonders; er war unter dem Namen „Knochensack" bekannt, wegen seiner Gewohnheit, Hals- und Armbänder von menschlichen Knochen zu tragen. In den ersten Tagen der Mission (1877), als das Leben von Chalmers und dessen Frau noch am Faden hing, befreundete er sich mit diesen, warnte sie bei Gefahr und versorgte sie mit Nahrung. — Eine der werthvollsten Kuriositäten, die man hier erlangen kann, ist die Axt, die von den Häuptlingen paarweise als Vorboten des Friedens feierlich getragen werden. Wenn diese Aexte angenommen werden, folgen Schweine, Bananen u. s. w. und der wirkliche Friede ist gesichert. Ein Blick auf die leichten künstlerischen Griffe dieser Aexte läßt erkennen, daß dieselben nicht zum Holzfällen bestimmt sind; da sie nur in Prozessionen getragen werden, hat man ihnen den Namen „Prozessionsäxte" gegeben.

An manchen Theilen der Neuguineaküste fiel mir die Größe der echten Venusmuschel auf; oft kommen solche von 50—80 cm vor, und es ist zu verwundern, daß nicht noch mehr Hände und Füße durch diese schrecklichen Mollusken abgebissen werden.

Wo wir auch in Neuguinea reisten, sahen wir massenweise Federn von Paradiesvögeln, meistens der Paradisea raggiana. Sie werden von den im Innern wohnenden Stäm-

men an die Küsteneingeborenen verkauft zu dem sehr imposanten Haarschmuck, den diese bei den wichtigsten Gelegenheiten anlegen; bei Uebernahme einer Frau gelten diese Federn auch als ein Theil des Kaufpreises. Lawes beschenkte mich mit einem Federkranz, den er im Golf erhalten und der von der als **Seleucides alba** bekannten Species war, welche sich des Zuckergehaltes und der Insekten wegen auf Sagopalmen und Pandanusbäumen aufhält. Die schönen gelben Federn sind von den untern Körpertheilen und den an den Seiten vorstehenden Federbüscheln entnommen. Während Neuguinea in Anbetracht seiner dem Areal von Frankreich und England zusammen gleichkommenden weiten Ausdehnung sehr arm an Säugethieren erscheint, ist es wunderbar reich an schönen und großartig gefärbten Vogelgattungen.

Um halb 2 Uhr nachmittags gingen wir an Bord des „Ellengowan", die Segel wurden beigesetzt, — ein schmerzbewegtes Abschiednehmen fand statt und wir glitten langsam durch den Mayri-Paß. Mit Interesse blickten wir auf die Farm-Bai, die überall besäet war von den Hütten der Eingeborenen, welche uns in Canoes entgegenkamen, mit Ladungen von Zuckerrohr zum Verkauf. Dort lag das in glänzendes Grün gekleidete Südcap selbst, wo keine Seele lebt. Die Brise wurde nun frischer und flott ging es in die See hinaus. Am Morgen waren nur noch die schwachen Umrisse der entferntesten Berge der höchst interessanten Insel sichtbar. Am 28. ankerten wir in Cooktown.

Von Maiva bis zur Dinner-Insel ist eine Entfernung von 450 km; von dem Baxter-Fluß bis zum Ostcap (die von der Londoner Missionsgesellschaft besetzte Küstenlinie) beträchtlich über 750 km.

In dem Südostzweig dieser Mission sind jetzt 116 Erwachsene, die der Kirchengemeinde angehören, und 1200 Kinder, welche geistlichen Unterricht genießen; 16 alte Lehrer arbeiten unter der Oberaufsicht von Lawes und Chalmers, außer denjenigen, die meiner Sorge anvertraut sind.

Anhang.

I. Die Motu-Monate.[1]

Huilaula Goha Lailai Darodaro Divaro Vehadi Vehadi Hoidohado Vehadi hirihiri Uria Lahaka Manumaura Biliakei Biliabada	Das neue Jahr beginnt ungefähr am 18. December. Man hat im ganzen 13 Monate.

[1] Die Mehrzahl der Eingeborenen von Port Moresby gehört dem Motu-Stamme an; die in diesem Districte gebräuchlichen Bücher sind daher in diesem Dialekte geschrieben.

II. Die Motu-Zahlen.

1	Tamona
2	Rua
3	Toi
4	Hani
5	Ima
6	Taura toi (= zweimal drei)
7	Hitu
8	Taura Hani (= zweimal vier)
9	Ta
10	Quauta
20	Ruā hui
30	Toi a hui
40	Haria hui
50	Imā hui
60	Taura toi a hui
70	Hitu a hui
80	Taura hani a hui
90	Taa hui
100	Sinahu
1000	Daha
10 000	Domaga
100 000	Kerebu.

Höhere Zahlen sind unbekannt.

Register.

C.

D.

E.

L.

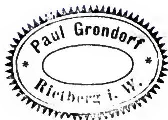
M.

N.

T.

U.

V.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



DER SÜDÖSTLICHSTE THEI[L]
VON
NEU-GUINEA
nach den Berichten der Londoner Missions-Ges[ellschaft]
Maßstab 1:3.000.000

Koi-Lago, Daudé
Saibai I.
Maßstab 1:3600000

Huon Golf

Banda See

Owen Stanley Geb.
Owen Stanley od. Veturu
Kabati
Redscar Bai
Port Moresby
Astrolabe Bg.
Hood Point
Kevori
Elema
Maiva
Yule I.

Zur Vergleichung des Maßstabes
Braunschweig
Wolfenbüttel

Papua Golf
Torres-Strasse
Queensland
DIE TORRES-STRASSE.
Maßstab 1:7.000.000

148 Östl. Länge v.

E. Wallroth. 1885

NEU-GUINEA ODER PAPUA.
Maßstab 1:20000000
Deutsche Meilen

NEU-GUINEA OD. PAPUA
Holländisch
Kaiser Wilhelms Land
Deutsch
Britisch
Bismarck-Archipel
Neu-Pommern
Admiralitäts
Neu Hannover
Neu-Mecklenburg
Geelvink B.
Jobi
Aru I.
Friedrich-Heinrich I.
Arafura See
Astrolabe Bai
Huon Golf
Herkules B.
Papua Golf
Torres-Strasse
AUSTRALIEN
Süd Kap
Ost Kap
Humboldt B.
Östl. L. v. Greenw.

DIE CHINA STRASSE.
Maßstab 1:800.000
Deutsche Meilen (15=1°)
NEU-GUINEA
Possession B.
Jenkins Bai
Mourilyan (Basilisk)
Moresby I.
Hayter I.
China Str.
Margaret I.
O'Neill I.
Heath P.
Blanchard I.
Didimus I.

D'ENTRECASTEAUX INSELN
Trobiand I.
Jurien I.
Lagrandière I.
Acklands Bai
Hardy I.
Collingwood Bai
Goodenough I.
Fergusson I.
Sunday I.
Ward Hunt Str.
C. Moresby
Goodenough Bai
Welle I.
Normanby I.
Goschen Str.
Mt. Suckling
Table Bai
Orangerie Bai
Mullens Hafen
Milne Bai
Süd Kap
Moresby I.
Mourilyan (Basilisk I.)
Blanchard I.
Teste I.
Missions-Station
Länge v. Greenwich
149
150
151
9
10
11